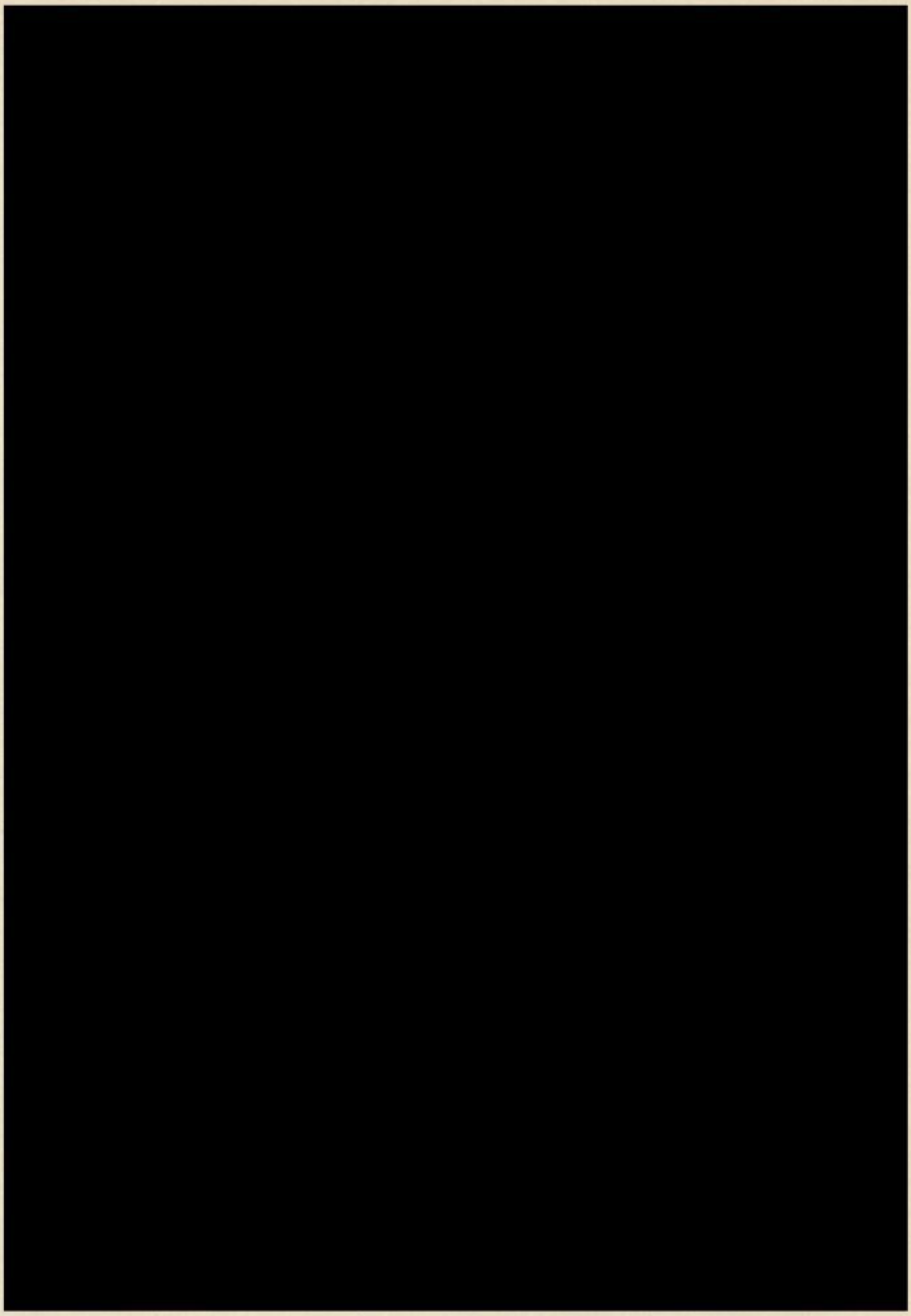
SLUB Dresden
zell1
20
8
00687
007
01
0 1
m028 MZ

SLUB
Wir führen Wissen.

Technische Universität
Bibliothek

20	800687	P..	Band 007	... 01	Teil 0	Ex. 1	



SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

DEUTSCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN

WERTE DER DEUTSCHEN HEIMAT

Veröffentlichungen der Kommission für Heimatforschung

Band 7

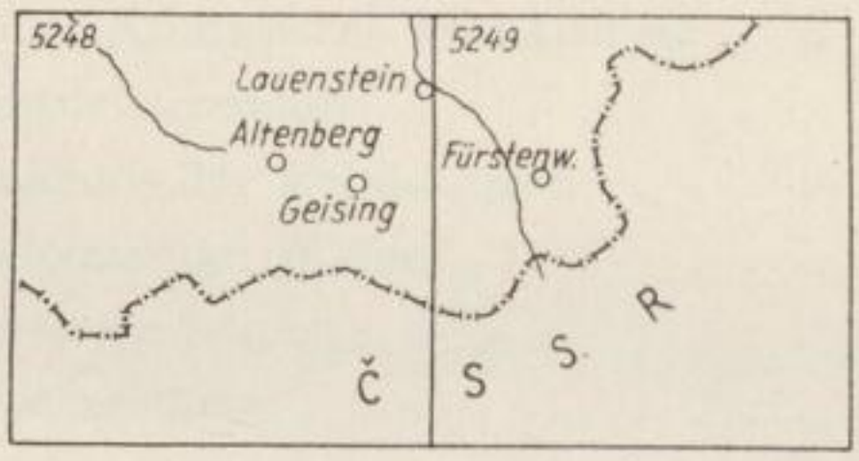
SLUB
Wir führen Wissen.

UM ALTENBERG, GEISING UND LAUENSTEIN

Ergebnisse der heimatkundlichen Bestandsaufnahme
im Gebiet von Altenberg und Fürstenwalde

Von Martin Hammermüller
Bearbeitet in der Arbeitsstelle Dresden

Mit 29 Abbildungen, 16 Kunstdrucktafeln, 1 Übersichtskarte



1964

AKADEMIE-VERLAG · BERLIN

Bibliothek
der
TU Dresden
28. OKT. 1964

Erschienen im Akademie-Verlag GmbH, Berlin W 8, Leipziger Str. 3—4

Copyright 1964 by Akademie-Verlag GmbH

Lizenz-Nr.: 202 · 100/112/64

Kartengenehmigung: Nr. 973/63

Gesamtherstellung: VEB Druckhaus „Maxim Gorki", Altenburg

Bestellnummer: 2084/7 · ES 15 D

ZA 687,7

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort VII

Mitarbeiterverzeichnis VIII

Verzeichnis der Suchpunkte IX

I. Überschau 1

II. Einzeldarstellung 12

III. Anhang 197

A. Tabelle: Einwohnerzahlen vom 16. bis 20. Jahrhundert 197

B. Tabelle: Landwirtschaftliche Verhältnisse 198

C. Tabelle: Klimatische Verhältnisse 199

D. Literaturverzeichnis 200

E. Verzeichnis der Abbildungen 206

F. Verzeichnis der Bilder 207

G. Namenverzeichnis 209

H. Sachverzeichnis 216

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

VORWORT

Nach dem Erscheinen der Bände 5 und 6 der Reihe WERTE DER DEUTSCHEN HEIMAT für außerhalb des Erzgebirges gelegene Gebiete wird mit der vorliegenden Arbeit die heimatkundliche Inventarisation im östlichen Erzgebirge fortgesetzt. Die gewählte ausführliche Beschreibung heimatlicher Werte vermittelt tiefgehende Kenntnisse über dieses gleichermaßen naturwissenschaftlich wie gesellschaftswissenschaftlich interessante und wohlbekannte Urlaubs- und Wandergebiet und vermag daher das unmittelbare Landschaftserlebnis zu vertiefen. Neben geographischen Beschreibungen sowie geologischen und botanischen Befunden stehen ausführliche Darstellungen siedlungs- und kunsthistorischer Objekte; ebenso ist den historischen wie gegenwärtigen wirtschaftlichen Tatsachen, insbesondere dem Bergbau, hinreichend Raum gewidmet, wobei auch die volkskundliche Überlieferung berücksichtigt wird.

Wenn in kollektiver Weise Mitarbeiter und Gutachter uneigennützig dem gemeinsamen Werke gedient haben, so fiel die Erarbeitung zahlloser Literaturhinweise und unveröffentlichter Archivalien sowie die systematische Begehung des Geländes in erster Linie dem jahrelang und unermüdlich tätigen Heimatforscher Martin Hammermüller zu. Ihm zur Seite standen mit Auskünften und Hinweisen zahlreiche Helfer im Land, Einzelpersonen, Orts- wie Kreisbehörden, denen genau so gedankt sei wie den der heimatkundlichen Inventarisation seit Jahren treu verbundenen Wissenschaftlern der begutachtenden Forschungsinstitute. Für die abschließenden Gesamtgutachten zu dem vorliegenden Band ist Prof. Dr. Ernst Neef und Dr. Helmut Wilsdorf zu danken.

Wilhelm Unverzagt

Vorsitzender der Kommission für Heimatforschung

MITARBEITERVERZEICHNIS

1. Studienrat i. R. Martin Hammermüller, Dresden A 27, Bernhardstr. 99 (Grundmanuskript)
2. Dipl.-Ing. Jochen Helbig, Institut für Ländliches Bauwesen der Technischen Universität Dresden (Aufmessung von Bauwerken, Architekturzeichnungen) unter Mitarbeit von Walter von Fritschen, Institut für Denkmalpflege Dresden
3. Dr. Günter Weise, Institut für Botanik der Technischen Universität Dresden (Botanik) unter Mitarbeit von Manfred Apitzsch, Dipl.-Biol. Rolf Büttner und Dipl.-Biol. Werner Hempel
4. Dipl.-Phil. Rudolf Ziesler, Institut für Denkmalpflege Dresden (Schloß Lauenstein)

Fachliche Begutachtungen

1. Dr. Karlheinz Blaschke, Sächsisches Landeshauptarchiv Dresden (Orts- und Landesgeschichte)
2. Dr. Alfred Fiedler, Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Institut für deutsche Volkskunde, Forschungsstelle Dresden (Bauernhausaufnahme)
3. Dr. Fritz Löffler, Institut für Denkmalpflege Dresden (Kunstgeschichte)
4. Dr. Hans Prescher, Museum für Geologie und Mineralogie Dresden (Geologie)
5. Dr. Hans Walther, Arbeitsgruppe Deutsch-Slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte der Karl-Marx-Universität Leipzig (Namenkunde)
6. Dr. Helmut Wilsdorf, Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Institut für deutsche Volkskunde, Forschungsstelle Dresden (Bergbaugeschichte)

Redaktion

Dr. Dietrich Zühlke, Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Kommission für Heimatforschung, Arbeitsstelle Dresden

SLUB
Wir führen Wissen.

VERZEICHNIS DER SUCHPUNKTE

Die Nummern entsprechen denen am Rande des Textes sowie denen auf der Übersichtskarte

A 1 Zinnstraße 12
2 Hofehübel 13
3 Kurort Bärenfels 13
4 Sichelweg 19
5 Bärenstraße 19
6 Rote Weißeritz 19
7 Fernverkehrsstraße 170 . . 21
8 Friedrichshöhe 21
9 Kurort Bärenburg 21
10 Spitzberg 25
11 Rotwasser 25
12 Büttners Höhe 25
13 Schäfermühle 25
14 Waldbärenburg 26
15 Baukahre 26
16 Klinge 26
17 Oberpöbel 26
18 Pöbelbach 27
19 Putzmühle 28
20 Stephanshöhe 28
21 Schellerhau 29
22 Schellermühle 39
23 Schinderbrücke 39

B 1 Dresdner Straße 40
2 Ottertellenweg 40
3 Große Biela 40
4 Angermannmühle 41
5 Kleine Biela 41
6 Am Rotherd 41
7 Ladenmühle 42
8 Hirschkopfweg 42
9 Kesselhöhe 42
10 Kohlberg 42
11 Riesengrund 43
12 Hirschsprung 43
13 Weicholdswald 46
14 Rüstmeisterberg 47
15 Vorwerk Neugarten 47
16 Rauschermühle 47
17 Lerchenhübel 47
18 Geisingberg 48

C 1 Bärenstein 54
2 Huthaus 55
3 Müglitztal 55
4 Sachsenhöhe 57
5 Lauenstein 58
6 Schafkuppe 70
7 Schäferei 70
8 Stockwiesen 71
9 Graupenweg 71
10 Rotes Wasser 71
11 Kämpfemühle 71
12 Hartmannmühle 72
13 Sandermühle 72

D 1 Mühlberg 72
2 Liebenau 72
3 Postmeilenstein an der Alten Dresdner Straße 78
4 Eisenstraße 78
5 Vogelherd 79
6 Harthe 79
7 Grafenstein 79

E 1 Oelsengrund 79
2 Kleinliebenau 80

F 1 Seydener Wand 81
2 Zechenweg 81
3 Gabelweg 81

4 Alte Zinnstraße 82
5 Seifenbusch 82
6 Pöbelknochen 83
7 Wilde Weißeritz 83
8 Hemmhübel 83
9 Heckengrund 84
10 Milchfluß 84
11 Rehefeld 84
12 Buchwald 87

G 1 Neugraben 87
2 Großer und Kleiner Galgenteich 88
3 Seifenmoor 89
4 Räumerich 90
5 Altenberg 91
6 Raupennestberg 115
7 Sanatorium Raupennest . . 115
8 Goethe-Denkmal 116
9 Aschergraben 116
10 Paradies 117
11 Kahleberg 117
12 Quergraben 121
13 Langegassenweg 121
14 Ehemalige Grube „Gnade Gottes“ 122
15 Ehemalige große Erzwäsche 122
16 Tiefer Bünaustollen 123
17 Wüster Teich 124
18 Zinnwald 124
19 Georgenfeld 133

H 1 Geising 138
2 Tiefer Erbstollen 154
3 Alte Kohlenstraße 156
4 Löwenhain 156
5 Hutberg 161
6 Hirschberg 162
7 Roter Stein 162
8 Heerwasser 162
9 Kohlhaukuppe 163
10 Hüttenteich 163
11 Schauhübel 164
12 Hofeteich 164

J 1 Unterlöwenhain 164
2 Kratzhammer 164
3 Fürstenwalde 165
4 Klengelkuppe 172
5 Höllmühlenscheune 172
6 Kadnerhöhe 172
7 Furt 173
8 Gottgetreu 174
9 Müglitz (Dorf) 174
10 Schwarzbach 175
11 Fürstenau 175
12 Die Heide 182

K 1 Rudolphsdorf 183
2 Haberfeld 184

L 1 Hirschbach 184
2 Kalkbergwerk Zaunhaus . . 185
3 Gießhübel 185
4 Großer Warmbach 185
5 Neu-Rehefeld 186
6 Hemmschuh 186
7 Kreuzweg 187
8 Holperbach 188

M 1 Georgenfelder Hochmoor . . 188
2 Lugsteine 195

N 1 Traugotthöhe 196

O 1 Grenzbach 196

I. Überschau

Wie die jüngste geographische Forschung zur naturräumlichen Gliederung Sachsens nachwies, ist das östliche Erzgebirge ein Gebiet von besonderer Eigenart. Zum Unterschied von dem über 1000 m sich erhebenden, nach Gesteinsausstattung und Bodengestalt vielfältigeren Westerzgebirge verbleibt es in etwas geringerer Höhe und erscheint auch gleichförmiger.

Unser Untersuchungsgebiet um Altenberg, Bärenburg, Schellerhau, Zinnwald und Fürstenwalde können wir vom Turm des Geisingberges in seiner Gesamtheit überschauen. Breitwellig dehnt sich das Land, sanft und weitgeschwungen sind alle Formen. Nur die Flußtäler, auf die Entfernung lediglich an auftauchenden und verschwindenden Streifen ihrer Hangwälder erkennbar, gliedern den Landblock. Es bietet sich uns das typische Bild einer Rumpfflächenlandschaft, aus der nur wenige Erhebungen und kaum ausgeprägte Berggestalten hervorragen. Sie dacht sich vom breitgewölbten Kamm um Zinnwald nach Norden und nach Nordosten, nach dem Elbtal zu, gleichmäßig ab. Den Westen unseres Bereiches jedoch beherrscht ein deutlich hervortretender wallartiger Höhenrücken, der von den Lugsteinen und dem Kahleberg (905,1 m) über Oberbärenburg mit der Opelhöhe (771,8 m) und der Tellkoppe (757,6 m) bis zum Kohlberg südlich von Dippoldiswalde (595,3 m) mit deutlicher Stufengliederung abfällt.

Wie läßt sich die Zweiteilung unseres Gebietes in die östliche flachwellige Rumpffläche und in den westlichen Höhenrücken erklären? Einer der südlichen Sättel des gegen Ende des unteren und im Anfang des oberen Karbons sich emporfaltenden variszischen Gebirges lag im Bereich des heutigen Erzgebirges. In die gebirgsbildenden Bewegungen wurden eruptive granitische und umgeschmolzene sedimentäre Massen älterer Herkunft hineingezogen und unter Druck in einen kristallinen Schiefer von dünnschichtiger Parallelstruktur, den Gneis, umgeformt. Er ist als grobkörnig-schuppiger Freiberger Grauer Gneis östlich jenes Höhenzuges, als mittel- bis feinkörnig-schuppiger Marienberger Grauer Gneis und als Roter Gneis westlich davon ausgebildet. Besonders der Graue Gneis ergibt bei Verwitterung einen grusig-lehmigen Boden, der zwar steinig, aber mit genügend Nährstoffen versehen und damit für agrarische Nutzung geeignet ist (Abb. 1 und 2).

Während des Oberkarbons drang der eisenführende Schellerhauer Granit auf. Etwas später, aber noch der gleichen geologischen Formation angehörend, entquollen einer Spalte vom heutigen Südfuß des Gebirges bei Teplice (Teplitz) bis zu dem genannten Kohlberg Schmelzflüsse und ergossen sich deckenbildend zum Teil über den Westrand der Kluft hinweg. Sie erstarrten zu Quarzporphyr,

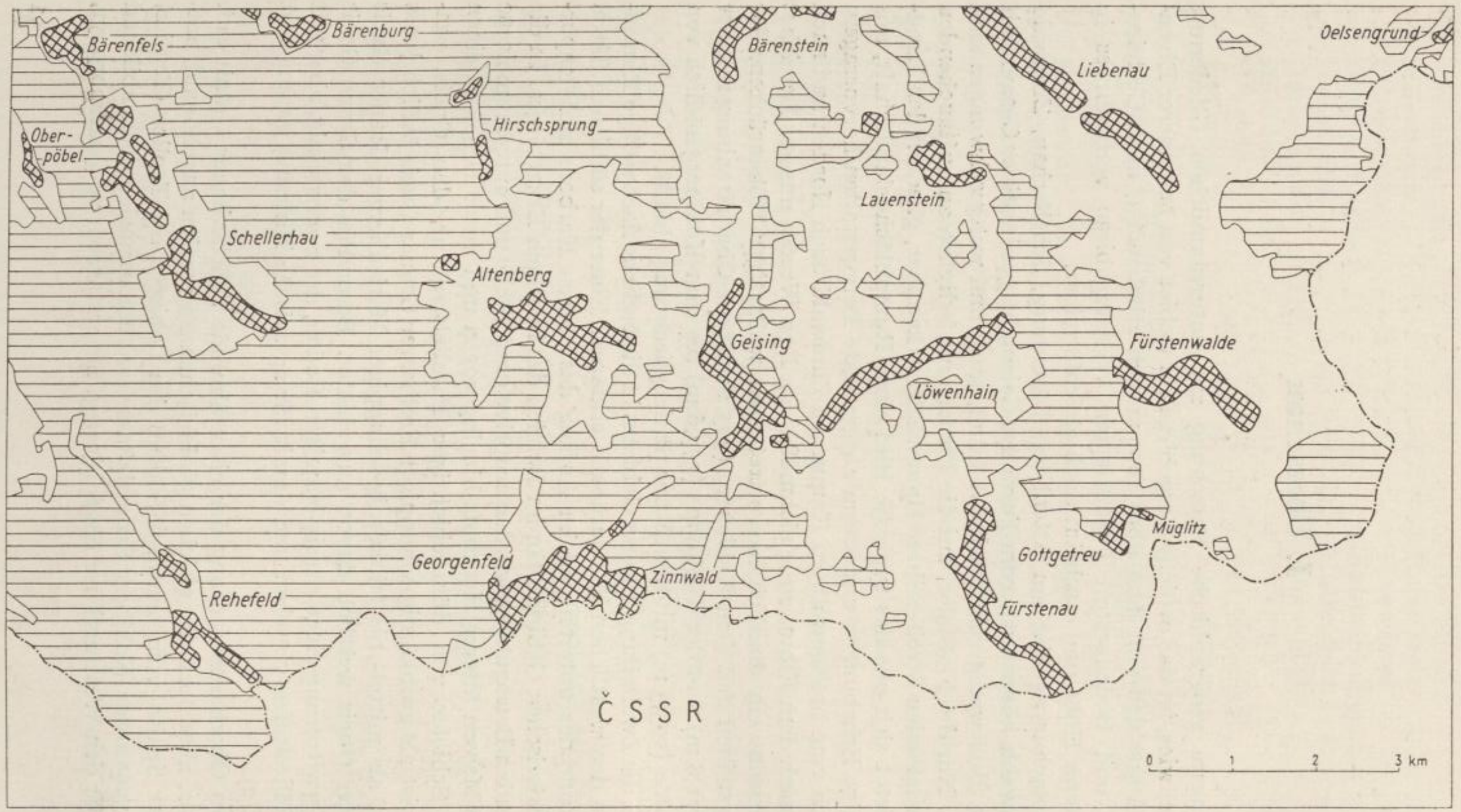
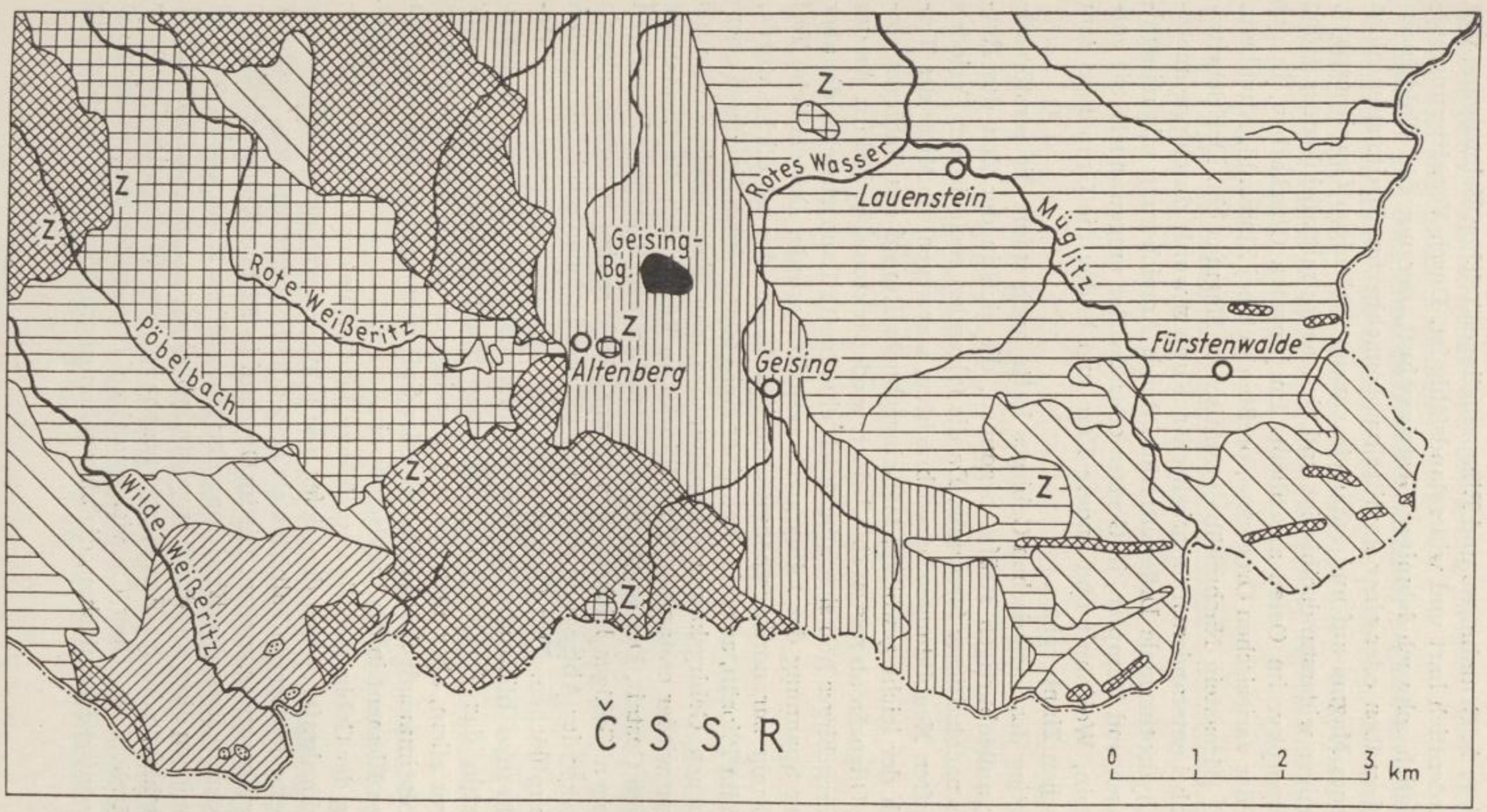


Abb. 1. Verteilung des Waldes, der Siedlungen und der landwirtschaftlich genutzten Flächen



Freiberger Grauer Gneis
Roter Gneis
Phyllit
Granit
Granitporphyr
Quarzporphyr
Z Kalkstein/Zinnerz
Basalt

Abb. 2. Geologische Übersicht

der infolge seiner in Grundmasse und Einsprenglingen reichen Beimengung von Quarz außerordentlich hart und widerstandsfähig ist. Durch Verwitterung entsteht ein lediglich schwach lehmiger Gesteinsschutt, der nur für Waldwuchs genügt. Aus derselben oder einer unmittelbar benachbarten Spalte stieg nicht viel später neues Magma auf und erhärtete zum grobkörnigen Granitporphyr, der etwas weniger widerstandsfähig ist und sich heute mit absinkender Höhe an den Quarzporphyr im Osten anschließt. Im jüngsten Oberkarbon, in der letzten Phase der variszischen Orogenese, preßten sich bei Zinnwald, Altenberg, Sadisdorf und Bärenstein Nachschübe granitischen Magmas ein. Der Scheitelbereich der dabei entstandenen unterirdischen Kuppen wurde durch pneumatolytische und hydrothermale Differentiation, durch Anreicherung mit mineralführenden Gasen und Dämpfen, in Greisen oder Zwitter umgewandelt. Sie enthalten Zinnstein, Wolframit und andere Erze und bilden die Grundlage zum osterzgebirgischen Zinnbergbau.

Mit dem Aufstieg des variszischen Gebirges hatte auch sofort die zerstörende Tätigkeit der außenbürtigen Kräfte begonnen, die sich in der Zeit des Rotliegenden aufs nachhaltigste fortsetzte. Da die folgenden geologischen Perioden keine dauerhaften Neubildungen hervorbrachten, war gegen die Mitte des Tertiärs nur noch der leicht gewölbte, fast eingeebnete Rumpf des Gebirges vorhanden. Vom Oligozän ab regten sich jedoch wieder tektonische Kräfte. An der Stelle des Urerzgebirges hob sich allmählich eine breite Landschwelle, die aber bei verstärkter Spannung der Länge nach gespalten wurde. Der südliche Teil sank staffelförmig zur nordwestböhmischen Mulde ab, der nördliche wurde, hauptsächlich im Pliozän, angekippt zu einer Keil- oder Pultscholle, deren obere Kante den neuen Gebirgskamm darstellte; das alte Faltengebirge war als Schollengebirge wieder erstanden. Vom Pliozän an formte sich die Landschaft bis zur heutigen Gestalt. Der wegen seines beträchtlichen Feldspatgehaltes und seines schiefrigen Gefüges leichter zersetzbare Gneis verfiel in seinen oberen Schichten stärker der Abtragung und erscheint nun in jenen wenig markanten östlichen Rumpfflächen. Der Quarzporphyrzug dagegen widerstand der Denudation mehr und blieb als Härtling erhalten. Die tektonischen Vorgänge hatten weiterhin das Aufdringen basaltischer Schmelzflüsse ausgelöst; der Geisingberg vor allem, aber auch der von jenseits der Grenze das Bild unseres Raumes mit bestimmende Spičák (Sattel- oder Spitzberg) traten als neues, nun beherrschendes Element in die Landschaft ein.

Die Anhebung der Gebirgsscholle vergrößerte das Gefälle der Gewässer und damit ihre Erosionskraft. Neben den tiefer und schmaler werdenden Fließrinnen blieben die Reste der älteren Talböden als Fels- oder Schotterterrassen, mitunter in mehrfacher Abstufung, stehen. Die im Oberlauf in flachen Mulden fließenden Nebenbäche vermochten der Eintiefung der Hauptflüsse nicht rasch genug zu folgen und erreichen diese nur durch enge, steile Schluchten. Im ganzen verdankt unsere Landschaft, wie das Erzgebirge überhaupt, der Flußerosion ihre reizvolle Gegensätzlichkeit. Über die vielgestaltigen Haupttäler erheben sich die wenig ausgeformten Hochflächen, die aber schon durch kürzere Nebenbäche in

unmittelbarer Nachbarschaft von Weißeritz, Müglitz und Gottleuba angegriffen und aufgegliedert werden.
Vom nahen und doch klimatisch bedeutend mehr begünstigten Dresdner Elbtal unterscheiden unseren höchsten Bezirk (Abb. 3) eine sehr viel niedrigere Durchschnittstemperatur — das Jahresmittel beträgt um 5° hier, reichlich 9° dort —, das etwa doppelt so häufige Auftreten von Frost-, Nebel- und Schneefalltagen,

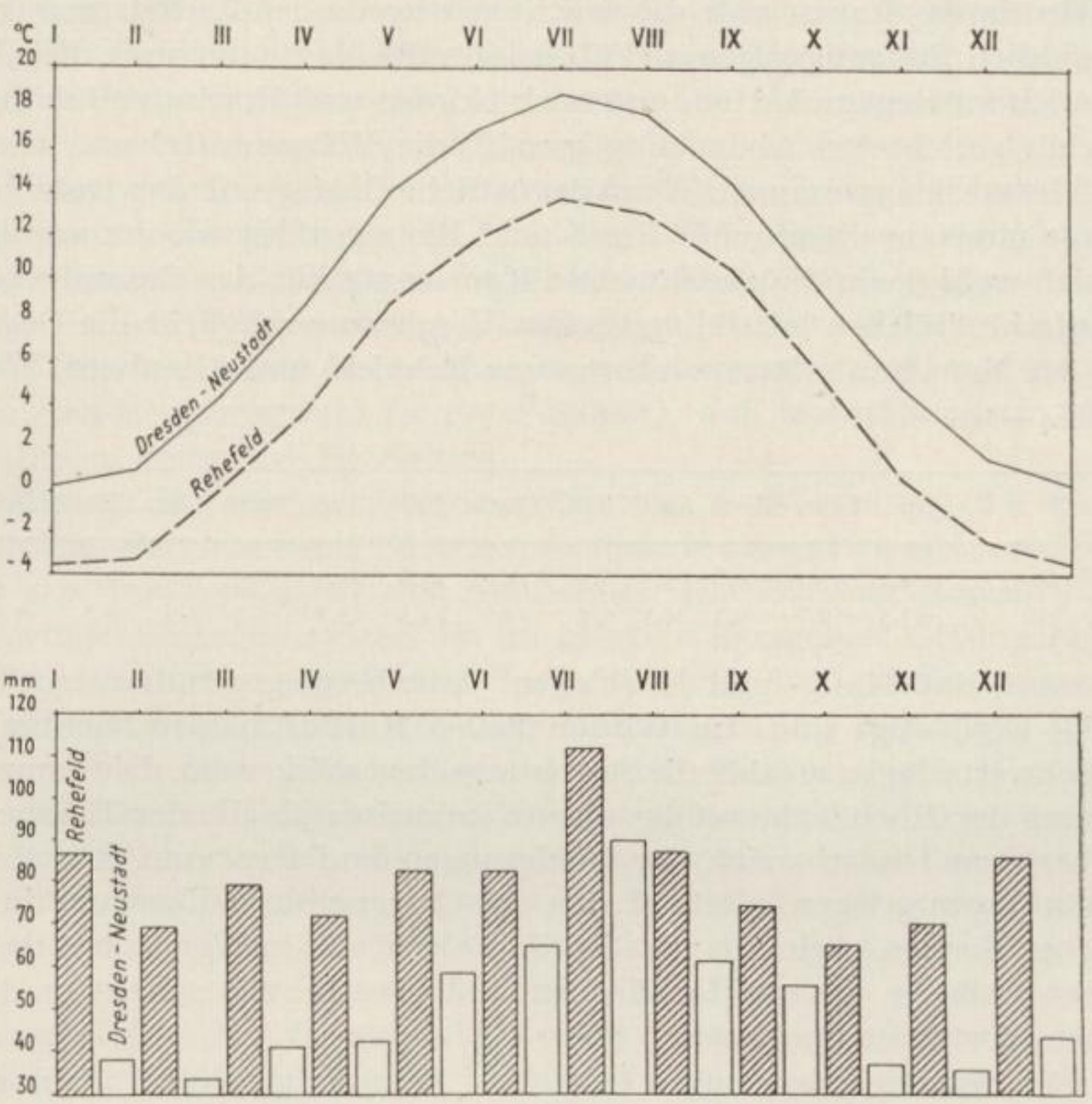


Abb. 3. Monatsmittel der Temperaturen (1881—1930) und mittlere Monatssummen der Niederschläge (1891—1920) in Rehefeld und Dresden-Neustadt

eine dreimal so lange anhaltende Schneedecke, eine Verspätung des Frühlingseinzuges um ungefähr 30 Tage und eine Verkürzung der Vegetationszeit um 2 Monate (Dresden 259, Altenberg 200 Tage). Vergleichen wir jedoch unser Untersuchungsgebiet mit anderen deutschen Mittelgebirgen, so ergibt sich, daß sein Klima weitgehend dem Normalfall entspricht, wie er in einem Gebirgsteil von mäßiger Höhe und im Übergangsbereich vom See- zum Landklima zu erwarten ist. Auf Grund der Feststellungen des Hauptamtes für Klimatologie läßt sich eine Jahresisotherme von 5° erschließen, die durch den Raum von Rehefeld,

Schellerhau, Bärenfels, Bärenburg, Altenberg, Geising, Zinnwald, Löwenhain und Fürstenau verläuft. Ungefähr an der gleichen Linie erhöhen sich die Niederschläge auf einen Betrag von durchschnittlich 1000 mm. Innerhalb dieses montanen Klimabezirkes liegt der porphyrische Härtlingsrücken. In seinem Bereich hat sich das osterzgebirgische Kälte- und Niederschlagszentrum von Rehefeld—Altenberg—Zinnwald entwickelt, dessen Temperaturen und Niederschlagsmengen sich denen des Fichtelberges und des Auersberggebietes annähern. An seiner Westflanke stauen sich die feuchten ozeanischen Luftströmungen und geben reichlich Steigungsregen ab (über 1000 bis über 1100 mm). Die Leeseite befindet sich im Regenschatten, und nach Norden und Nordosten erhöhen sich, der dorthin gerichteten Abdachung gemäß, die Wärmemittel und verringern sich die Niederschlagssummen. Wenn der östliche Gebirgsteil aber trotz minderer Höhenlage ungefähr ebensoviele Frost- und Eistage zählt wie der westliche, so äußert sich wohl darin die zunehmende Kontinentalität des Gesamtgebirges.
Einen aufschlußreichen lokalklimatischen Vergleich ermöglicht die Gegenüberstellung der Monatsmitteltemperaturen von Rehefeld und Altenberg (Werte der Jahre 1864—1920).

	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.	Jahr
Rehefeld 680 m	−4,1	−3,2	−0,8	3,5	8,3	11,9	13,6	12,9	10,0	5,2	0,0	−3,1	4,5
Altenberg 750 m	−3,5	−2,6	−0,3	4,5	9,2	12,6	14,3	13,8	11,0	5,9	0,5	−2,7	5,2

Man erkennt, daß Hang- und Hochlagen (Altenberg) gegenüber den Tallagen (Rehefeld) begünstigt sind. Im Winter fließen Kaltluftmassen leichter ab, bei Hochdruckwetterlagen strahlt die Sonne tagsüber stärker ein. Die sommerliche Erwärmung der Hochfläche erfolgt ebenso intensiver als die der Tallagen.
Hoch über dem Dunstbereich der Niederungen und fern vom Rauch der Industriehäufungen gelegen, zeichnet sich das Osterzgebirge allgemein durch viel winterlichen Sonnenschein aus; das ist ein Faktor, der im Verein mit der dauerhaften Schneedecke unsere Hochflächen und Hänge zu bevorzugten Räumen des Wintersportes stempelte.
Klimatische Sondererscheinungen sind die „Böhmischen Nebel“, aus dem erhitzten nordböhmischen Becken aufsteigende und sich über den Kamm herüberwälzende Warmluftmassen, ferner föhnartige Fallwinde bei von Süden her quer zum Gebirge strömender Luft und durch Stau von Nordwesten her hervorgerufene dauerhafte Aufwinde.
Der Wasserhaushalt im ganzen erfüllt die natürlichen Anforderungen, übersteigt sie mit zunehmender Höhe und abnehmender Verdunstung, vermag aber die Bedürfnisse des in diesen Bereichen betriebenen Bergbaus nicht ohne weiteres zu erfüllen; es machten sich das Gewässernetz ergänzende Sammelbecken und Zuleitungen aus Wasserüberschußgebieten nötig, für deren Anlage wiederum die geringe Reliefausbildung günstige Voraussetzungen bot (s. G 1, G 2, G 9).
Das durch weite Teile Sachsens verbreitete Hochwasser des 29./30. Juli 1897 ergriff in unserem Bereich namentlich die Rote Weißeritz. Die gefürchteten Un-

wetter mit Starkregen im Grenzgebiet des Osterz- und Elbsandsteingebirges (s. Bd. 4, Gottleuba, C 8 b) wurden auch unseren Tälern zum Verhängnis, am schlimmsten wütete das vom 8./9. Juli 1927 im Müglitztal.

Der Höhenlage entsprechend hat die montane Stufe der Helvetischen Höhenstufengliederung den größten Anteil am Untersuchungsgebiet. Ihre Leitgesellschaft ist der artenreiche Bergmengwald (Buchen-Tannen-Fichten-Wald, Hercynischer Bergmengwald, s. B 18, L 6). Buche, Fichte, Berg- und Spitzahorn, Esche, Bergulme und vereinzelt Tanne bilden die Bestände, denen sich im östlichen Gebietsteil die Höhenkiefer *(Pinus silvestris* var. *hercynica)* zugesellt und eine subkontinentale Note erteilt. Der Hercynische Bergmengwald stockt auf mineralkräftigen Standorten; besonders schöne und artenreiche Bestände finden sich auf Basaltverwitterungsböden (s. B 18). Die farnreiche Ausbildungsform des Bergmengwaldes *(Luzulo-(Abieti-)Fagetum)* steht bereits dem Zahnwurz-Buchenwald *(Dentario-Fagetum)* am Hemmschuh bei Rehefeld (s. L 6) sehr nahe. In den Hochlagen, die vielfach schon im Bereich der orealen Fichtenwaldstufe liegen, verdient der zwar meist im Gebiet nur kleinflächig ausgebildete Hochstauden-Bergmengwald *(Acero-Fagetum)* auf sickerfeuchten, nährstoffreichen Böden besondere Beachtung.

Der montanen Bergmengwaldstufe entspricht als Wiesentyp die kurzrasige, kräuterreiche Bergwiese mit Bärwurz, Arnika, Fransenflockenblume *(Centaurea phrygia* ssp. *pseudophrygia)* und Alantdistel. Die Bärwurz-Rotschwingelwiese (Rotschwingel-Straußgraswiese) ist im „Naturschutzgebiet Geisingbergwiesen" besonders artenreich ausgebildet (s. B 18). Sie bietet die Grundlage einer Wiesen- und Weidewirtschaft, zumal der Getreideanbau in der montanen Stufe seine Höhengrenze erreicht. Wenn auch auf weiten Flächen durch Weidegang die artenreiche Bärwurz-Rotschwingelwiese zur artenarmen Rotschwingel-Straußgrasweide degradiert wird, sind pflanzengeographisch besonders wertvolle Bestände unter allen Umständen zu schützen. Dies gilt für die benachbarten Bergwiesen im Gebiet Oelsen—Bienhof ebenso wie für die floristisch berühmten Geisingbergwiesen mit ihrem Reichtum an Orchideen *(Orchis sambucina, O. mascula, O. latifolia, O. maculata, Listera ovata, Gymnadenia conopea, Coeloglossum viride)*, Arnika und Trollblumen. Die Geisingbergwiesen beherbergen zwei Arten, die im Gebiet der DDR einzig hier vorkommen und zugleich an ihrer Verbreitungsgrenze stehen: Kugelorchis (*Traunsteinera globosa*; Polargrenze) und Karpatenenzian (*Gentiana spathulata*; nordwestliche Verbreitungsgrenze). Die Bärwurz-Rotschwingelwiese geht fließend in Bergtriften mit Heidekraut und Borstgras *(Nardus stricta)* über (s. B 18). Vielfach sind in den Bergwiesen Quellfluren mit Mädesüß *(Filipendula ulmaria)*, Sumpfdotterblume, Braunem Klee *(Trifolium spadiceum)* und Schlangenknöterich *(Polygonum bistorta)* eingestreut.

In den höchsten Kammlagen wird die montane Stufe von der orealen Fichtenwaldstufe abgelöst. Hier bedeckt der Wald etwa 90% der Gesamtfläche. Charakteristisch für die oreale Stufe sind im Erzgebirge offene Streusiedlungen (Schretzenmayr 1960), hier die von Zinnwald. Auf den nordexponierten Block-

halden des Kahleberges bildet der oreale Fichtenwald eine Waldgrenze, die an den berühmten Wetterfichten auf dem Kahleberg sichtbar wird (s. G 11). Sie stellt jedoch keineswegs eine Baumgrenze dar! Zwischen den verwitterungsbeständigen Blöcken hat sich auf humosen Bändern eine Zwergstrauchheide mit Trunkelsbeere *(Vaccinium uliginosum)* und Krähenbeere *(Empetrum nigrum)* angesiedelt. Auf moorigen Standorten, so dem Räumerich bei Altenberg (s. G 4), ist ein höchst charakteristischer Fichten-Moorwald mit typischen Hochmoorpflanzen ausgebildet. Aus wassergefüllten Schlenken erheben sich vorwiegend aus Torfmoosarten bestehende Bulte, von Sprossen der Moosbeere *(Vaccinium oxycoccus)* filigranartig überzogen. Dazwischen flattern die Fruchtstände des Scheidenwollgrases *(Eriophorum vaginatum)*. Von den höheren, darum trockeneren Bulten hat die Zwergstrauchheide mit Trunkels-, Heidel- und Preiselbeere Besitz ergriffen.

Der orealen Fichtenwaldstufe des Osterzgebirgskammes gehört auch das Georgenfelder Krummholzmoor an (s. M 1). Bizarre Wuchsformen der Moorkiefer *(Pinus mugo)* — sie steht hier zugleich an ihrer Polargrenze — prägen das Bild. Wo die Hochmoorbulte austrocknen, tritt wieder die Zwergstrauchheide, ein verarmtes *Empetro-Vaccinietum*, großflächig auf. Fließend sind die Übergänge zu heidekrautreichen Borstgrasrasen (Nardeten i. w. S.), in denen im Frühsommer Arnika und Weißzüngel *(Leucorchis albida)*, eine bei uns seltene nordische Orchidee, blühen. Nasse Stellen werden durch zwei unter Naturschutz stehende fleischfressende Pflanzen geschmückt: den Rundblättrigen Sonnentau *(Drosera rotundifolia)* und das Fettkraut *(Pinguicula vulgaris)*.

Die zusammenhängende Waldbedeckung kann in ihrer gesamten Süd—Nord-Ausdehnung mit 20 km angegeben werden. Während Höhenlagen über 750 oder 800 m die naturgegebenen Wuchsgebiete geschlossener Fichtenwälder darstellen, hat die auf schnelle Profiterzielung eingestellte Forstwirtschaft des 19. Jahrhunderts fast überall auch in niederen Bezirken eine Monokultur der Fichte verbreitet und den ursprünglichen Mischwald ziemlich vernichtet. Eine von Bärenfels ausgehende vorratspflegliche Waldwirtschaft (s. A 3 d) der Gegenwart sucht die durch jene Einseitigkeit hervorgerufenen Schäden zu beheben und den gesunden ehemaligen Zustand wiederherzustellen.

Der erzgebirgische Urwald, der auch unser Gebiet einschloß, war bis tief in das Mittelalter der unbesiedelte, breite Grenzsaum zwischen dem Lande Meißen und seinem südlichen Nachbar. Von der Zeit um 1200 ab wurde jedoch das östliche Gebirge — eigentlich wie das gesamte Waldgebirge Reichsgut — Gegenstand und Schauplatz jahrhundertelanger territorialer Auseinandersetzungen zwischen dem schon früh zu staatlicher Einheit gekommenen Böhmen und der sich erst allmählich festigenden Mark Meißen. Deren erster Stützpunkt in unserem Gebiet war die Burg Lauenstein (s. C 5), und wohl nicht lange danach entstand auch die Nachbarfeste Bärenstein (s. den in Vorbereitung befindlichen Band Dippoldiswalde).

Namentlich von Lauenstein ging eine der letzten Ausstrahlungen der großen Rodezeit des 12. und 13. Jahrhunderts aus, eine Urbarmachung fruchtverspre-

SLUB
Wir führen Wissen.

chenden Bodens im östlichsten Gebirge und die Anlage von Waldhufendörfern, der höchstentwickelten Form der alten Bauernsiedlungen (Liebenau, Löwenhain, Fürstenwalde und Fürstenau). In unmittelbarem Schutz der Burg Lauenstein entstand das gleichnamige Städtchen, und es ist kein Zufall, daß auf dem ackertragenden Gneisland sich früh die Herrschaft Lauenstein herausbildete. Neef rechnet das Verbreitungsgebiet der Waldhufendörfer mit günstigen Böden, aber auch besseren lokalklimatischen Bedingungen versehen, noch zum niederen Osterzgebirge, während sich das obere Osterzgebirge überwiegend als Waldland darstellt. Zu diesem gehört vor allem der südliche Teil des ausgedehnten Quarzporphyrrückens mit dem Kahleberg-Lugstein-Massiv.

Der ersten, der ritterlich-bäuerlichen Siedlungsperiode folgte im 15. Jahrhundert eine zweite durch das Fündigwerden der Zinnerze am Geisingberg. In kürzestem Zeitmaß und ohne einen regelnden Plan erwuchsen um 1440 Altenberg (s. G 5), wahrscheinlich etwas eher Altgeising, wenig später, 1462, Neugeising (s. H 1). Alle drei entbehren bis heute eines wirklich stadtmäßigen Grundrisses. Das ihnen zeitig verliehene Stadtrecht war als Mittel gedacht, ihre Entwicklung zu fördern und durch Abhalten von Wochenmärkten, Ansetzen von Handwerkern und Verleihen sonstiger „Gerechtigkeiten“ freier Bergstädte die Bedürfnisse der überaus schnell zusammengeströmten bergmännischen Bevölkerung möglichst ausreichend zu befriedigen.

In einer dritten Siedlungsepoche, die im 16. Jahrhundert begann und sich durch reichlich zwei Jahrhunderte hinzog, wurden verschiedenartige kleinere Siedlungen geschaffen: zunächst für Siedler, die zugleich Bauern und Berg- oder Waldarbeiter waren, die Spätform eines Waldhufendorfes Schellerhau (s. A 21) und die reinen Waldarbeiterweiler Bärenfels und Bärenburg (s. A 3, A 9). Vom Ende des 16. bis in das beginnende 18. Jahrhundert entstanden nach und nach die bergmännische Streusiedlung Zinnwald (s. G 18), am Ende des 17. Jahrhunderts die einfache Häuserreihe Altgeorgenfeld (s. G 19), im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts Neugeorgenfeld ausschließlich für böhmische Exulanten und schließlich die weilerartige Exulantensiedlung Gottgetreu (s. J. 8) und hauptsächlich im beginnenden 19. Jahrhundert der Waldarbeiterweiler Hirschsprung (s. B. 12).

In den letzten, gegenwartsnahen Abschnitten der Siedlungsentwicklung wurden die zuerst vom Fremdenverkehr aufgesuchten Orte stark umgestaltet, andere durch inneren Ausbau oder durch Anfügen neuer Ortsteile erweitert. In Altenberg und Geising errichtete man größere Gruppensiedlungen für Bergleute, in ländlichen Gemeinden neuerdings Gebäude für die landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften; der zerstörte Stadtkern von Altenberg mußte völlig neu aufgebaut werden. Aus natürlichen und wirtschaftlichen Bedingungen sind Haus und Hof in erzgebirgischer Eigenart entwickelt, und die landschaftsgerechten Formen der Neubauten erscheinen jetzt als selbstverständlich. Eine Reihe von Umständen, aus der nur das allzu engmaschige Netz der Städte, das Fehlen einer eigenen umfangreichen Industrie und der Abfluß der Bergbaugewinne nach auswärts genannt seien, ließ lediglich die Entwicklung von Klein-

städten geringsten Ausmaßes zu, unter denen Bärenstein sogar nur die Kümmerform einer solchen darstellt. Die zentralen Funktionen dieser Gemeinwesen erlangten nur bescheidenen Grad und Umfang (Zühlke 1963).

Die älteste Produktionsform im Untersuchungsgebiet ist die landwirtschaftliche Nutzung. Sie verleiht der östlichen, waldärmeren Hälfte heute immer noch die Hauptzüge des äußeren Gepräges, wenn auch die in ihr Beschäftigten zahlenmäßig die übrigen Werktätigen nicht mehr überwiegen. Der milde, Kalk und Kali führende Gneisboden kann befriedigende Ernten bringen, aber durch den Charakter des Klimas ist der Ackerbau in seinen Erträgen stets unsicher, und der Gebirgsbauer hat deshalb sein Augenmerk immer in besonderem Maße auf die Viehhaltung gerichtet. Die im gesamten Raum bis heute beibehaltene Feldgraswirtschaft ist ein Zeugnis dafür. Fortschrittliche ökonomische Einstellung, die 1960 alle Einzelbauern zu Produktionsgenossenschaften zusammenschloß, will in dieser Richtung noch weiter gehen, die Äcker zugunsten des Grünlandes verringern und den Rinderbestand in allen Gemeinden auf etwa 100 Tiere je 100 ha Nutzfläche erhöhen.

Der Bergbau, ehedem beinahe überall auf die Nutzung von Kleinstvorkommen ausgedehnt, ist noch immer die Hauptlebensader Altenbergs und von nicht zu unterschätzender Bedeutung für unsere gesamte Volkswirtschaft (s. G 5). Mit ihm traten schon frühzeitig unter den Sonderbedingungen seiner Produktionsart die ersten Erscheinungen kapitalistischer Wirtschaftsform und als neue gesellschaftliche Schicht die Klasse der Lohnarbeiter auf den Plan. Es setzten gerade dort die ersten sozialen Kämpfe ein, es kam auch zu anfänglichen Einrichtungen sozialer Selbsthilfe.

Die Verarbeitung des einheimischen Rohstoffes Holz ist lange durch den außerordentlichen Brennstoffbedarf der Schmelzhütten gehemmt worden und nimmt auch gegenwärtig keine hervorragende Stelle ein. Von den einst zahlreichen Sägemühlen und den nicht wenigen Mahlmühlen haben sich einige größere Sägewerke gehalten; die übrigen tragen meist noch die alten Namen, sind aber landwirtschaftliche Anwesen, Einkehrstätten oder Betriebe neuerer Art geworden.

Einen in der industriellen Betätigung unbedingt vorherrschenden Rang und eine in ihrem Umfang gewiß noch wachsende Bedeutung hat in den letzten Jahrzehnten die Feinmechanik gewonnen. Von Glashütte aus im Müglitzraum weiterschreitend, hat sie Zweigwerke größerer Unternehmungen, Sonder- und Zubringerbetriebe in Bärenstein, Lauenstein, an der Hartmannmühle und in Geising hervorgerufen, und Glashütte selbst zieht Arbeitskräfte aus weitem Umkreis bis hinauf zu den Grenzdörfern an sich (ausführliche Behandlung in dem in Vorbereitung befindlichen Band Dippoldiswalde).

Unser niedriger Gebirgsabschnitt mit seinen hindernisfreien Rumpfflächen erwies sich, solange das Elbtal noch nicht erschlossen war, als das geeignetste Durchgangsgebiet für den Verkehr zwischen dem mittleren Sachsen und Böhmen. So drängen sich Höhenwege verschiedenen Alters hier dichter zusammen als im übrigen Erzgebirge: der bereits vorgeschichtliche Kulmer Steig

über die Oelsener Höhe, die Alte Dresden-Teplitzer Poststraße über Breitenau und Fürstenwalde, der wahrscheinlich anzunehmende Straßenzug aus dem Elbtal bei Lockwitz über Glashütte, Dittersdorf, Liebenau, Fürstenwalde nach Nordböhmen, der Weg von Bärenstein und Lauenstein nach Graupen, die mindestens seit dem 17. Jahrhundert bestehende Alte Dresdner Straße über Dippoldiswalde, Falkenhain nach Altenberg. Der Sonderwirtschaft unseres Raumes dienten eine Zeitlang die Zinnstraßen von Altenberg nach Freiberg (s. A 1, F 4). Die Fernstraßen der Gegenwart an der Roten Weißeritz entlang und an der Müglitz und dem Roten Wasser nützen den gleichmäßigen Anstieg der Täler und überschreiten, miteinander vereinigt, den erst mit dem Aufkommen des Kraftwagens im 20. Jahrhundert zu eigentlicher Bedeutung gelangten flachen Paß von Zinnwald. Ein verzweigtes Netz von Kraftfahrlinien mit der Hauptstrecke von Dresden nach Altenberg und Zinnwald und nicht wenigen Nebenlinien verbindet den Gesamtraum mit der Bezirkshauptstadt, die einzelnen Ortschaften untereinander und mit den Arbeits-, Einkaufs- und Erholungsorten. Die einzige in unser Gebiet hereinführende Eisenbahn, die von Dresden nach Altenberg, dient wesentlich dem Fremden- und Sportverkehr und der Güterbeförderung der örtlichen Gewerbe- und Industriebetriebe.

Da auf den geringwertigen Böden im Bereich des Quarzporphyrs das Waldkleid im westlichen Teil unseres Untersuchungsgebietes bewahrt blieb, konnte hier ein bevorzugtes Erholungsgebiet entstehen. Der Massenstrom der Erholungsuchenden, erst nur im Sommer, jetzt ziemlich ganzjährig, und der der Sportler im Winter ist durch die organisierte Vorsorge des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes und vieler auswärtiger Industriewerke in den letzten Jahren beständig gestiegen, hat sich von den alten, bekannten Kurorten und den Städten immer weiter in abseits liegende Dörfer fortgepflanzt und hat die Fremdenbeherbergung zu einem bedeutsamen volkswirtschaftlichen Faktor der Gegend entfaltet. Daß seit 1945 eine völlige Umstellung in der gesellschaftlichen Struktur der Gäste vor sich gegangen ist, läßt sich überall erkennen.

II. Einzeldarstellung

Zinnstraße

A 1 Der Name „Zinnstraße“ lenkt unsere Aufmerksamkeit sofort auf den altüberkommenen und lange Zeit wichtigsten Wirtschaftszweig des Untersuchungsgebietes, auf den Zinnerzbergbau. Auf die Straßenzüge kam es bei der Beförderung von Erzen und von Holzkohlen für die Schmelzhütten an, in andere Richtung liefen die Straßen zum Abtransport des verarbeitungsfähigen ausgeschmolzenen Zinns. Der Name „Zinnstraße“ für diesen Weg zu den Hütten muß im Volksbewußtsein schon ziemlich lange bestehen und ist unter den Einheimischen heute noch gebräuchlich. Auf Karten taucht er allerdings sehr spät auf, z. B. auf der Topographischen Karte von Sachsen im Maßstab 1 : 25000 erst 1910.
Heute bewahrt die Benennung nur ein 500 m langes Wegstück. Es setzt jetzt unterhalb des Gasthofes am „Alten Forsthaus“ in Bärenfels an, begann jedoch früher, wie die alte Wegeführung auf Balthasar Zimmermanns „Mappa des Gutes Bernfels“ (1618) erkennen läßt, weiter bergwärts und erreicht den Boden des Pöbeltales knapp 1 km oberhalb der Wahlsmühle. Über den weiteren Verlauf der Straße sind Nachrichten nicht überliefert. In einem Aktenstück des Schellerhauer Gemeindearchivs von 1849 wird ein Weg von Bärenfels durch Schellerhau nach Altenberg als „die sogenannte Zinnstraße“ bezeichnet. Diese fand wohl den Anschluß an den in einzelnen Teilen ebenso benannten Wegzug über Hartmannsdorf, Oberbobritzsch, Süßenbach, Weißenborn nach Freiberg. Ihren genauen Verlauf geben die Karte des Amtes Altenberg von 1692 und die Trenckmannsche des gleichen Bezirkes von 1725 an. Unser kurzes Straßenstück könnte dann einem zeitweilig benutzten Seitenzweig jener bekannten Zinnstraße zugehören. Diese ist zu unterscheiden von der „Alten Zinnstraße“ südlich von Schellerhau an (s. F 4).
Wenig östlich unserer Zinnstraße verläuft der „Wandweg“ an dem steilen Hang des Pöbeltales entlang, hier „Freiberger Wand“ genannt. Er durchschneidet den „Freiberger Hau“, ein Waldstück, dessen Holzbestand (nach Akten im Landeshauptarchiv Dresden, Loc. 37302, 36363) Albrecht von Bernstein zu einem Teile 1593 „zu verkohlunge vor die Freibergischen Hütten“, zu dem anderen Teile 1594 „an die Freibergischen Bergwerke“ zum Selbstschlagen verkaufte. Weiter oben kommt der „Mittelweg“ heran, der auf der Mappa von 1618 „Pfaffensteig“ oder „Nauer (= neuer) Weg“ heißt.

Hofehübel A 2

Der hinter dem Forstamtshof ansteigende granitische Hofehübel heißt auf der Mappa von ZIMMERMANN (1618) einfach „Vfm Hübel". Sein höchster Punkt (692,1 m) liegt bereits jenseits unseres Bereiches. Das dem Obersachsen und überhaupt dem Bewohner des östlichen Mitteldeutschlands ziemlich geläufige Wort „Hübel" bezeichnet einen Hügel. Als eine mäßige Erhebung erscheint dieser Geländeteil auch von Bärenfels aus; nach West und Ost aber fällt er steil um 110 bis 150 m nach den Tälern des Pöbelbaches und der Weißeritz ab. An den mit Mischwald aus Nadelbäumen, Rotbuchen und Bergahornen bestandenen Hängen streben die Fichten mit kräftigen, kerzengeraden Stämmen zum Licht. Die alten mächtigen Tannen vom Wandwege, die leider gefällt werden mußten, werden noch übertroffen durch den Riesenwuchs mehrerer Fichten am unteren Osthang nach dem Eintritt der Straße von der Bärenfelser Mühle in den Wald. Der gewaltigste Stamm ragt 51 m empor und hat in Brusthöhe einen Umfang von 3,60 m. Im Jahre 1958 wurde eine noch um 2 bis 3 m höhere Fichte gefällt, deren noch sichtbare Schnittfläche im Stock 1,40 × 1 m beträgt.

Um den Forstamtshof herum führt, von Dippoldiswalde her kommend, die Böhmische Straße. Auf der Karte von TRENCKMANN (1725) erkennt man ihren Verlauf über Schmiedeberg—Niederpöbel—Bärenfels—Schellerhau—Zaunhaus mit einer Verlängerung über die Staatsgrenze. Ein Teil der Straßenführung stimmt mit der besprochenen Zinnstraße (s. A 1) überein.

Kurort Bärenfels A 3

a) Ortsanlage

Der Kurort Bärenfels liegt als geschlossene Siedlung 635 bis 700 m ü. d. M. Er fand seinen Platz auf einem schmalen Riedel, dem Höhenrücken zwischen Roter Weißeritz und Pöbelbach, zugleich aber in einer schützenden Einsattelung zwischen Spitzberg und Hofehübel. Dicht drängen sich saubere Landhäuser am Ost- und Nordhang des Spitzberges zusammen. Diese enge Geschlossenheit ist für das Erzgebirge ungewöhnlich und erklärt sich aus der Schmalheit des Raumes und aus der raschen Entwicklung zum Kurort.

Auch der Baubestand läßt sofort den Erholungsort erkennen. Baute man in den Anfängen die Häuser zur Unterbringung der Gäste denen ähnlich wie in der Stadt, so ging man in der neueren Zeit immer mehr zu einer bodenständigeren Bauweise über. Aus der Menge dieser jüngeren Gebäude läßt sich an der westlichen Seite der Hauptstraße eine Reihe von 8 älteren Anwesen herausfinden (Abb. 4), ein neuntes ist nach mündlichen Auskünften Einheimischer im 19. Jahrhundert abgebrannt. Ihre Bauart weist sie als Glieder der ursprünglichen Dorfanlage aus. Ihnen folgt nach Norden der Gasthof Bärenfels, den sein gepflegtes Fachwerk und ein schmiedeeisernes Gitter vor einem 1954 angebrachten farbigen Glasfenster mit figürlichen Darstellungen schmückt.

SLUB
Wir führen Wissen.

A 3

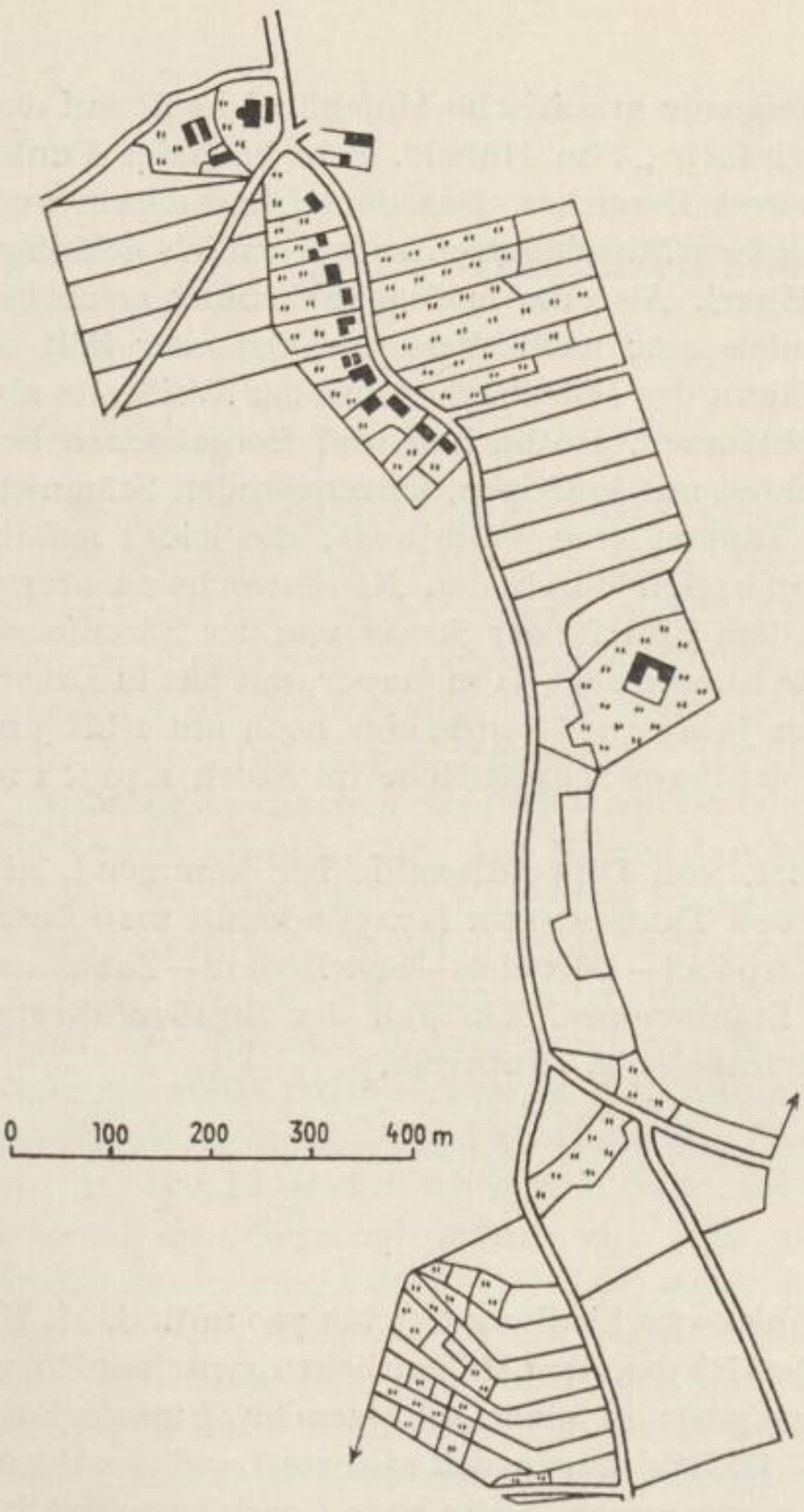


Abb. 4. Flurplan Bärenfels 1835 ff.

Dem Kurort entspricht auch der auf einem Teil der ehemaligen „Hirschwiese“ angelegte Kurpark mit schönen Baum- und Strauchgruppen, Blumenbeeten, einer Bärenfigur als Wahrzeichen des Ortes, einem von dem Bildhauer und Gestaltungsdirektor der Meißner Porzellanmanufaktur Erich Hösel nach Kändlerschem Vorbild geschaffenen Steinbock und einer Lesehalle. Eine außergewöhnliche Zier ist das seit 1955 in einem orts- und zweckgerechten niedrigen Turmbau untergebrachte Porzellanglockenspiel. Einer gleichen Kostbarkeit darf sich die Frauenkirche zu Meißen und jetzt wieder der Dresdner Zwinger rühmen. Das Glockenspiel stiftete die Meißner Porzellanmanufaktur, die hier schon seit 1897 ein Erholungsheim besitzt.

b) Entstehung

Seinen Namen hat das Dorf nicht unmittelbar von dem einst in dieser Gegend heimischen Raubtier, sondern von dem Namen und dem Wappenbilde seiner Gründer, der Herren der Burg und Herrschaft Bärenstein, die sich in alter Form Bernstein schrieben. Über die Entstehung von Bärenfels wie über die von Bärenburg gingen die Meinungen bisher weit auseinander. Gesichert ist folgendes: Eine Urkunde aus dem Jahre 1556, die F. A. Brandner in der Chronik von Lauenstein abdruckt, berichtet, Hans von Bernstein „zum Bernfels“ sei als Schiedsrichter in einem Streit zwischen dem Besitzer von Lauenstein und der Gemeinde bestellt worden. In den Akten des Lehnhofes Dresden taucht Bärenfels erstmalig im Jahre 1563 auf, als Hans von Bernstein „mit dem Schloß Bärenstein und mit dem Rittersitz Berenfels“ belehnt wird. Schließlich erscheint eine Nachricht von V. v. Carlowitz und A. v. Minckwitz (1858) glaubwürdig, die besagt, daß Hans v. Bernstein bei einer Aufteilung der Herrschaft

Bärenstein, die in die Zeit zwischen 1546 und 1559 verlegt werden muß, „etliche Dörfer und Wälder an der Weißeritz erhielt, dieselben zu einem Rittergut vereinigte und sich daselbst das Schloß Bärenfels erbaute“. A 3

c) Rittergut

So dürfen wir die erste Ansiedlung in Bärenfels für die Zeit kurz vor 1556, etwa 1550, ansetzen. Es handelt sich dabei zunächst nur um den Rittersitz, der auf frisch gerodetem Boden als Gutshof mit Herrenhaus errichtet wurde. Er war vermutlich mit den damals üblichen Stallungen für Vieh versehen, das auf die Waldweide getrieben wurde. Von dem Gute aus wurden die in der Nähe des Hofes angelegten Felder und die Wiesen an den Hängen und im Pöbeltal bewirtschaftet. Hier wurde auch das bei den großen Jagden in Menge erlegte Wild gesammelt; außerdem regelte man von hier aus die bald an Wichtigkeit zunehmende Verwertung der Holzbestände des Gutes.

Der geräumige Hof des einstigen Rittergutes und jetzigen Forstamtes (Oberförsterei) sieht in der Hauptsache noch so aus, wie ihn ZIMMERMANN auf der Bärenfelser Mappa in einer kleinen Bildskizze darstellte und wie er gewiß von vornherein angelegt worden ist. Er wird beherrscht von dem ganz einfachen, aber großen, sichtlich aus zwei Bauteilen verschiedenen Alters zusammengesetzten Wohngebäude, das sich durch sein hohes, steiles Schieferdach hervorhebt; an den Wetterseiten im Obergeschoß ist es mit Brettern verkleidet und birgt im Erdgeschoß mehrere Räume mit wuchtigen Wölbungen. Links neben diesem Bau steht ein „Turmhäuschen“ mit einem Dachreiter auf dem Krüppelwalmdach. Die kleine Glocke aus dem Jahre 1741, die jetzt über dem Eingang hängt, dürfte einst von dem Türmchen herab geläutet haben. Der Hof Bärenfels war der Sitz einer kleinen Grundherrschaft, hauptsächlich zwischen Weißeritz und Pöbelbach gelegen, zu der außer Bärenfels mit seinem Rittergut von rund 1000 Acker (= 550 ha) die „Pertinenzen Dorf Schellerhau, die Eule und Zinnkluft (= zwei Bergbauanlagen im oberen Gebiet des Saubaches) mit dem Dorfe Kipsdorf sowie die Hütten und Pochwerke an der Pöbel“ gehörten.

d) Forstamt

Von der Gründung an bis zum Jahre 1618 war die Herrschaft Bärenfels im Besitze eines Zweiges der Sippe v. Bernstein. Der letzte Vertreter bot, stark verschuldet, das Gut dem Kurfürsten Johann Georg I. mit dem Hinweise an, daß es schon von dessen Wildbahn völlig umgeben sei. Nach längeren Verhandlungen übernahm es der Landesherr für 15000 Gulden, wovon der größte Teil den Gläubigern des Verkäufers zufiel, und bestimmte das Gutshaus zum Sitz eines Oberforstmeisters, dem schließlich die ausgedehnten Waldgebiete der Ämter Altenberg, Frauenstein, Lauterstein und Wolkenstein unterstanden. Die Landesherren des 17. und 18. Jahrhunderts mit ihren Familien stiegen gern hier ab, wenn sie zur Kur nach Teplitz reisten, und kamen nicht selten mit ihrem Hofstaat zur Jagd, besonders zur „Hirschfeist“. Aus den umliegenden Dörfern aufgebotene frondienstpflichtige Treiber hatten dafür zu sorgen, daß

A 3 den „Herrschaften“ das Wild schußgerecht zugetrieben wurde. Das bei Hofjagden und sonstigen Gelegenheiten erlegte Wild mußten Spannbauern unter besonderer Mithilfe der Bärenfelser Häusler sofort nach Dresden befördern.
Im Dreißigjährigen Kriege litt der Forstamtshof schwer; noch 1662 war er nach einer Eingabe des damaligen Oberforstmeisters von den „Kriegstroublen“ her „also ruiniret, daß hierinnen fast nicht ... eine einzige Stube zu bewohnen gewest“, und 1678 berichtet der sehr rührige Oberforst- und Wildmeister Wolf Dietrich v. Erdmannsdorf, das Forsthaus sei „so totaliter ruinirt, daß ich mir darin zu wohnen nicht getraue“. Durch seine Bemühungen kamen Hof und Dorf allmählich wieder instand, und zur Beherbergung des fürstlichen Trosses wurde ein neues Stallhaus, wohl das jetzige malerische Nebengebäude, erbaut. In der Hauptsache aber diente der Hof der Forstverwaltung. Seit dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts wurde das Forstamt Ausgangspunkt und Beispielsbetrieb der „vorratspfleglichen Waldwirtschaft“, die der Forstmeister Hermann Krutzsch theoretisch begründete, zuerst praktisch durchführte und wirksam unter den Betreuern des Waldes befürwortete. Diese Wirtschaftsweise entnimmt dem Walde nur einzelne, jeweils schlagreif oder minderwertig gewordene Stämme, legt keine großen Kahlschläge mehr an, erstrebt die Verjüngung der standortgemäßen Holzarten und greift nur dann zum Anpflanzverfahren, wenn die Waldteile sich nicht von Natur verjüngen oder wenn die dem Standort entsprechenden Baumarten erst wieder zugeführt werden müssen. Als Muster neuzeitlicher Waldbewirtschaftung ist der Bereich der jetzigen Oberförsterei Bärenfels, die dem Staatlichen Forstwirtschaftsbetrieb Dippoldiswalde untersteht, zugleich Lehrrevier der Fakultät für Forstwirtschaft in Tharandt der Technischen Universität Dresden und wird von in- und ausländischen Fachleuten oft besucht.

e) Bevölkerung

Der Bedarf an Arbeitskräften für die Forst- und Landwirtschaft gab den Anstoß zur Anlage eines Dörfleins, jener Häuserzeile, die an der westlichen Seite der gegenüber dem „Haus Bernföls“ nach Schellerhau zu ansteigenden Straße heute noch erkennbar ist. Im Jahre 1564 nennt das Landsteuerregister „die Gärtner zum Bernfels“, zählt sie zwar noch zu Schellerhau, gibt aber doch die Gewißheit, daß eine kleine Siedlungsgruppe bald nach der Gründung des Rittergutes vorhanden gewesen ist. Matthias Oeder benennt und zeichnet auf der um 1589 vollendeten Karte des Amtes Altenberg „6 heuslein“ auf der Höhe, dazu im Weißeritztale an der Einmündung des Salzleckenbaches (s. A 11) ein „buchwergk“ (Erzpochwerk), unterhalb davon „Albrechts von Bernstein bret mul“, die bis ins 20. Jahrhundert hinein betriebene Bärenfelser Mühle, und etwas weiter abwärts eine spurlos verschwundene Mühle. 1618 zeichnet Zimmermann auf seiner Mappa schon die Reihe der 9 Häuser. In seiner Grundanlage ist Bärenfels demnach als Gutshof mit Häuslerzeile aufzufassen; seine Flur besteht von Anfang an aus großen Gutsblöcken und sehr kleinen, meist streifenartigen Feldstücken (Flurparzellen). Nach seiner geschichtlichen Entwicklung stellt es den Typ einer Spätsiedlung durch Waldkolonisation dar.

SLUB
Wir führen Wissen.

Auf Rittergutsboden angesetzt, hatten die von vornherein gutsuntertänigen, A 3
fronpflichtigen „Gärtner“ nur die jeweils an ihre Hütten angrenzenden Grasgärten zugeteilt erhalten, mit der Erlaubnis, ihr Vieh mit dem des Gutes zusammen zur Weide in den Wald treiben zu lassen. Ihre Viehhaltung konnte somit nur gering sein. Außerdem bot sich ihnen lediglich die Möglichkeit, als Tagelöhner, Holzfäller oder Köhler für das Rittergut zu arbeiten. Sie standen also in weitgehender Abhängigkeit von der Gutsherrschaft, selbst wenn Frondienste ihnen nur in mäßigem Umfang auferlegt wurden, wie die am 21. 3. 1733 vorgenommene Erneuerung eines alten Erbregisters ausweist: Im Laufe eines Jahres hatten alle 9 Häusler mit ihren Familien zusammen 20 Mähtage, 80 Tage des Sichelns oder Rechens, gegen geringe Entlohnung Handlangerdienste bei etwaigen Bauarbeiten auf dem Gute zu leisten und schließlich „Botschaft zu laufen“, wozu im besonderen Fall vielleicht auch das Verbringen der Jagdbeute gerechnet wurde. Ihre Berufsarbeit war hart, der Verdienst äußerst gering, die Lebenshaltung infolgedessen überaus dürftig, so daß auch fleißig die Früchte des Waldes gesammelt werden mußten. Der Mangel an eigenen Feldern machte Getreidezufuhr von außen, namentlich von Böhmen her, nötig. Stockte sie, etwa im Winter, bei Mißernten oder bei kriegerischen Verwicklungen, so zogen Hunger und Elend in die ärmlichen Hütten ein. Wiederholte Klagen über die Kärglichkeit der Landausstattung bewirkten erst in der Zeit der Frondienstablösungen, daß jeder der 9 Gartennahrungsinhaber gegen Barzahlung einen Streifen der Hirschwiese an der Ostseite der Straße und einen weiteren an der „Faulen Pfütze“ südöstlich vom Spitzberg — zusammen etwa 2 Scheffel (= 55a) — von der staatlichen Forstverwaltung abgetreten erhielt. Die auffällig gebrochene Form dieser letztgenannten Flurstücke rührt daher, daß jeder Käufer ein Stück von feuchtem und ein anderes von trockenem Gelände nehmen mußte.

Auf der Flurkarte von Bärenfels fällt die eigenartige Schmalheit der Gemeindeflur (38 ha ohne das Rittergut) auf. Sie erklärt sich aus dem geringen Raum auf dem schmalen Riedel. Die Einschnürung in der Mitte aber ergibt sich aus dem Heranreichen des besonders unfruchtbaren und steile Hänge bildenden Quarzporphyrs des Spitzberges, die Ansätze bei der Hirschwiese und bei der Faulen Pfütze stammen aus nacheinander erfolgten Rodungen.

Im Dreißigjährigen Krieg mit seinen Plünderungszügen und Pestseuchen starb das Dörfchen, wie das benachbarte Niederpöbel, völlig aus. Nach einem Bericht des Kantors Julius Schmidt wohnten 1701 erst wieder 2 Tagelöhner, 1 Zaunknecht, 1 Flurschütze und 1 Holzschläger hier. An der Böhmischen Straße war dazu ein Anwesen entstanden, das 1672 die Schankberechtigung erhielt und noch heute der Gasthof des Ortes ist. Acht Jahre später baute man dem „reutenden Förster des Bärenfelser Forstreviers“, dessen Amtssitz von Hermsdorf hierher verlegt worden war, ein geräumiges Wohngebäude, das jetzige „Alte Forsthaus“. Wohl in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vermehrte sich Bärenfels um einige nicht forsteigene Anwesen, darunter die Kleinbauernstelle, die jetzt den Diakonissinnen als Erholungsheim dient. 1814 waren 10 Häuser

A 3 mit 85 Einwohnern, 1864 15 „Gärtner- und Häuslerwohnungen“ mit 111 Bewohnern vorhanden.

f) Fremdenverkehr

Sommerfrischen- und Ausflugsverkehr seit den letzten beiden Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, dann auch der Wintersport und die leichtere Verbindung mit der Großstadt Dresden durch die Vollendung der Weißeritztalbahn (1883) veränderten Bild und Wirtschaft des Ortes vollständig; das stille, mühsam vegetierende Dörfchen wurde zum stark besuchten Kurort, dessen ständige Einwohnerzahl wesentlich durch das Personal der Fremdenheime anwuchs. Ein junger Siedlungsansatz ist der um die Bärenfelser Mühle, die letzte Zeit brachte die schmucken Erzgebirgshäuschen mit Steildächern, Dachgaupen (Ausbauten) und braunen Schindelgiebeln am Südausgang der Dorfstraße hinzu.
Wie die meisten Erholungsorte des östlichen Erzgebirges ist Bärenfels gegenwärtig acht Monate des Jahres hindurch bis zum letzten verfügbaren Zimmer von Gästen besetzt. Wurde es nach den Fremdenverkehrslisten des ausgehenden 19. Jahrhunderts von höheren Beamten und wohlhabenden Bürgern bevorzugt, so erholen sich jetzt hier Werktätige aller Art und gewinnen frische Kraft für die Erfüllung ihrer Aufgaben. Der Freie Deutsche Gewerkschaftsbund hat das hoch an der Talkante gelegene ehemalige „Kurhaus Kaiserhof“ in das ganz neuzeitliche Erholungsheim „Sachsenhof“ mit etwa 90 Betten umgewandelt und seinen Mitgliedern weitere 200 Plätze in anderen Häusern gesichert. Vom Rat des Kreises Dippoldiswalde wurde im Hause „Waldwiese“ ein Kinderheim eingerichtet. Auch die Hochschule für Verkehrswesen Dresden und die Handwerkskammer erwarben Erholungsheime.

g) Flurnamen

Aufschlußreiche Einblicke in die naturgegebenen, kulturgeschichtlichen, wirtschaftlichen und volkskundlichen Verhältnisse eines Gebietes können uns überlieferte Sonderbezeichnungen für gewisse Geländeteile, die Flurnamen im weitesten Sinne, geben. Für Bärenfels seien neben den schon behandelten noch folgende betrachtet: Südöstlich vom Spitzberg liegt die „Faule Pfütze“, eine Örtlichkeit, in der sich zeitweilig infolge trägen Abflusses Wasser ansammelt, die aber schließlich durch eine Seitenader des Salzleckenbaches (s. A 11) entwässert wird. In der allmählich sich herausbildenden Senke schließt sich bezeichnenderweise der jetzt bewaldete Flurteil „Nasse Wiese“ an. Die ebenfalls aufgeforstete „Kunstwiese“ dürfte mit ihrem Namen auf eine bergbauliche Anlage hinweisen, die sich am nahen Lindenhofe befand. Am Nordfuß des Spitzberges und südöstlich davon an der Straße nach Schellerhau finden sich die „Räume“ oder „Räumeriche“, mundartlich „Reimerche“, das sind Flurteile, die noch nach der Hauptsiedlungszeit durch Ausräumen, durch Roden, gewonnen wurden. Die „Alte Vieh treb“ (Viehtreibe) gewährte die Möglichkeit, das Vieh aus der Waldhutung am Spitzberge nach der an der Freiberger Wand zu führen. Die Namen von 7 während des 17. Jahrhunderts im engeren Orts-

bezirk gemuteten, aber unbedeutend gebliebenen Erzgruben sind bis auf einen, A 3
den der „Glaskopf Fundgrube“, vergessen.

Sichelweg A 4

Es ist nicht zu entscheiden, ob der Name des Sichelweges oder der der Sichelbrücke zuerst entstanden ist. Popp gesteht dem Flußübergang das höhere Alter zu, indem er den Alten Steinweg darüber hinwegführt und den Sichelweg als 1618 noch nicht vorhanden annimmt. Auch das Flurkroki zeigt den Ansatz des Weges, aber nicht die Fortsetzung bis zur Brücke. Das zu der Namengebung benutzte gemeinsame Bestimmungswort kann den Ursprung der Benennung im Schwung der Wegführung oder in der nicht seltenen Form der ursprünglichen Brücke suchen lassen.

Bärenstraße A 5

Die Bärenstraße stellt jetzt für Fahrzeuge die Hauptverbindung von Bärenfels nach dem Weißeritztal her, ist aber wie ihr Name jungen Ursprunges und auf dem Flurplan der Jahre um 1840 noch nicht vertreten. Damals und gewiß schon seit alter Zeit führte in das Tal der heute unbedeutende Alte Steinweg, der unmittelbar westlich des Sachsenhofes vom Stufenweg abzweigt und ziemlich steil am Hange abwärts jetzt bis zur Sichelbrücke verläuft. Noch vor einem Jahrhundert überschritt er allerdings die Weißeritz ungefähr 200 m oberhalb der Bärenfelser Mühle auf einer heute nicht mehr bestehenden Brücke.

Rote Weißeritz A 6

Mit der Raschheit des echten Gebirgsflusses durchfließt die Rote Weißeritz zwischen Bärenfels und Bärenburg ein tiefes und enges Tal mit ungleich ausgebildeten Hängen. Auch die unterschiedlichen Höhen fallen ins Auge. Vom Nivellementspunkt 564,9 aus können sie links mit 65 m, dagegen rechts mit 175 m angesetzt werden, während sie oberhalb des Sichelweges 120 m linksseitig und 160 m rechtsseitig und bei der Schellermühle 60 bzw. 100 m betragen. Noch weiter oberhalb verflacht sich das Tal und wird zum Schlusse zu einer ganz seichten Quellmulde.

Das naturgegebene Ursprungsgebiet der Roten Weißeritz war der gesamte Hochmoorbereich, in dessen einem Teil die beiden bergbaulichen Sammelbecken, der Große und der Kleine Galgenteich, angelegt wurden. Seitdem erhält die Weißeritz nur den Überschuß des größeren Teiches oder des Neugrabens und fließt im wesentlichen aus einer Anzahl von Quelladern im Seifenbusch zusammen. Als Quellhöhe unseres Flusses wird der Überlauf des Großen Galgenteiches mit 787,3 m ü. d. M. verzeichnet, als Meereshöhe der Vereinigung mit der Wilden Weißeritz 184 m, so daß sich ein Gesamtgefälle von 603 m ergibt. Bei einer Gesamtlauflänge von 35,2 km braucht das Wasser nur eine Strecke

A 6 von 58,4 m, um 1 m zu fallen. Da 1 m Fall zwischen Galgenteich und Schinderbrücke sogar schon bei 38,5 m, zwischen Schinderbrücke und Flußknie oberhalb von Talbärenburg bei 34,5 m und zwischen Talbärenburg und dem Nordrand unseres Bereiches bei 33,7 m erreicht wird, zeigt sich, daß das Gefälle der Roten Weißeritz im obersten Teil ihres Laufes mit der Entfernung von der Quelle zunimmt. Auch ist es im Oberlauf sehr viel größer als im Durchschnitt der gesamten Flußstrecke.

Das Berggewässer hat sich in den harten Untergrund aus Schellerhauer Granit eingeschnitten; nur an das Flußknie bei Talbärenburg tritt Grauer Gneis heran, und erst nördlich unseres Gebietes durchbricht die Weißeritz den Teplitzer Quarzporphyr. Ihr Wasser wird durch keinerlei industrielle Abfälle verunreinigt, ist deshalb von ausgezeichneter Beschaffenheit und birgt nicht wenige Forellen, wenn sich auch deren Zahl seit dem letzten Kriege vermindert hat. Krebse, von denen STEGLICH 1895 sagt, daß sie „jetzt selten werden", sind nirgends mehr anzutreffen. Die Wasserführung steht etwas hinter der der Wilden Weißeritz zurück; von einem zeitweiligen Wassermangel, über den die Fischereiberechtigten um die Jahrhundertwende klagten, ist in den letzten Jahren nicht die Rede gewesen.

Unser Gewässer trug in seinem Oberlauf bis in das 19. Jahrhundert hinein den Namen Klingenbach, so noch bei OBERREIT. Bei Schellerhau wurde es auch „Säuffenbach" und sein Uferbereich „Im Scheuffen" genannt (OEDER), vermutlich wegen der Zinnseifen, die in der Nähe der Schinderbrücke angelegt waren.

Der vereinigte Fluß hat in seinem Unterlauf bei Dresden von slawischen Einwanderern seinen heutigen Namen erhalten, dessen altsorbische Form „Bystriza" (urslaw. bystr- = schnell, reißend), also Wildbach lautete. 1106 wird er in einer lateinischen Urkunde „flumen (= Fluß) Bistrice", 1366 die „Wistricz" genannt. Diese Benennung wanderte mit den deutschen Siedlern flußaufwärts und wurde von der Sprache der Kanzlei auf den Gesamtlauf übertragen. OEDER und ZIMMERMANN schreiben zu dem südlich von Oberbärenburg dem Fluß zustrebenden Bächlein: „Entspringt die Weißeritz".

Der erste ansehnliche Nebenfluß unserer Weißeritz, der Pöbelbach, war früher durch Beimengungen aus Zinnerzwäschen rot gefärbt und teilte seine Farbe von seiner Einmündung bei Schmiedeberg an dem Hauptfluß mit, der dadurch die ihn vom Schwestergewässer der „Wilden Weißeritz" unterscheidende Bezeichnung erwarb. Durch Uferbefestigungen, teilweise sogar durch Pflasterung des Bettes, besonders nach der Hochflut von 1897, ist dem Hauptfluß viel von seiner Naturhaftigkeit und Wildheit genommen worden.

Die Kraft des starken Gefälles trieb im Schellerhauer und Bärenfelser Talstück, weit zahlreicher jedoch noch flußabwärts, eine Reihe von Säge- und Mahlmühlen, früher auch Pochwerke und Erzwäschen. Nicht allzu lange nach der Einrichtung der Flößerei auf der Wilden Weißeritz (1521) wurde auch die Rote dem gleichen Zweck dienstbar gemacht. Da das Bachbett sich nicht zur Langholzflöße eignete, diente es nur der Scheitholztrift, die man bis 1875 ausübte. Wie KNEBEL (1920) berichtet, war die Rote Weißeritz schon in alter Zeit als „tückisch und jählings

hervorbrechend“ gefürchtet. Bei der furchtbaren Hochflut am 29. und 30. Juli 1897 verwandelte sie sich in einen wilden Strom, riß von der Schäfermühle an Brücken, Uferböschungen, Wege und Häuser in ihre tosenden Strudel und vernichtete namentlich im Unterlauf eine erschreckende Anzahl von Menschenleben. Der erste Tote war der Besitzer der bald darauf außer Betrieb gesetzten Bärenfelser Mühle; er wollte vor seiner steinernen Brücke gestaute Baumstämme entfernen und verschwand plötzlich mit dem einstürzenden Bauwerk in den Wasserwirbeln. A 6

Fernverkehrsstraße 170 **A 7**

Die Landstraße von Dresden über Dippoldiswalde, Schmiedeberg, Altenberg nach Zinnwald und weiter nach Teplice (Teplitz), Lovosice (Lobositz) und Prag ist die kürzeste Verbindung Dresdens mit der Hauptstadt des Nachbarstaates und wird als Fernverkehrsstraße 170 zu den wichtigsten Verkehrswegen gerechnet. Sie ist von Dippoldiswalde an in das Weißeritztal gelegt. Diese Strecke erweist sich damit als jüngerer Straßenzug, der die alte Höhenstraße von Dippoldiswalde über Elend und Falkenhain nach Altenberg ablöste (s. B 1). Ihr Bau wurde 1832 von Dresden aus unter Benutzung alter Wegstücke begonnen, 1842 bis Schmiedeberg fertiggestellt und seit 1846 weitergeführt, bis schließlich die Staatsgrenze erreicht war. Zum Bau und zur Ausbesserung benutzte man nach Knebel (1920) Steine und Schlacken von Berg- und Hüttenwerkshalden, so daß dieses sowohl wasserabstoßende, als die gewünschte Schottergröße aufweisende Material zweckmäßig verwendet und die Landschaft von manchem öden Hügel befreit wurde. Der Ausbau der „Kahren“ (s. A 15) erfolgte in jüngerer Zeit. Nach dem Hochwasser von 1897 mußte die Straße auf größere Strecken hin neu gegründet und verschiedentlich verlegt werden.

Friedrichshöhe **A 8**

Eine ganz flache Erhebung im Quarzporphyr (767,5 m) westlich vom Kurort Bärenburg ist nach dem sächsischen König Friedrich August II. genannt, der als Mitregent seines überalterten Vorgängers dem Volkswillen folgen mußte und am 4. September 1831 die erste Verfassung Sachsens unterzeichnete. Die Benennung der nordwestlich sich anschließenden Opelhöhe (771,8 m), zweifellos von einem Personennamen herrührend, ist erst auf der Topographischen Karte von 1912 zu finden; früher hieß sie einfach „Die Heide“ (s. A 9).

Kurort Bärenburg **A 9**

a) Ortsanlage

Die gegenwärtige Gemeinde Bärenburg setzt sich aus zwei deutlich voneinander getrennten Ortsteilen zusammen, aus dem größeren Oberbärenburg auf der Höhe und aus Waldbärenburg im Weißeritztal, das man seiner Lage wegen besser Talbärenburg nennen sollte.

A 9 Auf dem flachen Rücken des Quarzporphyrhärtlings birgt sich Oberbärenburg mitten im Wald, trotz der beachtlichen Meereshöhe von 695 m bis 750 m geschützt vor rauhen Winden. Nur von einer Seite, von Süden her, erfolgt die Zufahrt. Das Fehlen einer durchgehenden Straße hält den Lärm des Verkehrs in erträglichen Grenzen.

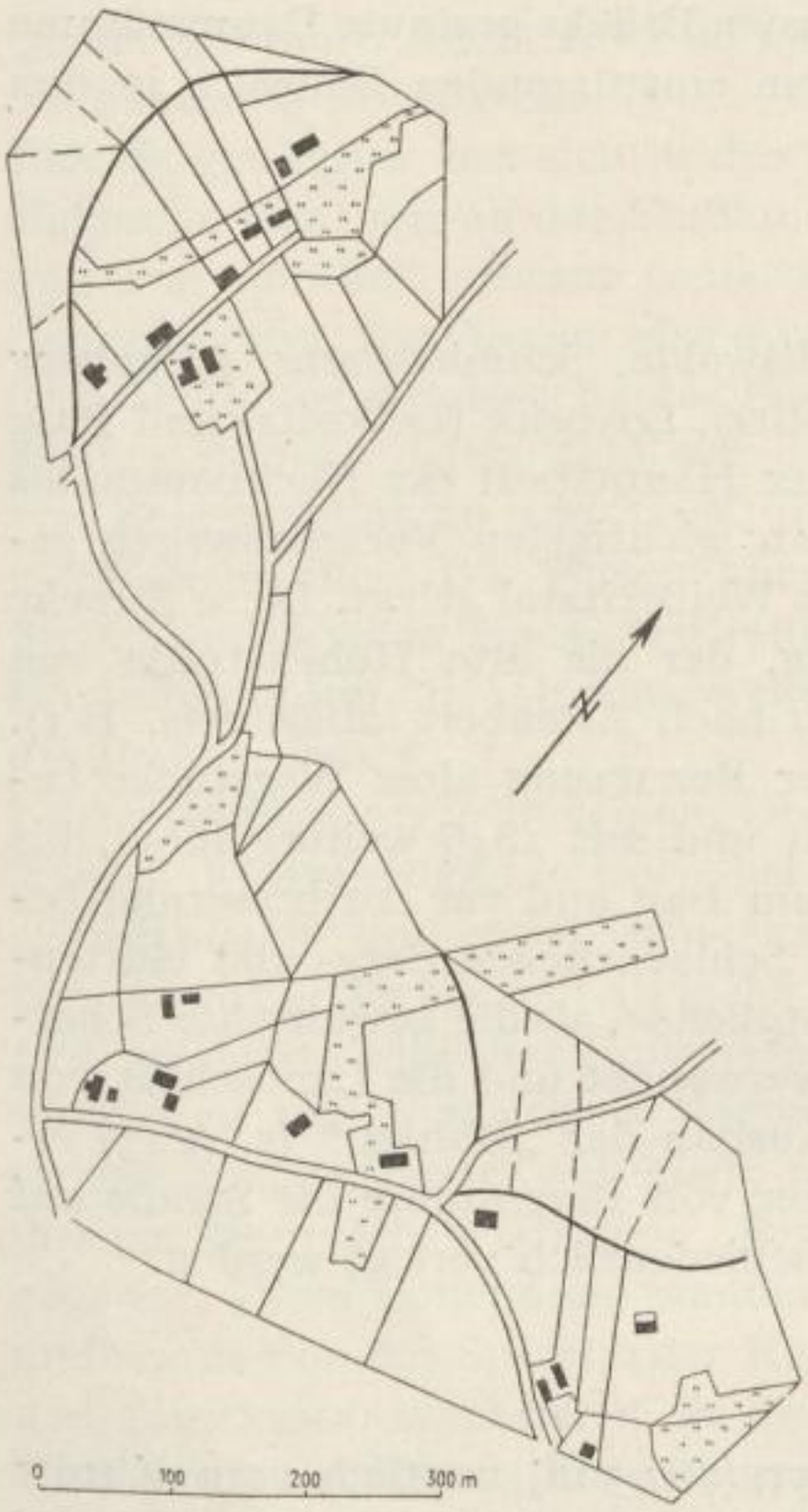


Abb. 5. Flurplan Bärenburg 1835 ff.

Die ältesten Häuser des Ortes sind hier, wie in Bärenfels, insgesamt zweigeschossig und lassen sich an dem durch seinen dunklen Anstrich scharf hervortretenden Fachwerk unschwer herausfinden. Eines von ihnen, heute „Urselhütte“ genannt, hebt sich durch die Ausschmückung mit Mal-(oder Andreas-)kreuzen, die allerdings jetzt nur aus vorgesetzten Brettern bestehen, und durch Zahnschnitt im Balkenwerk hervor. Andeutungen von Kopfbändern weisen darauf hin, daß das Untergeschoß einmal ein Umgebinde besaß. Dem in der Nähe befindlichen „Haus Rose“ kommt wegen der deutlichen Verkörperung älterer Holzbauweise im Osterzgebirge besondere Bedeutung zu, obgleich die ehemaligen Holzständer des Umgebindes durch steinerne Pfeiler ersetzt worden sind.

Die alten Anwesen sind in zwei unregelmäßigen Reihen angelegt, die am Anfang 500 m und dann noch weiter voneinander entfernt sind (Abb. 5). Sie ordnen sich an den trockenen Rändern der feuchten Quellmulde eines Wiesen- und Waldtales an, das sich rasch nach dem Langen Grunde zu eintieft. Das Forsthaus mit seinem großen Hof, den eine urtümliche Umfassungsmauer einschließt, durchlief — aus einem Vorwerk hervorgegangen — eine besondere Entwicklung, und daraus erklärt sich der alte Bau mit seinem mächtigen Schieferdach und dem Holzbeschlag des Obergeschosses, seinen ungefügen Gneisplatten in dem weiten Hausflur und seinen gewaltigen Kellerwölbungen unter Wohnhaus und Scheune.

Die Neubauten — je jünger sie sind, desto bedachtsamer hat man sie der Landschaft und dem Orte angepaßt — überwiegen an Zahl die alten Bauten und lassen diese nur schwer zur Geltung kommen. Bescheiden fügt sich am Waldrande das 1913 durch die Architekten Lossow und Kühne aus Dresden erbaute Waldkirchlein ein, das von Gebirgsfreunden aus nah und fern seit Jahren als Traukirche bevorzugt wird. Auf dem kleinen, 1926 eingerichteten Friedhof

ruhen unter den Bäumen des Waldes neben Einwohnern des Dorfes und einer Anzahl von Soldaten aus dem letzten Weltkrieg in einem liebevoll gepflegten gemeinsamen Grab nach der Inschrift „6 unbekannte Brüder aus dem KZ“. A 9

b) Entstehung

Bärenburgs ursprüngliche Anlage, ein Gutshof mit zwei Häuslerzeilen (= Gutsweiler, s. A 3), ist noch unverwischt. Den Hausreihen entsprechend ist die Block-Streifenflur zweiflügelig und durch den am Bache aufsteigenden Wald gespalten. Sie erscheint innerhalb der weiten Forsten wie eine Insel im Waldmeer. Wie Bärenfels ist Bärenburg das Ergebnis der waldkolonisatorischen Tätigkeit der Bärensteiner Grundherrschaft und siedlungsgeschichtlich betrachtet ebenfalls eine Spätgründung. Auch über seine Entstehungszeit bestanden bisher Irrtümer. Es kann nicht schon kurz vor 1519 gegründet worden sein; denn es wird noch nicht einmal in den Gesamtlehnbriefen des Geschlechtes von Bernstein 1554, 1563 und 1586 oder im Landsteuerregister von 1564 erwähnt. Aber im Jahre 1589 sagt Caspar v. Bernstein seiner Frau Margaretha sein „Gutt Bernburgk“ als Leibgedinge zu, „so er sein Eheweib nach sich am Leben ließe“, und von nun an tritt das Gut bzw. sein Besitzer sofort in einschlägigen Urkunden auf, so 1590 im Landsteuerverzeichnis und 1596 in einem Lehnbrief. Daher dürfen wir annehmen, daß das Rittergut oder Vorwerk Bärenburg in dem Zeitraum zwischen 1586 und 1589 durch den genannten Grundherren erbaut worden ist. Oeder (1589) zeichnet „Die Bern(n)burgk“ und jenen Caspar v. Bernstein als Besitzer ein, im Gegensatz zu Bärenfels aber noch nicht das Dorf (Abb. 5). Dieses entstand mit 10 Häusern — fünf „vf dem Rodeherde . . . beim Wege von Falckenhain vf die Bernburgk“ (Vorderbärenburg), fünf „vfm Rodeherde hinder dem forwerge Bernburgk“ (Hinterbärenburg) — erst in den Jahren 1592 bis 1594 als gutsherrschaftliche Gründung Caspars von Bernstein. Im Volke hat sich lange die Bezeichnung „Bau“ oder „Neubau“ für die neue Siedlung erhalten, durch die es von dem älteren Hof in Bärenfels unterschieden werden sollte.
Im allgemeinen mußte Caspar v. Bernstein milde Bedingungen stellen und gewisse Vorteile bieten, um Siedler anzulocken, die willens waren, in die für damalige Begriffe trostlose Einöde zu ziehen und die harte Holzarbeit, auf die es ihm ja hauptsächlich ankam, zu übernehmen. Der Grundherr hatte die Häuser „von Grunde biß zu Dache aus neu aufgebauet“ und dazu Bauholz, den nötigen Grund und Boden, $^1/_2$ Scheffel Feldes (1383,6 qm) „zu einem gertelein“ und 2 Scheffel Feldes (5534,2 qm) für wirklichen Ackerbau, insgesamt etwa 0,7 ha, gegeben. Dafür waren 30 bis 90 Gulden, in anderen Fällen 40 bis 100 Taler Kaufpreis nach und nach abzuzahlen, jährlich 8 Groschen Erbzins zu entrichten und endlich im Jahre 4 Frontage mit der Hand oder der Sichel und 4 Tage mit der Sense zu leisten. Dagegen waren die Dorfbewohner auffälligerweise frei von allen Jagddiensten, durften für jeden Haushalt eine Kuh und eine Ziege unentgeltlich mit dem Vieh des Grundherrn zusammen weiden lassen, hatten die selten vorkommende und sehr geschätzte Erlaubnis, ihr Bier an beliebigem Orte zu

SLUB
Wir führen Wissen.

A 9 holen, und die noch seltenere, Bier gegen „Vaßgelt“, eine Art Tranksteuer, und wahrscheinlich im Reiheschank auszuschenken. Wenn ein Häusler mehr Vieh halten wollte oder mehr Feld begehrte, so sollte ihm beides gegen mäßige Zahlung zugestanden werden. Der Grundherr hatte so zwar für die Anlegung des Ortes einige Mittel aufwenden und Gelder festlegen müssen, aber er sicherte sich einen zuverlässigen Arbeiterstamm, zahlte zweifellos nur geringe Löhne für die Waldarbeit, die als einzige Beschäftigung und Erwerbsquelle für die Dorfbewohner in Betracht kam, und gewann für den Anfang im Jahre 80 Tage Frondienst und 80 Groschen Erbzins. Die Käufer konnten mit zwei Ausnahmen ihren Verpflichtungen genügen.
Das Hutungsrecht im Wald gaben die Siedler nach eigenem Wunsch auf und erhielten dafür in den Jahren 1830 bis 1840 Waldparzellen, die sie rodeten. Auf diese Weise erhielt auch Bärenburg sein „Räumich“ (s. A 3 g).

c) Wirtschaftliche Entwicklung

Auch der Bärenburger Zweig des Bernsteinischen Geschlechts war den wirtschaftlichen Wandlungen der beginnenden Neuzeit nicht gewachsen (s. A 3). Im Jahre 1613 verkauften die Vormünder der Söhne des verstorbenen Caspar v. Bernstein „umb der drangseeligen Schulden willen, welche ihr Vater seinen Kindern verlassen“, das Gut mit den zugehörigen Waldungen (etwa 1130 ha) nebst dem Dorfe Bärenburg und 2 Brettmühlen an der Weißeritz für 20000 Gulden an den Kurfürsten. Dieser gab es noch in demselben Jahre zu gleichem Preise an die Zwitterstocksgewerkschaft zu Altenberg weiter, die sich auf diese Weise die Deckung ihres starken Holzbedarfes sicherte. In deren Besitz blieb der Wald bis 1869. 1613 waren „13 Heuseler“ vorhanden, 1814 waren es erst 15. Arbeit im Walde war auch damals noch der fast ausschließliche Erwerb der Bewohner, bis der neu erwachte Natursinn und das Erholungsbedürfnis des Industriezeitalters um die Wende zum 20. Jahrhundert Bärenburgs Wirtschaftsleben und Erscheinungsform gründlich wandelten. Waldarbeit und Viehzucht traten zurück, der Ackerbau wurde ganz aufgegeben, und die viel einträglichere Fremdenbeherbergung wurde vorherrschend.
Die einer körperlichen Auffrischung günstigen klimatischen Verhältnisse, die Möglichkeit, nach allen Seiten bequeme Waldspaziergänge zu unternehmen, die Abgeschiedenheit vom Lärm und Rauch der Industrieballungen ließen Bärenburg vorerst zu einem Erholungsort von bemittelten Gästen werden. Nach dem ersten Weltkrieg wurde es eine Zeitlang Sammelplatz von „Neureichen“. Gerade in Bärenburg kommt deshalb die gesellschaftliche Umschichtung unserer Zeit besonders deutlich zum Ausdruck. Der Freie Deutsche Gewerkschaftsbund bringt 8 Monate hindurch in jeder seiner vierzehntägigen Belegungen je 600 Mitglieder in 4 Eigenheimen und Privathäusern unter; Betriebe entsenden im gleichen Zeitraum 300 Personen. Die Zahl der Kurgäste insgesamt hat sich von reichlich 5000 um das Jahr 1936 auf 16000 in jedem der letzten Jahre erhöht.

SLUB
Wir führen Wissen.

Spitzberg **A 10**

Nur vom Nordhang her bietet sich der Spitzberg in der Form eines gleichmäßig zugespitzten, schönen Kegels dar. Als „Härtling“ aus Teplitzer Quarzporphyr, der durch Verkieselung, die von Klüften ausging, besonders fest geworden war, widerstand er den Kräften der erosiven Zerschneidung, die ihn von den zusammenhängenden Quarzporphyrdecken von Bärenburg (Tellkoppe) und Schönfeld (Rennberg) isolierten. An seinem Nordabhang ist wenig unterhalb des Gipfels ein regelrechter Blockstrom aus scharfkantigen Bruchstücken ausgebildet. An seine Nordwest- und seine Südostflanke lagern sich oberkarbone Konglomerate, die an der von Schönfeld her aus dem Pöbeltal heraufsteigenden Straße aufgeschlossen sind. Von der Schneise aus, die bei der Wegekreuzung des Gipfels nach Westen gerichtet ist, sieht man Frauensteins Burgruine, Schloß und Kirche als imposante Bergkrönung die Wälder überragen.

Rotwasser **A 11**

Das Rotwasser, häufig auch Salzleckenbach genannt, entspringt einer reichlich spendenden Quelle auf den moorigen Wiesen unterhalb der Schellerhauer Kirche und mündet nach nur 2 km langem Lauf, aber nach einem Gefälle von rund 160 m (1 m auf 12,5 m Laufstrecke) bei der Sichelbrücke in die Weißeritz. Der Name Rotwasser kann mit ehemaligem Eisenbergbau am Lindenhof zusammenhängen; der andere rührt von einer Wildfutterstelle her, nach der auch das Schiübungsgelände am oberen Lauf des Baches kurz „die Salzlecke“ genannt wird. Der heute noch vollkommen klare Bach galt vor der Jahrhundertwende bei Steglich (1895) als eines der „fischreichsten Gewässer in Sachsen“ und war Brutflüßchen für Forellen.

Büttners Höhe (710,8 m) **A 12**

Früher hieß diese Erhebung, jedenfalls nach einem ehemaligen Besitzer oder Anlieger, der Büttnerhübel, als einstiger Besitz der Gemeinde Schellerhau auch das Gemeindeholz. Auf der Mappa von Bärenfels (1618) ist an seiner Stelle der „Schiltsacher Hau“ eingetragen, wahrscheinlich eine Rodungsbezeichnung nach einer Person, die von „Scheller Hau“ unterscheiden soll; eine Siedlung hat sich aus dieser Abholzung nicht entwickelt.

Schäfermühle **A 13**

Die Schäfermühle wurde erst 1869 als Schneidemühle erbaut und schon 1891 in eine Gaststätte umgewandelt. Von den beiden schon vor 1891 für Sommergäste hinzugefügten Gebäuden fiel das eine der Überschwemmung des Jahres 1897 zum Opfer. Heute ist hier ein Betriebserholungsheim eingerichtet.

SLUB
Wir führen Wissen.

wird zutreffend auch vielfach Talbärenburg genannt. Dieser junge Ortsteil von Bärenburg liegt vom Hauptort ziemlich weit entfernt im Weißeritztal. Erster Ansatzpunkt für die Besiedlung war ein Gasthof, den an der Staatsstraße von Dresden nach Teplitz die Zwitterstocksgewerkschaft zu Altenberg, damals Besitzerin der Flur, gegen Ende des 19. Jahrhunderts erbaute. Bald darauf traten einige private Landhäuser hinzu. Der Gasthof dient jetzt der Freien Deutschen Jugend als Urlaubsheim und Bezirksjugendschule. Fast alle übrigen Häuser nehmen auf Grund von Verträgen mit dem Freien Deutschen Gewerkschaftsbund und mit Betrieben Feriengäste auf.

A 15 Baukahre

Die Baukahre ist die oberste scharfe Biegung der Serpentine an der Fernverkehrsstraße 170. Zusammen mit dem Bauweg von Altenberg her bezieht sie sich auf den „Bau“, wie Oberbärenburg lange im Volksmund genannt wurde. Diese Bezeichnung hängt vermutlich mit dem ursprünglichen Namen des Bärenburger Vorwerkes, Neubau, zusammen (s. A 9 b). Die beiden anderen Kehren, die untere Wiesen- und die mittlere Leichenkahre, sind nach der Ranftwiese (s. A 16) bzw. nach dem von dort zum Schellerhauer Kirchhof führenden Leichenweg benannt.

A 16 Klinge (787,4 m)

Eine aus Teplitzer Quarzporphyr aufgebaute Höhe, die Klinge, hat ihren Namen vermutlich in Anlehnung an das vorüberfließende Klingenflüssel erhalten. Die Bezeichnung „Klinge“ leiten wir von mhd. klinge ab und verstehen darunter einen rauschenden Bach.
Die am Fuße der Erhebung in Bachnähe gelegene Wiese ist vielfach unter der Bezeichnung Klingenwiese bekannt; häufig wird sie jedoch — vermutlich nach einem früheren Eigentümer — auch Ranftwiese genannt. Als die Holzflößerei auf der Weißeritz noch im Gange war, wurde das Flößholz, wie ein alter Einwohner, der Kantor Julius Schmidt, aus seinen Jugenderinnerungen mitteilte, gestapelt und mit dem Frühjahrshochwasser nach Dresden verfrachtet. Die beiden Hausanwesen auf der Wiese sind eine Gründung der zwanziger Jahre.

A 17 Oberpöbel

besteht aus einem großen Gasthof mit Landwirtschaft und aus mehreren Einzelhäusern; es ist jetzt Ortsteil von Schmiedeberg, vorher gehörte es zu Schönfeld. 1618 werden auf der Mappa 3, 1725 von Trenckmann schon 5 Anwesen verzeichnet, 1747 zählt Meissner in seiner Altenberger Chronik den Gutshof Oberpöbel bei den „amtssässigen“, also unmittelbar dem Amte Altenberg unterstehenden und keiner Ortschaft zugehörigen Gütern auf. In diesem Hofe hat

sich bis nach der Jahrhundertwende eine Brauerei erhalten, die auf alten A 17
Gerechtsamen jenes Gutes fußte. Sie wurde zugleich Straßengastwirtschaft am Wege von Altenberg über Schellerhau, Schönfeld, Hartmannsdorf nach Freiberg.

Pöbelbach **A 18**

Der kräftige Pöbelbach entstammt dem anmoorigen Gelände west-nordwestlich des Kahleberges, das zu den Moorbildungen um Lugstein—Kahleberg gehört. Sein Bett hat er genau an der wohl zermürbten Grenze zwischen dem alten Gneis des westlichen Riedels und dem jüngeren Schellerhauer Granit gegraben. Er durchbricht im ständig enger und rechtsseitig sehr steilwandig werdenden Tale, dem Höllengrund, den harten Quarzporphyr von Schönfeld und Bärenfels. In der schmalen und tiefen Fortsetzung der Talfurche kommen Art und Wechsel des Gesteines erst wieder durch die Weitung im Gneis bei Schmiedeberg zum Ausdruck. In dem teils bewaldeten, teils von waldumsäumten Wiesen besetzten Tale, an das nur bei Oberpöbel am sanften Westhange Felder herantreten, befinden sich nur die beiden Siedlungen Ober- und Niederpöbel.

Zu verschiedenen Zeiten sind im Pöbeltale selbst oder — durch Stollen erschlossen — in seiner unmittelbaren Nachbarschaft Bergwerke in Gang gewesen. Dafür zeugen einige Haldenreste, Vertiefungen und Aufschüttungen von der einstigen Eisenzeche „Segen Gottes“ am westlichen Ende des Zechenweges und das Stollenmundloch der auf Silber bauenden „St. Magdalenengrube“ gegenüber dem Pfarrwalde. Das durch den Bergbau einst rotgefärbte Wasser ist seit der Stilllegung der Gruben klar und beherbergt wieder Forellen.

Die Annahme, daß der Pöbelbach einst eine reichere Wasserführung gehabt hat, dürfte richtig sein; denn der künstliche Neugraben (s. G 1) nimmt heute noch Adern des Quellgebietes der Pöbel auf und lenkt deren Wasser in die Kunstteiche bei Altenberg und damit zur Müglitz. Den Nutznießern der Wasserkraft des Pöbelbaches wurde zugesichert, daß ihnen nach dem etwaigen Erliegen des Altenberger Bergbaus das Wasser des Neugrabens wieder zugute kommen soll (vgl. Flurnamenverzeichnis des Landeshauptarchivs).

Auf der gesamten Laufstrecke (11,8 km) von der jetzt mit 796 m ü. d. M. angesetzten Quelle nördlich des Neugrabens bis zu der Mündung bei Schmiedeberg (432 m) hat der Bach das sehr ansehnliche Gefälle von 364 m, d. h. von 1 m auf 32,5 m Laufstrecke; dies entspricht ziemlich genau dem Gefälle der Roten Weißeritz auf der fast gleichlangen Strecke vom Ursprung bis zum Langengrundbach oberhalb von Schmiedeberg, womit sich eine sehr weitgehende Übereinstimmung dieser beiden der Gebirgsabdachung gehorchenden Flüsse äußert. Die Menge der beförderten kleineren Gerölle und die nach dem Unterlauf hin zunehmende Zahl der großen Blöcke im Bachbett zeugen von der Kraft und Wirksamkeit des Gefälles.

Der eigentümliche Name Pöbel, 1554 „die Bobel“ geschrieben, läßt sich schwer deuten. Er geht nach WALTHER (1960) wohl auf einen slawischen Flurnamen zurück, der mit der Holzverbrennung zum Zwecke der Pottaschebereitung in Zusammenhang steht (tschech. popel = Asche).

A 19 Putzmühle

1618 ist die Mühle am Pöbelbach auf der Bärenfelser Mappa als „Christoph weckebrots mül", in Kaufverträgen von 1783, 1803 und 1809 und bei OBERREIT als „Schichtmühle" eingetragen. Durchgesetzt hat sich aber der Name Putzmühle, nach einem Besitzer Putze benannt, der sie 1698 erworben hatte. Von der Geschichte dieser wohl ältesten Mühle von Schellerhau seien die folgenden Daten angeführt: 1597 beklagte sich der Pöbelmüller Weckbrodt, daß ihm viele Kunden durch die mit dem Mahlzwang ausgestattete Schellerhauer Mühle des Grundherren Caspar v. Bernstein an der Weißeritz verlorengingen. Im Jahre 1690 kaufte die Gewerkschaft der „Hilfe Gottes, Zwitterzeche am Pöbelberge" die Putzmühle und verwandelte sie in eine Pochmühle mit Wäsche für Zinnerz. Auch Silbererze der St. Magdalenengrube im Pöbeltal soll man hier aufbereitet haben. Aber schon 1698, nachdem die Grube außer Betrieb gesetzt worden war, verkaufte die Gewerkschaft das Gebäude wieder an einen Müller, den ersten der Familie Putze. Wahrscheinlich bis zum Tode des letzten Müllers im Jahre 1912 hat sich der Brettschneide- und Mahlbetrieb erhalten, ehe hier eine Gaststätte mit Fremdenzimmervermietung eingerichtet wurde.
Knapp 300 m oberhalb der Putzmühle zeichnet OBERREIT eine Sägemühle ein, die im Volksmund „Dürre Brettmühle" hieß und an die sich eine gruselige Sage knüpft. Der letzte Schneidemüller sei des ihn belästigenden Pascherunwesens müde geworden und habe die Schmuggler an die Grenzwächter verraten. Dafür hätten jene grausame Rache genommen, indem sie ihn nachts überfielen, fesselten, knebelten und der Länge nach auf einen Stamm banden. Darauf hätten sie das Gatter in Gang gesetzt, so daß er bei lebendigem Leibe zersägt worden sei. Infolge dieses Ereignisses habe sich kein Käufer mehr für die Mühle gefunden, und sie sei verfallen. Trotz der ins einzelne gehenden Schilderung hat sich noch kein realer Kern für diese Sagenbildung finden lassen.

A 20 Stephanshöhe (804,1 m)

Die Höhe westlich von Schellerhau ist nach dem letzten Besitzer, der 1868 seinen dortigen Wald an den Staat verkaufte, benannt. Im Orte ist für sie noch die Bezeichnung „Eierkuchenberg" bekannt, die schon Chr. MEISSNER, OBERREIT und SCHUMANN erwähnen. Der gesamte von hier aus nach Norden und Süden sich fortsetzende Rücken bildet den Westrand einer Mulde, der sich das untere Dorf Schellerhau einfügt. Er ist dort am höchsten, wo verkieselter Porphyr auftritt und dem Schellerhauer Granit und einer Gneisscholle feste Anlehnung gewährt. Seine freie Lage und der schöne Ausblick lockten um 1927 zur Anlage neuer Landhäuser. Die Fernsicht von der Höhe des Rückens, auch vom Julius-Schmidt-Steig, vom Zechen- und vom Landweg, reicht in weitem Bogen von der Halsbrücker Esse im Nordwesten über Frauenstein, Hermsdorf mit der Kirche im Tale, das ansteigende Seyde, den Rehefelder Wald mit dem dahinter sich aufwölbenden Kammbereich, den Kahleberg, den Geising, die fernen Sandstein-

SLUB
Wir führen Wissen.

berge des Lilien- und Pfaffensteines, die nahe Tellkoppe, die höchsten Häuser vom Ortsteil Waldidylle bei Falkenhain bis zu der Wilischspitze und den Elbhöhen im Norden. A 20

Schellerhau A 21

a) Natürliche Grundlagen

Den Untergrund der Flur von Schellerhau bildet im wesentlichen der nach dem Ort benannte Granit, der reich an weißem Feldspat und deshalb hellfarbig ist und wegen der Art des darin enthaltenen Glimmers zu den Biotitgraniten gerechnet wird. Er ist gleichaltrig mit den Graniten von Bobritzsch-Naundorf, von Meißen und von Berbersdorf und etwas älter als der von Altenberg. Das Schellerhauer Granitmassiv bewahrt infolge weitgehender Abtragung nur an wenigen Stellen Erze, so den Eisenstein der Zeche „Segen Gottes“ am Pöbelhang und den wohl von der Altenberger Intrusion her umgewandelten zinnhaltigen Greisen am Westhang des Pöbelknochens. Der Schellerhauer Granit zerfällt verhältnismäßig leicht und ergibt zwar keinen besonders guten, aber doch noch einen ziemlich nährstoffhaltigen Boden. In einem kleinen Steinbruch am Nordausgang des Dorfes kann man den Zerfallsprozeß in allen Stadien vom festen Fels über große Bruchstücke, groben Grus, lockeren Sand bis zum humusdurchsetzten Ackerboden studieren und die Minerale ohne Schwierigkeiten herauslesen. In einem schon lange aufgelassenen Steinbruch an der Kreuzung des Weges von Schellerhau nach Rehefeld mit dem Wege im Pöbeltal hat die Verwitterung typische wollsackartige Formen geschaffen, auch Vergrusung ist dort gut zu beobachten.
Die Schellerhauer Gemarkung — in einer Höhe von 650 bis 790 m gelegen — empfängt eine jährliche Niederschlagssumme von 1050 mm. Der Niederschlag in den Wachstumsmonaten Mai bis Juni beträgt 315 mm, die Mitteltemperatur dieser Zeit 11,8 °C, während die durchschnittliche Jahrestemperatur mit 5 °C angegeben wird. Schellerhau gehört nach dieser Aufstellung mit Seyde, Rehefeld und Zinnwald zu den kühlsten und niederschlagsreichsten Orten des östlichen Erzgebirges.
Der westliche Teil der Gemarkung am Abhang des Eierkuchenberges wird nach Norden zu immer steiler, so daß Pflug und Erntewagen nur quer zum Hang geführt werden können. Durch die starke Ausschlämmung feiner Bodenpartikel ist der im Feldbau genutzte Boden steinig und infolge des raschen Wasserabflusses verhältnismäßig trocken. Wo die Steilheit der Hänge die Beackerung ausschließt, stockt Fichtenforst. Der östliche Flurteil senkt sich allmählich zur Weißeritz, wird zum Teil von deren Alluvionen erfüllt und ist feuchtes, anmooriges Gelände. Hier ist der naturgegebene Raum für Wiesen.

b) Pflanzengarten

Ein hervorragender naturwissenschaftlicher Anziehungspunkt Schellerhaus ist sein Pflanzengarten. Der im Jahre 1906 von Garteninspektor Poscharsky in

A 21 760 m Meereshöhe begründete Garten umfaßt etwa 3000 qm. Vorübergehend verwaltete ihn der Tharandter Forst- und dann der Dresdner Botanische Garten, bis ihn schließlich der Landesverein Sächsischer Heimatschutz erwarb. In den Nachkriegsjahren 1946 bis 1949 setzte man ihn wieder instand und verlieh ihm sein heutiges Gesicht: Unter der Leitung des derzeitigen Betreuers, Oberlehrer i. R. E. F. Stopp, wurden die 25 Pflanzenquartiere nach modernen Gesichtspunkten neu bepflanzt. Der heutige Pflanzenbestand hat den der Vorkriegsjahre bereits bei weitem überschritten.

Ursprünglich als Anzucht- und Pflegestätte alpiner Arten gedacht, erweiterte sich sehr bald die Aufgabenstellung. Es ist das Verdienst des Geheimrates Sieber, der Erstanlage Poscharskys unter betonter Einbeziehung des Naturschutzgedankens im allgemeinen bereits die heutige Gestalt gegeben zu haben. Obwohl nach wie vor die Darstellung der Erzgebirgsflora ein Hauptanliegen des Gartens ist, enthält er in zugleich erfreulicher Reichhaltigkeit auch auswärtige Florengruppen: von der südlichen Halbkugel, aus dem asiatischen und südeuropäischen Wald und aus Nordamerika. Aber auch die Quartiere der Schmuckpflanzen — so u. a. der alte Bauerngarten oder die Rhododendron-Haine — bieten vielfältige Anregung und gehören zu seinen Anziehungspunkten. Der Höhenlage entsprechend, nimmt im Schellerhauer Botanischen Garten die Berglandflora einen breiten Raum ein: Die deutschen Voralpen und Alpen, die Süd- und Zentralalpen, weitere Hochgebirge, wie Kaukasus, Himalaja und Pyrenäen, das Riesengebirge und auch sibirische Gebirge sehen wir mit typischen Arten vertreten. Daneben stehen — nach den bewährten Drudeschen Formationsbegriffen geordnet — die wichtigsten ökologischen Gruppen der heimischen Flora sowie die geschützten Pflanzen.

Innerhalb der Quartiere der Erzgebirgspflanzen ist es nur möglich, einige hervorragende Vertreter zu nennen. Hier gedeiht die rotpurpurn blühende Alantdistel *(Cirsium heterophyllum)* — ein besonderer Schmuck der Bergwiesen bis in die submontane Stufe — ebenso die stark duftende Bärwurz *(Meum athamanticum)*, der Geißbart *(Aruncus silvester)*, die Akeleiblättrige Wiesenraute *(Thalictrum aquilegifolium)* und die Quirlblättrige Weißwurz *(Polygonatum verticillatum)*. Der Steinrücken des Osterzgebirges, der dem Landschaftsbild weithin eine charakteristische Note erteilt, zeigt (Quartier 4) neben Kennarten des Bergmengwaldes, wie Spitz- und Bergahorn, Bergesche, Bergulme und Eberesche, blütenschöne Lilien, die besonderen Schutzes bedürfen: Feuerlilie *(Lilium bulbiferum)* und Türkenbund *(Lilium martagon)*. Beachtung verdient weiterhin die Darstellung des Grün-, Zwischen- und Hochmoores. Hier finden wir von den einheimischen fleischfressenden Pflanzen Sonnentau *(Drosera rotundifolia)* und Fettkraut *(Pinguicula vulgaris)*, das gerade in unmittelbarer Nähe des Gartens ein schönes Vorkommen besitzt. Daneben stehen Hochmoorpflanzen, die uns z. T. auf Wanderungen im Georgenfelder Hochmoor oder Galgenteichmoor begegnen: Moosbeere *(Vaccinium oxycoccus)*, Krähenbeere *(Empetrum nigrum)*, Sumpfporst *(Ledum palustre)*, Zwergbirke *(Betula nana)* und Siebenstern *(Trientalis europaea)*.

Als besondere Zierde leuchten im Juni die Blütenstände heimischer Orchideen. A 21
Sie laden zu einem Besuch der Quartiere der geschützten Pflanzen ein. Hier prangt schon kurz nach der Schneeschmelze der Seidelbast *(Daphne mezereum)* im Rosarot seiner dicht um die Zweige stehenden Blüten. Zugleich blüht der Märzenbecher *(Leucoium vernum)*, der in einem artenreichen Laubmischwald bei Rehefeld ein hochgelegenes Vorkommen besitzt (s. L 6). Bald sind dann, wie am Geising, Tausende Himmelschlüssel *(Primula elatior)* zu sehen. Im vollen Bergfrühling werden sie von Trollblumen, Arnika und zahlreichen Wiesenorchideen abgelöst, von denen — trotz schwieriger Kultur — der Schellerhauer Garten eine Vielzahl zeigt. Hier ist besonders die seltene Kugelorchis *(Traunsteinera globosa)* zu nennen, die im Bereich der DDR nur hier im Osterzgebirge um Geising und Altenberg ein örtliches Verbreitungsgebiet besitzt.
Der Schönheit und Vielseitigkeit des Schellerhauer Botanischen Gartens ist es zu danken, daß sich die Zahl der Besucher — vom Spezialisten bis zu dem Erholung und Belehrung suchenden Menschen — ständig erhöht. Schulklassen und Wandergruppen werden nach einem Besuch der geschützten Pflanzen vor allem die Abteilungen Heilpflanzen, deutsche Voralpen- und Alpenflora sowie Erzgebirgspflanzen aufsuchen und die Besichtigung vielleicht noch mit einem Besuch der Giftpflanzen abschließen. Zu groß ist die Mannigfaltigkeit, um sie bei einem einmaligen Besuch zu bewältigen! Für ein intensiveres Studium wird verwiesen auf: Stopp, F.: Der Botanische Garten zu Schellerhau. Dresden 1951.

c) Ortsanlage

Anders als die benachbarten ehemaligen Waldarbeiterdörfer bietet sich uns die Anlage von Schellerhau dar (Abb. 6). Als eine einzige lange, lockere Reihe vorwiegend bäuerlicher Anwesen zieht sich die Siedlung an der sanften Ostabdachung des Weißeritz–Pöbel–Riedels hin (Bild 1), windet sich um die feuchte Quellsenke des zur Weißeritz fließenden Grundelbaches und gabelt sich nur unterhalb der Kirche an den Rändern des beginnenden Rotwassergrundes. Lediglich an der hoch gelegenen Stelle der Verzweigung scharen sich mehrere Gebäude enger zusammen und bilden eine Art Zentrum: Kirche, Pfarrhaus, Schule, Kulturhaus und neuer Gasthof. Das zusammenhängende Dorf steigt von 680 bis 760 m Meereshöhe an; die einzelnen Häuser am Eierkuchenberg erreichen sogar 790 m. Da keine eigentlichen Obstgärten vorhanden und die Hausgärtchen nur klein sind, liegt das 4 km lange Dorf sehr offen da. Nicht fruchtspendende Bäume, sondern Eschen, Ahorne, Linden, auch einige Roßkastanien, behüten die Höfe; Vogelbeerbäume begleiten die Straße des südlichen Ortsteiles, des „Hinterdorfes“. Aber gebrochene Wipfel, nach Osten gewehte Zweigschöpfe und verbogene Äste und Stämme künden von Schnee- und Eislast wie von wildzerrenden Stürmen. Mit Gebüsch und Einzelbäumen besetzte Steinwälle — sie wirken als Windschutzstreifen — verlaufen die Feldhänge hinauf. Steinrücken heißen sie, mundartlich in der Einzahl „die Steenricke“.

A 21

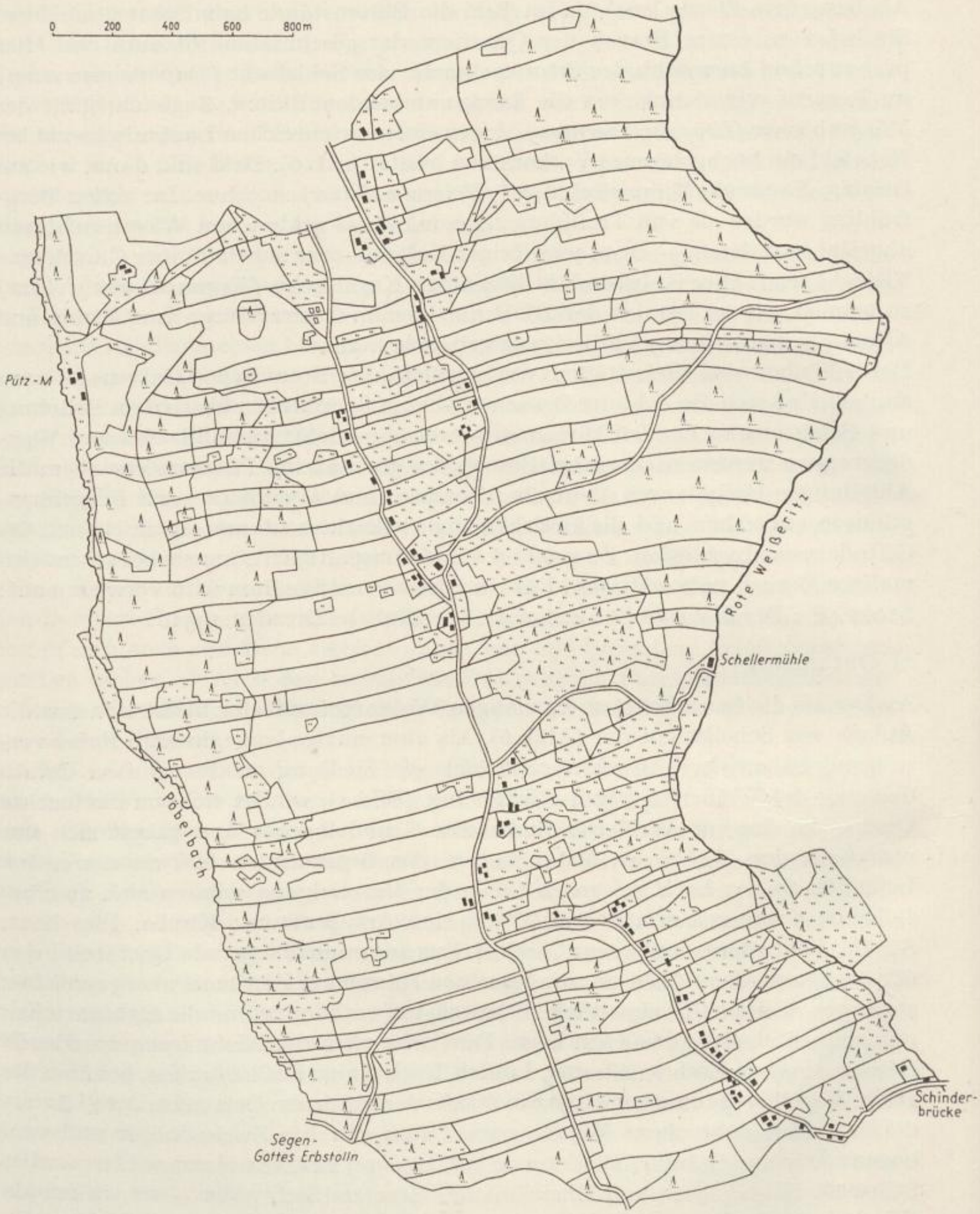


Abb. 6. Flurplan Schellerhau 1835 ff.

Die einzigen Berichte über die Gründung von Schellerhau bringt Christoph Meissner (1747) in seiner Chronik von Altenberg. Während er aber am Anfang seines Werkes schreibt, Schellerhau sei 1534 durch Hans von Bernstein angelegt worden, gibt er an anderer Stelle 1543 als Jahr der Besiedlung und Magnus von Bernstein als Gründer an. Ausweislich der Geschichte dieses grundherrlichen Geschlechtes kommt jedoch der 1525 geborene Hans für eine Gründung im Jahre 1534 nicht in Betracht. Magnus dagegen, 1520 geboren, erhielt 1542 bei einer Erbteilung „das halbe Schloß Bärenstein", natürlich mit dem zugehörigen Herrschaftsbereich, und kaufte später noch die andere Hälfte dazu. Demnach ist im Gegensatz zu der verbreiteten Überlieferung wahrscheinlich, daß er 1543 die Ortsgründung veranlaßte. Der weitere Ortsausbau dürfte nach dem Verkauf der gesamten Herrschaft an seinen Vetter und dessen Bruder (1546) unter Hans von Bernstein, dem Gründer von Bärenfels, erfolgt sein.

Im Jahre 1543 ist nun nach Meissners zweiter Angabe „an Walpurgis" durch 4 mit Namen aufgeführte Bergleute das Dorf „angebauet zu werden angefangen worden". 1546 tauchte Schellerhau erstmalig im Landsteuerverzeichnis auf, und schon 1551 waren alle Flurteile an 19 steuerzahlende Eigentümer vergeben.

Als eigentlicher Leiter des Siedlungswerkes gilt der reiche Altenberger Bergwerksunternehmer Hans Schelle oder Schölle, der in der Ortsflur gemutet hatte. Der sich von selbst für die junge Siedlung einstellende Name Neudorf oder Nauendorf, eigentlich nur ein Gattungsname, wurde allmählich durch den Namen Schellerhau, im Sinne von Schelles Gehau, Schelles Waldrodung, verdrängt. Aber noch 1618 bevorzugt Balthasar Zimmermann den alten Rodungsnamen „das Neudorff, sonst vfm Schellerhau genannt". Man hatte einen Raum von reichlich 3 km Länge und $1^1/_2$ bis 2 km Breite als Gesamtflur ausgemessen und ihn nach Art des Hufensystems vom Anfang bis zum Ende in gleichlaufende Streifen geteilt. Von vornherein wurden nicht bloß ganze Hufen, die sich für Schellerhau zu rund 30 Acker berechnen lassen, sondern auch Teile davon vorgesehen, je nach den Bedürfnissen und nach den Mitteln der Bewerber. Die Lage auf einem schrägen Hange, die Verteilung des trockenen Acker- und des feuchten Wiesenbodens und die Schmalheit des Raumes hatten bedeutsame Folgen für die Ortsanlage: Die Grundstücksstreifen wurden quer durch die gesamte Flur, von Wald zu Wald, meist an beiden Enden diesen einschließend, gezogen, die Gehöfte wurden in einer einzigen Reihe angelegt. Damit gibt sich Schellerhau als einreihiges Waldhufendorf, aber auch als Spätgründung zu erkennen; denn normalerweise ist im Hufendorf der großen Rodezeit, im 13. Jahrhundert, wenn es die Verhältnisse erlaubten, zweireihig gesiedelt worden.

Fragen wir nach dem Anlaß der späten Ortsgründung. Schelle benötigte als Bergwerksunternehmer für seine Zechen Arbeitskräfte. Aus der Erfahrung, daß in den rasch gewachsenen Bergwerksorten Schwierigkeiten in der Versorgung mit Lebensmitteln auftraten, hatte der Landesherr schon 1446 zur Besetzung aller wüstliegenden Bauerngüter in den bergwerksnahen Dörfern aufgerufen

A 21 (O. Trautmann 1928). In Schellerhau suchte man den Übelständen zuvorzukommen und den anzusiedelnden Bergleuten selbst einen Landbesitz zuzuweisen, der ihrer Eigenversorgung dienen sollte. Schellerhau ist wie ein Bauerndorf angelegt, sollte aber in erster Linie eine Bergmannssiedlung sein. Neben den Bergmann-Bauern-Stellen wurde der Ortsrichter für seine Tätigkeit mit einem verhältnismäßig großen Gut ausgestattet und erhielt das übliche alleinige Recht des Bierschankes und die Befreiung von allen Frondiensten gewährt.

e) Kirche

Auf einem der höchsten Punkte des Ortes, 763 m ü. d. M., steht die in ihrer äußeren Schlichtheit dem Charakter des Dorfes und der Landschaft entsprechende Kirche. Die ersten Siedler besuchten den Gottesdienst in dem 8 km entfernten Johnsbach, dessen Pfarrer u. a. Glashütte zu betreuen hatte und seine Amtstätigkeit trotzdem bis hierher ausdehnen mußte. 1561 errichteten die Schellerhauer ein eigenes, hölzernes Kirchengebäude und erhielten durch den Kurfürsten August die Anerkennung als selbständige Kirchfahrt; er überwies auch der Gemeinde die jetzt in der Laterne des Turmes hängende Glocke, deren Inschrift „Ave Maria, gratia plena 1543“ („Gegrüßet seist du, Maria, du Gnadenreiche“) noch im katholischen Sinne abgefaßt ist. 1592 entschloß man sich zu einem Neubau aus Stein, der seine Gestalt bis heute beibehalten hat; die einzige bauliche Veränderung war die Anfügung des Turmes, der 1616 ebenfalls zunächst in Holz, zwischen 1725 und 1786 in mehreren noch kenntlichen Abschnitten in Bruchsteinen errichtet und auf 30 m erhöht wurde.

Für Bildschmuck, dessen Eigenart in Hartmannsdorf und in Burkersdorf bei Frauenstein wiederzufinden ist, sorgte der an der Kanzeltür dargestellte Kurfürstliche Oberforst- und Wildmeister Carl Rudolf von Carlowitz. Das Innere des Kirchenschiffes ließ er in den Jahren 1681 bis 1684 durch einen uns unbekannten ländlichen Künstler reich ausstatten; die Brüstungen der Emporen zeigen Szenen aus biblischen Erzählungen, die Decke aufeinander bezogene Darstellungen des Sündenfalles und der Kreuzigung; dazu kommen Bilder von Aposteln, Propheten und Engeln. Das Betstübchen des Försters zeigt den Stifter selbst als von der Jagd heimkehrenden Esau. Auch der Forstschreiber ist als Rechnungsführer im biblischen Gleichnis vom Schalksknecht abgebildet.

Die Bilder und der holzgeschnitzte Altar, dessen Hauptgemälde von 1681 Christianus Männchen zugeschrieben wird, gehören dem ins Dörflich-Bäuerliche umgebildeten Barock an. Noch aus der ersten Kirche stammt der in den Formen der Renaissance gehaltene Taufstein von 1560 mit Ornamenten, Fruchtgehängen und Kindergestalten und mit Sprüchen in Deutsch und Latein. Der in unserem Gebiet einst vorherrschende Beruf tritt uns in den Leuchtern des Altars entgegen; zwei 60 cm hohe, eine Kerze tragende Bergmannsgestalten aus Zinn sind künstlerisch wertvoll. Sie erfassen den Bergmann trefflich in Haltung und Ausdruck, nicht nur durch sorgfältige Wiedergabe der Tracht; Inschriften der von ihnen gehaltenen Schilder künden, daß ein „Bürger, Rathsglied und Handelsmann zu Freiberg“ (Berthold Fürchtegott Radisch) und ein Sternberg-

scher Berggeschworener „zum Zienwalde“ in Böhmen (Johann Grundig) im Jahre 1685 die Leuchter der Kirche verehrt haben. Diese gesellen sich zu den sehr ähnlichen, obwohl vielleicht etwas älteren der Kirche von Geising und zu den jüngeren der Grenzkirche von Sächsisch-Zinnwald. 1813 wurden sie von durchziehenden französischen Soldaten geraubt, etwa 120 Jahre später aber durch den Freund und Förderer der erzgebirgischen Heimat Emil Krauss von einem rheinischen Antiquitätenhändler wieder erworben und der Gemeinde neu geschenkt. An Stelle der nicht zum Charakter des Kircheninneren stimmenden Kanzel von 1878 stand früher eine stilgetreuere, die, wie in Glashütte und im Dom zu Freiberg, von einer Bergmannsfigur getragen wurde. A 21

f) Wirtschaftliche Entwicklung

Der Bergbau, der den Anstoß zur Gründung Schellerhaus gab, hat seine Spuren namentlich in Gestalt von Halden hinterlassen. Er spielte innerhalb des Ortes nur ganz im Anfang eine überragende Rolle, ist schon seit neunzig Jahren völlig erloschen und nimmt jetzt, jedoch bloß von Altenberg her, nur wenige Arbeitskräfte auf. Die ältesten Zeichen der Erzgewinnung sind durchwühlter Boden und Sandablagerungen an der Weißeritz oberhalb und unterhalb der Schinderbrücke. Hier hat man, die im „Seifenbusch“ angewendete Arbeitsweise fortsetzend, Zinn geseift. Man hat Gräben gezogen, Wasser darin gestaut, die Anschwemmungen des Baches hineingeschaufelt und das Wasser rasch hindurchfließen lassen. Dabei wurden die leichten erdigen Bestandteile und auch die tauben Steine weggeschwemmt, die schweren Zinngraupen blieben zurück und konnten gesammelt werden.

Der Aufbereitung des Zinnerzes dienten ein Pochwerk gleich unterhalb der Schinderbrücke und ein zweites unmittelbar nach der Schellermühle sowie das „buchwergk“ an der Sichelbrücke.

Beträchtlich später ist der Schellerhauer Eisenbergbau aufgenommen worden. Zu ihm gehörten die meisten der in einer Übersicht über das Bergrevier Altenberg für die Jahre 1619 bis 1622 aufgezählten 26 Fundgruben. Die wichtigste war die Eisensteinzeche „Segen Gottes Erbstollen“ im Pöbeltale, die im Jahre 1622 laut genanntem Verzeichnis bereits im Gange war (s. F 2). Im Jahre 1801 rollten 343 Fuder Eisenstein nach Schmiedeberg. So war „Segen Gottes“ die wichtigste Eisengrube im Altenberger Revier. Nicht der Mangel an abbauwürdigen Erzen, sondern die Schwierigkeit, die in der Tiefe eindringenden Wassermassen abzuleiten, führten kurz nach 1871 zur Einstellung des Betriebes. 1889 wurden Huthaus mit Betstube, Schachthaus und Radstube auf Abbruch verkauft, und das brauchbare Material fand in Kipsdorf Verwendung zu Neubauten.

Eine Stollenkarte des Bergamtes Freiberg verzeichnet ein weiteres Bergwerk „Vergnügter Bergmann Erbstollen“ im Norden der Gemeindeflur, eine Fundgrube „Wilhelmine Erbstollen“ an der Schellermühle. Eine Aufstellung von 1706 gibt eine Eisensteinzeche „Frisch Glück“ in nicht genau bestimmbarer Lage an. Von diesen „Berggebäuden“ sind kaum noch Spuren zu sehen. Außerdem weiß

A 21 man noch vom „St. Magdalenen Erbstollen“, der sich „gegenüber dem Pfarrbusch“ befinden soll. Westlich des ehemaligen Pfarrgutes, jenseits des Pöbelbaches, aber noch auf Schellerhauer Flur, ist eine kleine, auf der topographischen Karte auch eingezeichnete Halde zu sehen, während die geologische Karte einen Stollen andeutet.

Die Landwirtschaft, die eigentlich nur der Erhaltung der Arbeitskräfte für den Bergbau dienen sollte, wurde bald zur Hauptbeschäftigung der Bewohner. Der Granitverwitterungsboden stellt wesentlich mehr Pflanzennährstoffe als der benachbarte Quarzporphyr bereit und wurde von den Bauern noch durch Düngung und intensive Bearbeitung verbessert. Allerdings bleibt bei der Rauheit des Klimas und bei der Kürze der Vegetationsperiode der Ertrag der bäuerlichen Arbeit immer ungewiß. Die Bodenwertzahl hat deshalb nur den geringen Betrag von 20 und wird lediglich von dem nicht mehr Landwirtschaft treibenden Bärenburg, das die Wertstufe 19 hat, unterboten.

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts vertraute man den Äckern nur Hafer und „Erdäpfel“ an, und erst seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts wagte man, auch Winterroggen auszusäen. Der Schellerhauer Ackerbau vermochte in älterer Zeit nicht einmal, den Bedarf der eigenen Bevölkerung an Getreide zu decken, und ständige Zufuhr von Roggen und Weizen aus Böhmen wurde zur Notwendigkeit. Von hoher Bedeutung war dagegen früher der Anbau von Flachs, der das Gebirgsklima gut verträgt. Auch er verlangt allerdings etwas Pflege; im 19. Jahrhundert bestreuten die Bauern die Leinfelder zur Förderung des Wuchses mit Kalk. Sie holten den Kalkstein aus den Brüchen von Rehefeld-Zaunhaus und brannten ihn selbst in 4 kleinen Öfen, sogenannten Schnellern, die aber wieder völlig beseitigt wurden. Nachdem das Kalkwerk Zaunhaus außer Betrieb gekommen war, gaben die Schellerhauer Bauern den Flachsbau für einige Zeit auf. Der Aufbereitung der Leinpflanzen diente das gemeinschaftlich benutzte, jetzt verschwundene Brechhaus im „Raum“ am rechten Ufer der Weißeritz. In einem kleinen Teiche daneben wurde der Flachs „geröstet“, das heißt durch Lagern im Wasser in eine Gärung gebracht, wodurch sich der Bast von den holzigen Teilen löste. Den gleichen Erfolg erreichte man auch durch die „Tauröste“, also durch längeres Liegenlassen des Flachses im Freien und durch die Einwirkung von Tau und Regen.

In der Gegenwart bewährt sich die Gras- und Heuerzeugung auf den reichlich vorhandenen Wiesen wie auch mit Hilfe der Brachen- oder Feldgraswirtschaft (s. G 18 d). Mit ihr wird die Viehhaltung und -zucht zur Hauptform der bäuerlichen Produktion, die sich auf genossenschaftlicher Grundlage weiterentwickelt.

Vergleichen wir die Umrisse der Feldflur, wie sie das Kroki von 1835 ff. angibt, mit denen einer modernen topographischen Karte, so zeigt sich deutlich ein Vordringen des Waldes. Landwirte, die in Not geraten waren oder die der bequeme Geldgewinn lockte, haben vielfach die an den Enden ihrer Hufen liegenden Waldstücke an die Staatsforstverwaltung verkauft. Diese war jedoch nicht nur bestrebt, möglichst viel Bauernwald in ihre Hand zu bekommen, sondern forstete auch landwirtschaftlich genutzte Flächen neu auf. So geschah

es mit dem Grundstück der Feldmeisterei oder Abdeckerei (s. A 23), als sie A 21
1897 nach einem Brand von ihrem Besitzer aufgegeben wurde. Weitere 6 ha Land eines Gutes, das als letztes im Dorfe südlich des Spitzberges lag, tragen heute Wald. Da die beabsichtigte Aufforstung des Erbgerichtslandes die Ortsflur in zwei völlig getrennte Teile zerrissen hätte und nötiger Ackerboden verlorengegangen wäre, tauschte die Gemeinde Teile des Gemeindewaldes gegen 8 ha 41 a Feldfläche des Richtergutes ein, das größtenteils östlich der Dorfstraße lag. Immerhin sind dabei noch rund 13 ha mit Wald bepflanzt worden, der von Westen her streifenförmig gegen die Dorfstraße vorspringt.

Bei dem nicht ausreichenden landwirtschaftlichen Ertrag war und ist für viele Ortsbewohner ein Nebenerwerb unerläßlich. Sie fanden ihn früher im Bergbau, im Schmiedeberger Eisenwerk, in der Forstwirtschaft und auch in der Flößerei. Waldbeeren und „Schwämme“ (Pilze), durch Frauen und Kinder gesammelt, nahmen schon vor mehr als 100 Jahren von hier aus den Weg nach Dresden und erbrachten einen Nebenverdienst. E. Richter (1846) teilt außerdem mit, daß man das als Hustenheilmittel früher sehr geschätzte „Isländisch Moos“ gesammelt habe.

Eine neue Erwerbsmöglichkeit eröffnete sich mit dem Aufkommen des Fremdenverkehrs seit der Jahrhundertwende. Suchten Fremde Schellerhau ursprünglich nur im Sommer auf, so ließen günstige Übungsmöglichkeiten für Schi- und Rodelsport das Dorf später auch zum bevorzugten Wintersportplatz werden. In vielen Bauernhäusern richtete man Räume zur Aufnahme Erholungsuchender ein, 4 Häuser wurden in Kinderheime, 2 in Jugendherbergen und 9 in Betriebsheime verwandelt. 299 Betten sind heute den Urlaubern des FDGB gesichert. Die Zahl der etwa 1902 zum ersten Male auftretenden Gäste vermehrte sich infolge der Aufnahme des Wintersportes bereits vor dem ersten Weltkrieg rasch, von den 10000 bis 12000 in dieser Zeit stieg sie bis zur Gegenwart auf mindestens 18000 in einem Jahr (Angabe der Gemeindeverwaltung).

Als Mittelpunkt des Fremdenverkehrs, aber auch als Treffpunkt der Einheimischen, dient das Kulturhaus, das aus dem unteren Gasthof hervorging. An der Außenwand mit symbolischen Bildern dörflicher Werktätiger geschmückt, verfügt es über einen Saal für Vorträge, für Filmvorführungen oder für andere Veranstaltungen und über einen Klubraum, in dem populärwissenschaftliche und heimatkundliche Vorträge geboten werden. An „Hutzenohmden“ führen die „Schellerhauer Hutzenleit“ bei Schnitzen oder Klöppeln eine Stegreifunterhaltung in Mundart, tragen mundartliche Lieder allerdings wesentlich westerzgebirgischer Herkunft und Instrumentalmusik mit Zither, Handharmonika und Baß vor.

Die heimische Mundart, ein gebirgisches Obersächsisch-Meißnisch, das zum eigentlichen Osterzgebirgischen der westlich liegenden Ortschaften vermittelt, ist noch nicht völlig geschwunden; aber zusammenhängend und ausgeprägt wird sie nur noch von der älteren Generation gesprochen. Bei den mittleren Jahrgängen sind noch Reste vorhanden; aber bei der Jugend macht die Mundart mehr und mehr der obersächsischen Umgangssprache Platz. Kurz nach der

A 21 Jahrhundertwende konnte Paul Zinck die Texte von 24 „Rockenliedern“ aufschreiben, die ehemals beim gemeinsamen Spinnen gesungen wurden. Zwei Schellerhauer junge Mädchen hatten sie mitgeteilt; die Weisen hatte der um die Heimatgeschichte sehr verdiente Kantor Julius Schmidt aufgezeichnet.

g) Hausformen

Im Gegensatz zu den meisten alten Häusern besteht die Mehrzahl der neuen bloß aus Erdgeschoß und einem meist mit fensterreichen Ausbauten, den Gaupen, versehenen Dachgeschoß. Beim typischen älteren Haus in Schellerhau, das sich noch in großer Zahl vorfindet, ist auf einem aus unregelmäßigen einheimischen Bruchsteinen gemauerten Erdgeschoß ein leichteres Fachwerkobergeschoß errichtet. Verhältnismäßig kleine Fensteröffnungen und mindestens eine Haus- und eine Stalltür, fast jede mit sandsteinernem Korb- oder Stichbogengewände, durchbrechen die starke Mauer; hölzerne Vorhäuschen schützen vielfach die Hauseingänge. Die Zwischenräume, die Fache, des schwarz oder braun gestrichenen Balkengerüstes im Oberbau sind mit Lehmwänden, neuerdings meist mit Ziegeln ausgefüllt und weiß getüncht, oft jedoch mit Brettern verschalt, die Giebel durch Schindelbeschlag vor Wind und Wetter verwahrt. Das Dunkel des Holzschutzes wird neuerdings gern durch farbige Streifen um die Fenster und grün oder rot gefärbte Fenstergewände und -läden belebt. Das jetzt fast überall mit Schiefer, früher ausschließlich mit Schindeln gedeckte Dach hebt sich hoch und steil empor, so daß die reichlichen Niederschläge, Regen sowohl als Schnee, leicht abgleiten und zudem darunter Raum für den hier besonders wichtigen Heuboden gewonnen wird. Noch ist mehrfach das Ganze ein reines Einheitshaus oder ein „Einhof“; denn bei dem geringen Bodenertrag und bei

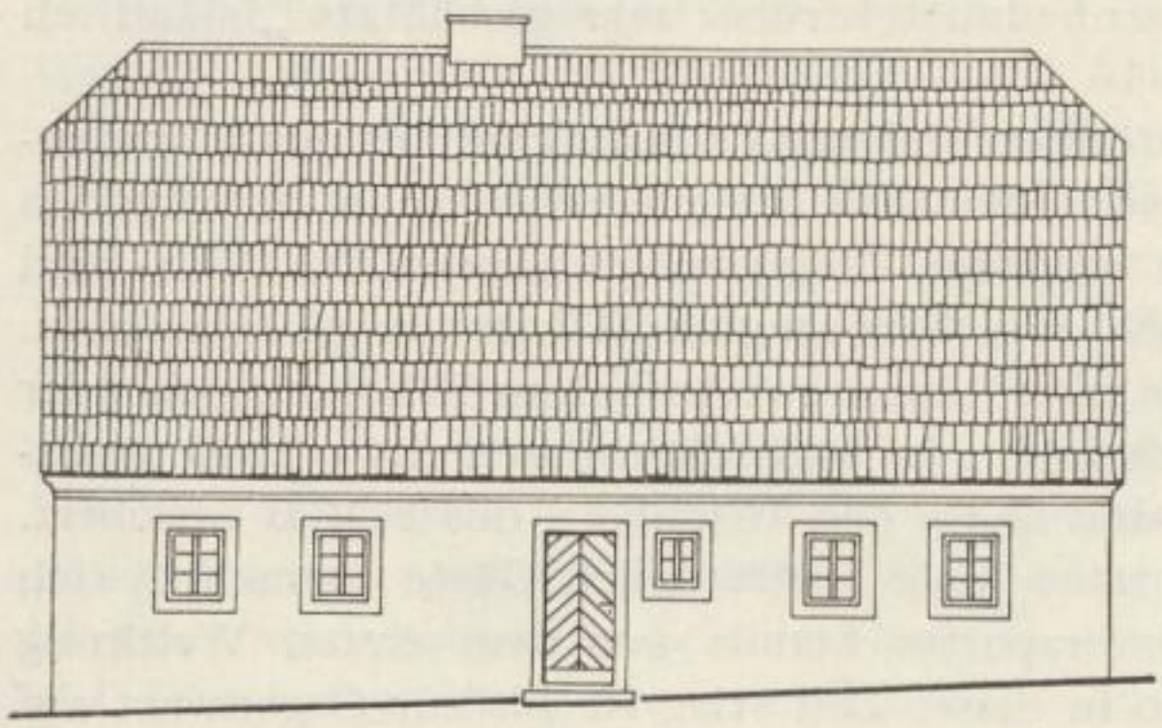


Abb. 7. Grundriß und Ansicht des Hauses Schellerhau Nr. 3

der Rauheit der Witterung sind Wohnung, Stall und Vorratsräume, das Haus quer teilend, unter einem einzigen Dache untergebracht. In neuerer Zeit wurde vielfach eine kleine Scheune oder ein Schuppen oder beides hinzugefügt. Nur einige Anwesen sind von vornherein als Zweiseit- und eine ganz kleine Zahl als Dreiseithöfe angelegt. Während die Wohnstallgebäude fast ausschließlich traufseitig zur Straße stehen, dient die Scheune, zumeist aus Holz errichtet, gern als Windschutz in rechtwinkliger Anordnung. Am südöstlichen Ortseingang steht als echtes altes Haus des Kammtyps das ehemalige Gemeindearmenhaus mit nur einem Geschoß aus ungeformten Porphyrstücken und mit dem altüblichen Schindeldach darüber (Abb. 7). Der Hof Nr. 19 hat auf jedem der drei Gebäude eine andere Deckung: aus Schiefer, aus Schindeln, aus Stroh. Zwei schöne alte Fachwerkhäuser stehen am Mathäuswege einander gegenüber. Bei dem 1937 neu erbauten Urlauberheim oberhalb des Botanischen Gartens, dem jetzigen Ferienheim des VEB Landesdruckerei Dresden, ist die ehedem auch im Osterzgebirge heimische Blockbauweise mit Umgebinde wieder aufgenommen worden. A 21

Schellermühle A 22

Die ehemalige, erst in jüngerer Zeit nach dem Dorfnamen bezeichnete Mühle liegt genau am Ostende des einstigen Schellerhauer Erbgerichtsgrundstückes im Tal der Roten Weißeritz. Die daraus zu schließende alte Zusammengehörigkeit wird durch die Karte von OEDER-ZIMMERMANN bestätigt, die an dieser Stelle „des Richters muhl“ vermerkt. Im 19. Jahrhundert war sie als Mahl- und Schneidemühle drei bis vier Generationen hindurch im Besitz der Familie Pusch. 1894 oder kurz darauf wurde sie durch den Bau einer Einkehrstätte und eines Wohnhauses für Sommergäste erweitert, 1929 auf Grund einer amerikadeutschen Stiftung als Jugendheim und seit 1945 als Wohnhaus für Umsiedler verwendet.
Das Gebäude der alten Mühle, in dem sich Buchdrucker aus Leipzig erholen, zeichnet sich durch maßgerechtes und charakteristisches Fachwerk aus. Durch den Einbau einer durchgehenden Dachgaupe, eines Fensterausbaues im Dach, wurde es der bodenständigen Bauweise noch mehr angepaßt.

Schinderbrücke A 23

In der Nähe der Schinderbrücke stand früher das Gehöft des Abdeckers (Schinders) für das ganze Amt Altenberg. Über die Brücke ging, wie das Flurnamenverzeichnis ausweist, die alte Zinnstraße, auf der vor allem im 18. Jahrhundert starker Verkehr herrschte; denn neben dem Zinn wurden insbesondere Holzkohlen für die Freiberger Schmelzhütten befördert. Anfänglich hatte hier eine „elende Holzbrücke 84 Ruten (316 m) durch einen Morast“ geführt, deren Knüppel leicht faulten. Nach einem Entwurf des Landbaumeisters Johann

A 23 Christoph Knöffel wurde deshalb 1789 bis 1790 eine steinerne Bogenbrücke aus Porphyr mit festen Steindämmen als Zugängen auf beiden Seiten geschaffen. Dieses Bauwerk hat seinen Zweck gut erfüllt und bisher jedem Hochwasser widerstanden (Bild 2).

B 1 Dresdner Straße

Eine frühere Straßenverbindung zwischen Dresden und Prag verlief von der Amtsstadt Dippoldiswalde aus über Elend, Oberfrauendorf, Falkenhain, Hirschsprung nach Altenberg und weiter nach Teplice (Teplitz). Sie führt als typische Höhenstraße auf dem Rücken zwischen Roter Weißeritz und Lockwitz bzw. Müglitz hin. Eine Urkunde aus der Zeit um 1564 nennt sie „Dippoldiswald Straß". Auch in einem Straßenverzeichnis von 1691 wird sie aufgezählt. Nach dem Bau der Talstraße über Kipsdorf ihres ehedem lebhaften Verkehrs beraubt, wurde sie nur nach dem verheerenden Hochwasser des Jahres 1897 für kurze Zeit wieder stärker benutzt.

B 2 Ottertellenweg

Am tiefeingesenkten Otterwasser entlang, das zeitweilig bei geringem Abfluß vollkommen in seinem Blockbett verschwindet, führt der Ottertellenweg durch wechselvollen Mischwald mit riesenhaften Granitporphyrblöcken. Meist befinden wir uns auf einer ausgeprägten Terrasse, deren Gegenstück auf der anderen Seite der Schlucht immer wieder deutlich sichtbar wird. Der Bach selbst heißt in einer alten Urkunde von 1491 „Notterwasser", bei Oeder „Natterflohs". Da er für eine größere Anzahl Fischotter kaum genug Nahrung liefern konnte, müssen wir das Bestimmungswort des heutigen Namens als weit verbreitete volkstümliche Ableitung von Natter = Otter betrachten, mit der alle einheimischen Schlangen bezeichnet werden.

B 3 Große Biela

Zwei kleine Gebirgsflüsse mit kristallklarem Wasser, das sich durch ungefüge Blöcke zwängt, in kleinen Wasserfällen über Felsriegel springt und an tiefen Stellen sich anstaut, führen den Namen Biela oder Bielbach. Diesen leiten wir von dem altslawischen Wort běla = weiß her, womit das schäumende oder aber auch das klare Gewässer gekennzeichnet werden sollte (ergänze voda, vŏka = Wasser, Fluß). Die topographischen Benennungen im Erzgebirge stammen ja zum guten Teil von zeitweilig zu Jagd oder Fischfang durchschweifenden Sorben oder von Sorben, die an der Waldrodung beteiligt waren. Slawische Siedlungen selbst sind in unserer Gegend nicht bekannt geworden.
Die wasserreichere und auf eine längere Strecke hin stark eingetiefte Große Biela entsteht im Waldgebiet um den Rüstmeisterberg aus zwei Quellarmen

und trägt nunmehr im Oberlauf deutsche Namen; bis zum Mühlteich heißt sie B 3
„Warmbach“, der im Bärsgründel sein Wasser sammelt, und bis zur Einmündung des Otterwassers „Ladenwasser“. In einer Urkunde von 1491 lesen wir dagegen „Hinder Bile“, 1506 „Hinder pyel“, bei OEDER und MEISSNER wie heute „Hintere Biela“, während der östliche Quellbach „Vordere Biela“ genannt wird. Mit einer Lauflänge von 6,2 km übertrifft die Große Biela die Kleine nur um 500 m. Infolge ihres starken Gefälles trieben beide in älterer Zeit eine Anzahl Mühlen an, vorzugsweise Brettsägen.

Angermannmühle **B 4**

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts finden wir an der Stelle der heutigen Angermannmühle bei OEDER die Angabe „Cristof gesels buchwergk vnd Zech“. Später wurde aus dieser Bergbauanlage ein Sägebetrieb, der nach seinen Besitzern zunächst Burkhardt-, dann Angermannmühle hieß. Nach ihrer Stillegung wurde sie Erholungssitz des namhaften Dresdner Kunstgelehrten Woldemar von SEYDLITZ.

Kleine Biela **B 5**

Ihr erstes Wasser sammelt die Kleine Biela in zwei Hauptadern aus einer flachen Wiesenmulde nördlich der Straße Dresden—Altenberg. Sie durchfließt zunächst ein breites Wiesental; der dann folgenden, sehr reizvollen Waldstrecke droht leider in naher Zukunft die Ausfüllung durch die Sandmassen des Altenberger Zinnbergwerkes. Für die Kleine Biela, 1563 schon so genannt, oder den Kleinen Bielbach (Kaufbuch 1743) sind die alten Formen „fuderpyel“ (1506) und die historisch begründete Bezeichnung „Weicholdswälder Wasser“ (s. B 13) belegt.

Am Rotherd **B 6**

Während man heute unter dem Forstort Rotherd nur den Wald innerhalb des Winkels zwischen Kohlgrund und Dresdner Straße versteht, rechnete man ihn am Ende des 16. Jahrhunderts von dem Kohlgrund bis in die Gegend des heutigen Oberbärenburg. Herd, ursprünglich gleichbedeutend mit Erdboden, scheint in unserem Gebiet den Sinn eines ungefähr abgrenzbaren und sich durch Zweck oder Beschaffenheit von der Nachbarschaft unterscheidenden Platzes angenommen zu haben. In Altenberg finden sich der „Creutzer Holzherd“ und der „Zwitterherd“, zwischen Altenberg und Georgenfeld der „Nasse Heerd“. Nach OEDER liegt der Wald südöstlich von Oberbärenburg „Vfn rudten Herdte“. Aber das Bärenburger Kaufbuch von 1592/93 sagt siebenmal, daß ein Haus „auf dem Rodeherde“ erbaut worden sei. Man hat also an das Waldroden gedacht, und man wird den Kaufbeteiligten als den Ortskundigeren den Vorzug vor OEDER geben, der sich bei der Niederschrift der von ihm mündlich erfragten

B 6 Ortsbezeichnungen leicht täuschen konnte. An den rötlichen Porphyrverwitterungsboden, der sich außerdem viel weiter ausdehnt als der etwaige „rote Herd", oder an einen sonst nicht belegten Hüttenbetrieb (J. LANGER 1929) darf man also nicht denken.

B 7 Ladenmühle

Weit bekannter als die Bezeichnungen Ladenberg, Ladenbusch, Ladenholz und Ladenwasser (s. B 3) ist heute das Ausflugsziel Ladenmühle. Als am frühesten belegt gilt jedoch der Name „Ladenberg", den Matthias OEDER zweimal für das Gebiet zwischen Kohlberg und Natterflüßchen angibt, also ungefähr für den Bezirk, der heute „Am Rotherd" genannt wird und an den im Westen „Die Heidich" grenzt. Im Flurnamenverzeichnis wird gesagt, das Ladenholz oder der Ladenbusch sei unterhalb der Ladenmühle in den Waldabteilungen 14 und 16 gelegen, also links und rechts der Biela.
Die Ladenmühle heißt bei OEDER noch „Heintzen müll" und hat „zwei Gänge", war demnach Mahlmühle und „ist Klugen", das heißt, sie gehörte dem damaligen Besitzer des Hirschsprunger Vorwerkes (s. B 12). Unmittelbar neben ihr besaß damals noch ein Simon Fraustein ein „buchwergk" (Pochwerk). Aus der Umgebung des Ladenberges waren in der Zeit zwischen 1572 und 1620 dem Altenberger Chronisten Christoph MEISSNER 14 Fundgruben, „darunter ein Erbstollen", bekannt. 1804 ging die Ladenmühle aus grundherrlichem Besitz erbpachtweise in Privateigentum über.

B 8 Hirschkopfweg

Früher nach einem als Wegzeichen dienenden Geweihteil Hirschstange genannt, ist diese Verbindung nach Bärenstein heute als Hirschkopfweg bekannt. Waldwegzeichen fand schon OEDER bei seiner Landesvermessung 1588/89 vor. Das anstehende Gestein verrät sich überall durch zahlreiche Granitporphyrblöcke.

B 9 Kesselhöhe (654,9 m)

Diese Erhebung heißt bei OBERREIT, vermutlich nach dem Namen ihres Besitzers, „Kessels Höhe". Sie ist der nördliche Eckpfeiler eines länglich gezogenen Rückens aus Granitporphyr östlich der Kleinen Biela. Gegen ihre östliche Bergflanke ziehen die Bärensteiner Waldhufenstreifen hinauf.

B 10 Kohlberg

An einem Bergsporn, der sich von der Klinge aus im Quarzporphyr gegen das Große Bielatal vorschiebt, betrieben einst Köhler ihre Holzkohlenmeiler. Im Mittelalter und bis ins 19. Jahrhundert hinein deckten sie den Bedarf der umliegenden Hüttenwerke, gleich, ob diese Eisen, Zinn oder Kupfer und Silber schmolzen.

SLUB
Wir führen Wissen.

Ein aufgelassener kleiner Steinbruch am Kohlgrundweg läßt gut die dem Porphyr eigene Kanten- und Pfeilerbildung erkennen, die durch den Erstarrungsvorgang und die Entstehung feiner Klüfte hervorgerufen worden ist. B 10
Um den Kohlgrund hallen in den September- und Oktobernächten von den Wänden der Gründe die orgelnden Brunstrufe der Hirsche wider, und krachend schlagen ihre Geweihe gegeneinander.

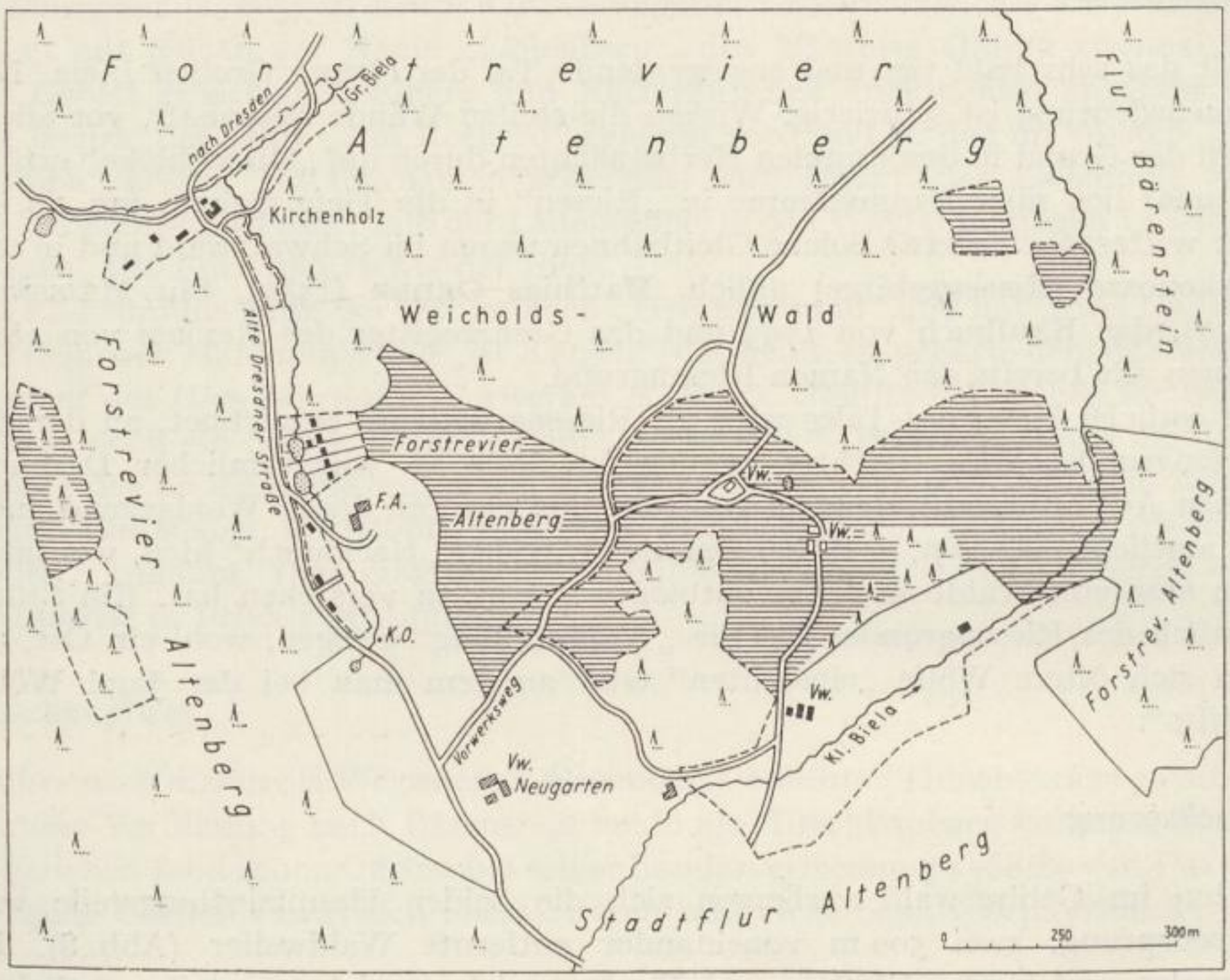
Riesengrund **B 11**

heißt das sehr bald tief und eng werdende Tal der oberen Großen Biela. Die Namensdeutung ist schwierig. Wirken die steilen Wände riesenhaft, vor allem wenn der Grund in den dunklen Herbstnächten durch die „Hirschblöke" erfüllt ist, oder ließ man Baumstämme in „Riesen" in die Tiefe gleiten, um sie im Tale weiterzubefördern? Solche Gleitbahnen waren im Schwarzwald und in der Karkonosze (Riesengebirge) üblich. Matthias Oeder (1589), Chr. Meissner (1747), das Kaufbuch von 1793 und das Grenzregister des Reviers von 1817 kennen alle bereits den Namen Riesengrund.
Der östliche Hang des Tales wird als Riesengrundleite bezeichnet, an der die Riesengrundschanze errichtet worden ist. Wer an volkstümlicher Derbheit keinen Anstoß nimmt, dem sei verraten, daß ein Teil dieser Waldgegend auch auf amtlichen Karten, z. B. bei Oberreit, früher „Nackarsch" hieß, worunter man eine von Waldbedeckung entblößte Fläche zu verstehen hat. Ein Stück westlich des Riesengrundes hat die „Wolfsstallung" gelegen, wohl ein Ort, an dem sich öfters Wölfe „einstellten" oder an dem man bei der Jagd Wölfe „stellte".

Hirschsprung **B 12**

Mitten im Gebirgswald verbergen sich die beiden Hauptsiedlungsteile von Hirschsprung, zwei 500 m voneinander entfernte Waldweiler (Abb. 8). In schmalen und kurzen Streifen und Flecken zeichnen sich am steilen östlichen Hange die bescheidenen Fluren vor dem Hochwald ab. Die durch die beiden Ortsteile hindurchführende alte Dresdner Straße hat auf die Entwicklung Hirschsprungs keinen bemerkbaren Einfluß ausgeübt, es sei denn, daß man das Rittergut bewußt in ihrer Nähe angelegt hat.
Der größere obere Weiler zwängt sich in einer Meereshöhe von 645 bis 685 m in das Tal des Hirschsprunger Baches. Eine von Süden her ganz lockere, dann dichter gedrängte, aber immer noch kurze Reihe von Einzelhäusern baut sich am abschüssigen Wiesenhang auf. Eine Eschen- und Ahornallee kennzeichnet den Zugang zu dem hochgelegenen, baumumstandenen Forsthausgehöft. Die neueren Landhäuser sind seit Anfang unseres Jahrhunderts hinzugetreten. Ein von einem Schmuckplatz umgebener Stein mit dem Namen Arthur Klengel hält das Andenken an den fleißigen Erforscher und Schilderer seiner Heimat, des östlichen Erzgebirges, wach. Etliche weitere zu Hirschsprung gehörige

B 12 Gebirgsbauernhöfe liegen zerstreut im flachen Tal des Kleinen Bielbaches (620 bis 640 m).
Unterhirschsprung (600 bis 620 m), ganz regellos angelegt, besteht aus dem wohl im ausgehenden 19. Jahrhundert massiv umgebauten alten Gasthaus Ladenmühle, einem Sägewerk, einigen etwa 150 Jahre alten, zum Teil verschalten Fachwerkhäusern, einer neueren Gebäudegruppe mit der Angermannmühle und einer kleinen Siedlung, deren ansprechende Häuschen an der einen



Vw Vorwerk
Nicht in Ortsflur gehörig
Abgebrochen
Rodeland, im 19. Jh. wieder aufgeforstet

Abb. 8. Flurplan Hirschsprung 1843

Giebelseite mit Schindelornamenten beschlagen sind und deren Steildächer besser dem Landschaftscharakter entsprechen als die benachbarten Gebäude mit nachgeahmtem Schweizerstil. Eines der schlichten alten Gebäude wurde dem Historiker der „Kursächsischen Streifzüge“ Otto Eduard Schmidt zum Ferien- und Alterssitz.
Hirschsprung heißt in einer Niederschrift des Amtes Altenberg (1589) auch „zum Hirschbrun“. Ebenso verzeichnet Meissner 1747 „Hirschsprung, so auch Hirschbrunn geschrieben“. Das Wort ist umgedeutet worden und hieß ursprünglich Hirschsprung = Hirschquelle (vgl. Ansprung im Westerzgebirge).

Wie in Bärenfels, Bärenburg und Rehefeld beginnt die Besiedlung auch hier B 12
mit dem Forsthausgehöft. Aber die naheliegende Annahme, daß Hirschsprung wie seine westlichen Nachbarorte von den ehemaligen Grundherren v. Bernstein gegründet worden sei, ist nicht nachweisbar. Die einzige bekannte Beziehung zu jenem Geschlecht ist der Umstand, daß der Altenbergische Stadtschreiber Nickel Frauenstein das Kirchenholz am Osthange zwischen Ober- und Unterhirschsprung von Walzig von Bernstein erhalten hat. Erst im Jahre 1541 bekam Werner von Nessa, vielleicht zur Entlohnung für seine Tätigkeit als Amtmann zu Altenberg, laut Lehnbrief 16 „Amtsräume", also kurfürstliche und nicht grundherrliche Waldstücke, zur Gründung eines Rittergutes. 1564 war dieses noch im Besitz der Herren von Nassa (= Nessa, Nassen oder Nossen), ging dann an Siegmund von Heintz (Heinitz, vermutlich auch Amtmann) über, weshalb es OEDER „der Heintzer forwergk" nannte. 1588 wurde es an Thomas Kluge verkauft, wohl ein Zeichen dafür, daß sein geringer Ertrag keine standesgemäße Lebenshaltung für einen Adligen gewährleisten konnte.

Das kleine Gut, das nur 26 Acker Wald, etliche Felder, Wiesen und Teiche, eine Mahlmühle (Ladenmühle) und eine Brettmühle umfaßte, hatte nur zeitweilig den vollen Rang eines Rittergutes. Es wechselte oft die später bäuerlichen Besitzer und lag auch eine Zeitlang wüst. Nur die Berechtigung freien Schlachtens und Backens und freier Tischtrunkbrauerei war ihm verbrieft; es unterstand im ganzen immer dem Amt Altenberg. Im Jahre 1789 wurde es wegen seines geringen Ertrages (s. B 13) zum Erb- und Allodialgut erklärt, damit aus dem Lehnsverhältnis entlassen und galt als frei verkäuflich. Im 19. Jahrhundert richtete man darin eine Verwaltungsstelle des staatlichen Forstamtes Hirschsprung ein. Heute dient das Gebäude als Amtswohnung eines Försters und beherbergt das Gemeindeamt. Das Dörfchen ist viel jünger als das Gut. 1793 wurde das erste Haus erbaut, die meisten übrigen folgten im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts.

Waldarbeiter, die sich nebenbei mit geringer Landwirtschaft befaßten, waren die ersten Siedler. Zu dem kleinen Ort gehörten noch bis in die Neuzeit 3 Brettmühlen; zwei lagen am Großen Bielbach, eine in unmittelbarer Nachbarschaft der Ladenmühle, die andere ist die Angermannmühle, am Kleinen Bielbach finden wir die Mendemühle. Einer Waldarbeiterfamilie entstammt der Kunstschnitzer Siegfried URBANK (s. H 1).

Die Nähe Altenbergs ermunterte zu Bergbauversuchen. MEISSNER zählt für die Zeit um 1600 im Weicholdswalde und am Ladenberge insgesamt 32 Fundgruben und 3 Stollen auf. Daß ein gewisses Ausbringen von Erz erfolgte, geht aus dem Bestehen der Pochwerke an der Ladenmühle — vielleicht haben wir hier die von MEISSNER erwähnte „Zwittermühle" zu suchen — und an der Stelle der späteren Angermannmühle hervor (s. B 4, B 7).

Hirschsprung eignet sich wegen seiner Waldlage, der friedvollen Weltabgeschiedenheit und des klimatischen Schutzes vor den Unbilden der Höhen besonders als Erholungsort. In den benachbarten westlichen Orten war diese Entwicklung schon weiter gediehen, als 1897 die ersten beiden Auswärtigen je ein Wald-

B 12 arbeiterhaus erwarben; ein dritter errichtete ein neues Gebäude auf Schmidts Feld. Bis etwa 1900 zogen 6 neue Bürger zu, 4 davon waren Lehrer. Später siedelten sich in Neubauten etliche Ruheständler an. Ein Betriebserholungsheim und ein Gasthaus, das „Buschhaus", entstanden. Die Fremdenbeherbergung ist seit Beginn unseres Jahrhunderts in zunehmendem Maße für viele Einwohner eine Nebenbeschäftigung oder auch Hauptberuf geworden. Der FDGB hat in dem kleinen Dorf allein 96 Vertragsplätze belegt. Den Gästen zur Unterhaltung und auch den Einheimischen zur Freude haben sich zu Gesang und Spiel die „Feierohmdleit" zusammengetan.

B 13 Weicholdswald

Das Waldgebiet zwischen dem Hirschsprunger Bach, der Kleinen Biela und der Großen Biela bis etwa zur Angermannmühle wird 1449 bei Grenzfestsetzungen „Weygelswald", 1506 in einem Lehnbrief auch „Weigelswaldt", sonst meist „Weicheltswald" genannt. Es befand sich im Lehnsbesitz des Geschlechtes von Bernstein, von dem mehrere Glieder den Vornamen Weigold trugen.

Später war der im Flurbuch von 1835 mit 72 Ackern 208 Quadratruten (etwa 40 ha) vermerkte Wald kurfürstlich, darnach Eigentum der Zwitterstocksgewerkschaft; seit einigen Jahrzehnten ist er staatlich. Sein hochgelegener mittlerer Teil, etwa bei der Höhe 700,5 m, hieß — wohl wegen der flachen Geländegestaltung — Scheibe. Von diesem Namen werden die Bezeichnungen Oberer und Unterer Scheibenweg stammen, während der sie schneidende Flügelhornweg ein Flügelweg sein dürfte.

In den Abteilungen 11 und 12 sind 8 Steine aus Granitporphyr aufgerichtet, die durch ein eingemeißeltes Kelchbild die Grenzen des der Altenberger Kirche gehörigen Holzes kennzeichnen. OEDER (1588/89) nahm sie schon in seine Karte auf.

Im Jahre 1564 wurde dem rührigen Bergwerksunternehmer Asmus Röling vom Kurfürsten gestattet, im Weicholdswalde einen Hof zu errichten, der bei OEDER als „Asmus Rölicken Vorwergk" erscheint und heute Neugarten oder Köllners Vorwerk genannt wird (s. B 15). Es folgten weitere Gründungen dieser Art; OEDER-ZIMMERMANN gibt mindestens 5 Höfe an, das Hirschsprunger Rittergut eingerechnet. Das Landsteuerverzeichnis von 1622 zählt sogar 7 Besitzer von „Güttern im Weigels-Walde" auf, die teils zur Gemeinde Hirschsprung, teils zu Altenberg gehörten. Die Nähe des aufblühenden Altenberg läßt den Schluß zu, daß durch die Güter die Belieferung der zahlreichen Altenberger Bergarbeiterschaft mit Lebensmitteln gefördert werden sollte (s. A 21).

Mit der Anlage dieser „Weicholdswälder Vorwerke" geriet man auf den ungiebigen Quarzporphyrboden, deshalb gingen sie nach und nach bis auf das Köllnersche, das Mendesche Gut und das heutige Hirschsprunger Forsthaus wieder ein. Auf dem Flurkroki von 1835 sind neben Feldern und Wiesen noch 3 Gebäude des Fischerschen und eines vom Lungkwitzschen Vorwerk erkennbar.

Das Fischersche, von dem sich lange ein Stück Mauer, ein Brunnen, Dämme und Wege erhalten haben, ist 1864 von der Staatsforstverwaltung angekauft und seit 1866 bepflanzt worden; das andere ist, ohne Spuren zu hinterlassen, mutmaßlich schon 1835 zu Waldboden geworden. Aus dem Flurkroki läßt sich weiter schließen, daß bis auf die stehengebliebene äußerste Spitze der südliche Teil des Weicholdswaldes gerodet worden war und daß man sogar in dem verbliebenen Waldrest drei weitere kleine Lichtungen angelegt hatte. Diese Fluren, ausgenommen die der oben genannten 3 Höfe, sind aber wieder der zweckmäßigeren Wirtschaftsform, der Forstwirtschaft, zurückgegeben worden (Abb. 8). B 13

Rüstmeisterberg (763,8 m) **B 14**

Zwischen den beiden Quellflüssen der Großen Biela bildet der schon 1602 verzeichnete Rüstmeisterberg im Teplitzer Quarzporphyr eine bewaldete Kuppe. Zur Zeit der Waldordnung des Kurfürsten August, etwa 1560, war der Rüstmeister der Leiter beim Holzeinschlag, bei der Aufstapelung und wahrscheinlich auch bei der Weitergabe des gewonnenen Holzes.

Vorwerk Neugarten **B 15**

Von der Bevölkerung wird das zu Altenberg gehörige Vorwerk Neugarten nach einem seiner Besitzer auch Köllners Vorwerk genannt. Der Name Neugarten geht ebenfalls auf einen Familiennamen zurück. Die Anlage ist die älteste und wohl einzige in ihrem Umfang erhaltene der Weicholdswälder Vorwerke (s. B. 13) und gehört jetzt zur Altenberger Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft. Die Buchstaben AR auf einigen Rainsteinen deuten auf Asmus Röling hin, wohl den Gründer des Hofes.
Nördlich davon führt der Vorwerkweg, der die landwirtschaftlichen Betriebe im Weicholdswald verband, von der Altenberg—Dresdner Straße aus nach Osten und geht in den Jäger- oder Jagdsteig über.

Rauschermühle **B 16**

ist ein im Volk noch fest verwurzelter Name, obwohl das alte Müllergeschlecht Rauscher schon im 18. Jahrhundert einer anderen Müllerfamilie Platz gemacht hat. Für den Mühlenbetrieb — nach dem Brande des alten, zum großen Teil hölzernen Gebäudes eingestellt — hatte man den kleinen, heute teichrosengezierten Weiher angestaut. Die neue, in bodenständigem Stil gebaute Rauschermühle ist nur noch landwirtschaftliches Gehöft.

Lerchenhübel **B 17**

Lerchenhügel, -hübel und -berge gibt es vielerorts. Unsere Erhebung trug im 16. Jahrhundert nur Felder, so daß der Name tatsächlich von der Vogelart stammen würde. Heute finden wir hier Mischwald von Fichten, Tannen, Buchen

B 17 und Ahornen; der Boden ist mit zahllosen Blöcken des den Untergrund bildenden Granitporphyrs überstreut.

Um den Lerchenhübel windet sich mit einer großen Schleife die 1923 zunächst in Schmalspur gebaute Eisenbahnstrecke (s. C 3 b) von Geising nach Altenberg. Sie steigt vom Geisinger Bahnhof aus 164 m an und findet am Bahnhof Altenberg in 754,7 m Meereshöhe ihren Endpunkt. In dem weiten Bogen um Geisingberg und Lerchenhübel gewährt sie immer aufs neue prächtige Ausblicke. Besonders gut einzusehen ist von ihr aus das Tal des Roten Wassers, über dem im Norden die Sachsenhöhe bei Bärenstein, im Osten die hochgelegenen Flurteile von Lauenstein um die Schafkuppe aufragen. Hinter dem sichtbaren unteren Teil des Müglitztales steigt die östlichste Erzgebirgshochfläche auf, die sich bis zum Gottleubatal ausdehnt.

B 18 Geisingberg (824,5 m)

Vom „Geising" hören wir erstmals in Zusammenhang mit den ihn flankierenden Städten (s. G 5, H 1). Für sich allein genannt heißt er 1464 Gusingberg, 1554 Geussingsberg, auf Oeders Karte Geisigk. Wenn wir an der beim Städtchen Geising (s. H 1) gegebenen Deutung des Namens festhalten, muß der Berg nach der Siedlung benannt worden sein.

Der wuchtige stumpfe Kegel, eine weit bis nach Mittel- und Nordsachsen hinein sichtbare Landmarke, beherrscht die Landschaft. 70 bis 75 m erhebt sich sein Gipfel über die ihn umgebende Hochfläche, 300 m über das Tal des Roten Wassers. Gewaltige Blöcke und sturmzerzauste Fichten, Tannen und Buchen an den Abhängen und auf dem breiten Gipfel zeugen vom Kampf der Naturkräfte in diesen Höhen. Überragt wird der Baumbestand von einem 17 m hohen Aussichtsturm, von dem der Blick über die Fluren, Waldstücke und Ortschaften wie über die weiten Waldungen gleitet (Bild 15). Wir sehen die Spiegel der Galgenteiche und die Täler zwischen gewölbten und flacheren Rücken. Die scharfe Zacke des Spičák (Spitz- oder Sattelberg), die lange Platte des Kahleberges mit seiner deutlichen Stufe nach Norden zu und der gerundete Kegel des Luchberges ragen in der Nähe auf. In der tiefgelegenen Sächsischen Schweiz heben sich deutlich die bekannten Tafelberge ab, in der Ferne erscheinen bei günstiger Sicht im Nordwesten der Oschatzer Kollm und etwas näher im Norden der Keulenberg bei Pulsnitz. Gegen Südosten zu fällt der Blick auf die vielgestaltigen Berge des Böhmischen Mittelgebirges und zeichnet sich der breite, kahle Erzgebirgskamm gegen den Himmel ab.

Die Wetterwarte auf dem Gipfel ist 1946 eingerichtet worden. Sie bildet zusammen mit denen auf dem Fichtelberg, dem Inselsberg und dem Brocken die Bergstationen im Wetterdienst der Deutschen Demokratischen Republik. Neben den täglichen Messungen und Beobachtungen, die durch die meteorologische Station durchgeführt werden, ermöglichen Aufzeichnungen über phänologische Daten Rückschlüsse auf den unterschiedlichen Klimagang einzelner Jahre. So zeigt sich für das Altenberger Gebiet eine im Extremfall bis zu vierwöchige

Verfrühung oder Verspätung im Vergleich zum Mittel der ersten Blütenentfal- B 18
tung einzelner Vorfrühlingsblüher (s. Tabelle).

Tabelle: Termine der ersten Blütenentfaltung

Jahr	Haselstrauch	Schneeglöckchen	Salweide
1949	3. 4.	30. 3.	3. 4.
1950	24. 3.	15. 3.	6. 4.
1951	2. 4.	18. 3.	22. 4.
1952	8. 4.	5. 4.	14. 4.
1953	25. 3.	21. 3.	1. 4.
1954	30. 3.	29. 3.	27. 4.
1955	27. 4.	27. 3.	30. 4.
1956	25. 4.	12. 4.	6. 5.
1957	13. 3.	14. 3.	27. 3.
1958	26. 4.	14. 4.	2. 5.
1959	2. 3.	19. 3.	29. 3.
1960	25. 3.	26. 3.	6. 4.
1961	3. 3.	5. 3.	16. 3.
Mittel	21. 3.	25. 3.	12. 4.

In die Ostflanke des Berges drang ein großer Steinbruch ein und gefährdete seinen Bestand überhaupt. Deshalb wurde er auf Veranlassung des ehemaligen Landesvereins Sächsischer Heimatschutz stillgelegt, und die Seilbahn vom Bruch zur Bahnlinie wurde abgebrochen. Durch den Steinbruchsbetrieb sind hohe Felswände entstanden, an denen das Gestein des Berges in den fünf- oder sechsseitigen Säulen des Basaltes freigelegt ist. Dieser bedeutsame geologische Aufschluß bringt uns der bisher noch nicht eingehend untersuchten Frage nach der Entstehung des vulkanischen Berges näher. Im Tertiär, der Braunkohlenzeit, entquoll Magma der Erde und erstarrte zu schwarzem Basalt, der fettig glänzenden, hellen Nephelin enthält. Da keine Tiefbohrungen vorliegen, wissen wir noch nicht sicher, ob der Basalt zu einer entfernter liegenden Ausbruchstelle gehört und wie die Basaltberge im westlichen Erzgebirge nur den Rest einer ausgebreiteten Decke darstellt oder ob er einem Schlot an Ort und Stelle entstammt.

Der Blick vom Boden des Steinbruches aus über den Teich zeigt deutlich, wie die langen Basaltsäulen übereinandergeschichtet und gleichmäßig nach Westen geneigt sind. An der Steilwand biegen diese Säulen um und steigen, an der Teichwand klar, an der ziemlich rasch verwitternden Felsmauer des Bruches noch deutlich genug erkennbar, nach Osten wieder in die Höhe. Ihre Anordnung weicht also vom normalen Bau einer Quellkupppe erheblich ab. Senkrechte Säulenstellung, wie sie als Merkmal eines Deckenrestes am Pöhlberg und Scheibenberg so schön beobachtet werden kann, ist nicht aufgeschlossen; überhaupt

SLUB
Wir führen Wissen.

B 18 wissen wir nicht genug vom inneren Bau des zentralen Teiles des Berges. Da der Geising gerade einer Nahtstelle zwischen einer westlichen Gneisscholle und dem östlichen Granitporphyrgang aufsitzt, kann man vermuten, daß diese Störungslinie schon im Paläozoikum nach der variszischen Gebirgsbildung wieder verfestigt war, doch mag die ursprüngliche Zermürbung dem tertiären Magmaausbruch Vorschub geleistet haben. Auch der langgestreckte Grundriß des Berges läßt den Schluß zu, daß die Ausbrüche des Magmas aus einer lippenförmigen Spalte oder aus mehreren dicht nebeneinander befindlichen Einzelschloten erfolgt sind. Die in den Säulen erkennbare Einbiegung könnte daher rühren, daß sich neue Lava in einen bereits untätigen Schlot oder in eine sonstige Vertiefung auf der Oberfläche der Erstarrungsmasse ergossen hat.

Der Geisingberg läßt sich in eine Reihe von Basaltvorkommen einordnen, die sich in reichlich 20 km Länge vom Wilisch über den Luchberg bis Zinnwald erstrecken. Ihr Südende in Sachsen ist nur 10 km von den gleichaltrigen westöstlich gerichteten basaltischen Aufschlüssen am Gebirgsfuß bei Krupka (Graupen) entfernt.

Das nährstoffreiche Eruptivgestein des Geisings hat die Entwicklung eines typischen Bergmengwaldes ermöglicht. Durch die Forstverwaltung wurden noch weitere Arten angepflanzt, so vorwiegend Fichte *(Picea excelsa)* und Kiefer *(Pinus montana)*. Die Verteilung des Waldes auf dem Berg ergibt gegenwärtig folgendes Bild: Den Gipfel besiedeln junge Bestände von Esche *(Fraxinus excelsior)*, Bergahorn *(Acer pseudoplatanus)* und vereinzelt Ulme *(Ulmus glabra)*. Am Südhang stehen aufgelockert Kiefer und Wilde Eberesche *(Sorbus aucuparia)*, im Geröll am Wege gesellt sich zu diesen Arten die Esche. Den Westhang beherrschen Fichten, zwischen die sich am Bergfuß einzeln die Weißtanne *(Abies alba)* und truppweise die Rotbuche *(Fagus silvatica)* einschieben. Diese Bestände lockern sich auf der Nordost- und Ostseite immer mehr auf. Das Bild wird dort von alten Exemplaren der Rotbuche bestimmt. Am Fuß des Berges schließen sich auf der Südostseite Fichten- und Buchen-Jungbestände in Monokultur an.

Die Strauchschicht ist nur auf der Nord-, West- und Südwestseite nennenswert entwickelt. Vor allem Traubenholunder *(Sambucus racemosa)* und Himbeere *(Rubus idaeus)* bedecken die freien Flächen. Auf der Ostseite findet man unter den Laubbäumen erfreulicherweise viele Jungexemplare des Seidelbastes *(Daphne mezereum)*. Sonst dringen nur Straucharten der benachbarten Steinrücken in die Randbezirke des Waldes am Bergfuß ein. Dazu gehören Haselnuß *(Corylus avellana)*, Aschweide *(Salix cinerea)* und Salweide *(S. caprea)*, vereinzelt auch Ohrweide *(S. aurita)*. Bemerkenswert ist am Nordrand des Berges das Vorkommen von Alpen-Johannisbeere *(Ribes alpinum)* und Schwarzer Heckenkirsche *(Lonicera nigra)*.

Von den Hochstauden besiedeln Weidenblättriges Hain-Greiskraut *(Senecio fuchsii)*, Purpur-Nickwurz *(Prenanthes purpurea)* und Quirlige Weißwurz *(Polygonatum verticillatum)* in dichten Beständen den gesamten unteren Abschnitt des Bergmassivs vom Nordwesten über Norden bis Nordosten. Ein kleiner

Trupp von Alpen-Milchlattich *(Cicerbita alpina)* ist am Nordrand bekannt ge- B 18
worden. In diesem quellreichen Abschnitt finden wir außerdem mit zum Teil hohem Deckungsgrad noch folgende Arten: Zweiblättriges Schattenblümchen *(Majanthemum bifolium)*, Gebräuchliches Lungenkraut *(Pulmonaria officinalis)*, Ausdauerndes Bingelkraut *(Mercurialis perennis)*, Waldveilchen *(Viola silvatica)*, Wolligen Hahnenfuß *(Ranunculus lanuginosus)*, Großes Springkraut *(Impatiens noli-tangere)* und Wald-Goldstern *(Gagea silvatica)*. Vom schattigen Wiesenrand dringen in diese Pflanzenbestände noch Weiße Pestwurz *(Petasites albus)* und Akelei-Wiesenraute *(Thalictrum aquilegifolium)* ein. Beachtlich ist in dieser Höhenlage das Auftreten von Süßer Wolfsmilch *(Euphorbia dulcis)*.
Insgesamt fällt auf, daß sich die Strauch- und Krautschicht im Geröllstreifen am Fuße des Berges am üppigsten entwickelt hat. In den oberen Geröllzonen sind im wesentlichen nur noch Stinkender Storchschnabel *(Geranium robertianum)*, auf stärker verwitterten Flächen Walderdbeere *(Fragaria vesca)* und Zimterdbeere *(F. moschata)* zu beobachten. Die schattigen Standorte in dieser Höhe bevorzugt der Wald-Frauenfarn *(Athyrium filix-femina)*. Beachtenswert sind in Gipfelnähe mehrere blühfähige Exemplare von Feuerlilien (*Lilium bulbiferum)*. Einstige Vorkommen von Türkenbund *(Lilium martagon)* am Geisingberg sind als erloschen zu betrachten.
Am Nordhang des Geisingberges dehnt sich das botanisch berühmte und wissenschaftlich äußerst bedeutungsvolle Naturschutzgebiet „Geisingwiesen“ aus. Auf der stark welligen Oberfläche der abfallenden Wiesenabschnitte entwickelten sich die kleinen erhabenen Stellen zu trockenen Standorten. Wir finden dort meist kurzrasige Bestände. In den Senken erfolgt eine Wasserstauung; es entwickelten sich feuchte Standorte mit Quellfluren oder auch Grünmoore von oft kleinster Ausdehnung.
Die die Wiesen allseitig umgebenden Steinwälle mit ihren Gehölzen begünstigten die Herausbildung der genannten Biotope. Auf engstem Raum drängen sich verschiedenste Standorttypen zusammen und bilden mannigfaltige Übergänge.
Wie im gesamten Osterzgebirgsraum hat sich als montane Leitgesellschaft des Grünlandes auch hier die Rotschwingel-Straußgraswiese entwickelt. In ihrer typischen staudenreichen Ausbildung ist sie ein hervorragender Schmuck der Geisingwiesen.
Die nordwestlichen Wiesen, die sich vom Berg bis zu der Bärensteiner Straße erstrecken, sind in ihrem oberen Bereich trocken und kurzrasig. Den Frühlingsflor bilden Massenbestände von Himmelschlüsseln *(Primula elatior)* und Gebirgs-Täschelkraut *(Thlaspi alpestre)*. Im Sommer fallen besonders die buschigen Exemplare der Fransen-Flockenblume *(Centaurea phrygia* ssp. *pseudophrygia)* auf. Vom Wald aus dringt in schmalem Saum Weiße Pestwurz *(Petasites albus)* in die Wiese vor. Der untere Abschnitt birgt in seinen feuchten Senken Sumpfdistel *(Cirsium palustre)* und Wiesenknöterich *(Polygonum bistorta)*.
Östlich davon ziehen sich mehrere Wiesen wie ein breites Band am Fuße des Berges entlang. Der Einfluß des Bergwaldes macht sich in zweierlei Hinsicht bemerkbar; mehrere Rinnsale fließen von ihm aus in die Wiesen hinein und

B 18

bilden in den Senken kleine Grünmoore. Zum anderen dringen verschiedene Arten des Bergwaldes in die Wiesengesellschaften vor. In den kleinen Grünmooren gedeihen neben schon erwähnten Arten Stern- und Graues Riedgras *(Carex echinata, C. canescens)*, Sumpf-Läusekraut *(Pedicularis palustris)*, Sumpf-Pippau *(Crepis paludosa)* und in den Randbereichen Brauner Klee *(Trifolium spadiceum)*.

Bergen diese Wiesen schon all die für das Naturschutzgebiet charakteristischen Arten in sich, so wird eine Steigerung noch in den nordöstlichen Wiesen erreicht, weil durch die dichter liegenden Steinrücken eine noch stärkere Zusammendrängung der Biotope erfolgt. In ihrem oberen Teil treten neben den schon bekannten Arten der Rotschwingel-Straußgraswiese Weicher Pippau *(Crepis succisifolia)*, Arnika *(Arnica montana)*, der seltsame Mondrautenfarn *(Botrychium lunaria)*, Breitblättriges Knabenkraut *(Orchis latifolia)*, Zweiblatt *(Listera ovata)*, besonders aber Knolliges Mädesüß *(Filipendula hexapetala)* und Sterndolde *(Astrantia major)* auf.

Quer zur Hangneigung verlaufende Steinrücken führen einen Wasserstau herbei und verursachen damit in den mittleren Wiesen einen starken Wechsel von feuchteren und trockeneren Stellen. Hier erscheint außer der Feuerlilie *(Lilium bulbiferum)* die Große Händelwurz *(Gymnadenia conopea)* auffällig gehäuft. Auf einer kleinen, trockenen Fläche hat sich neben Zweihäusigem Katzenpfötchen *(Antennaria dioica)* das in unserem Gebiet einzige Vorkommen des Gemeinen Sonnenröschens *(Helianthemum nummularium)* erhalten.

Die tiefer gelegenen Wiesen lassen neben dem Typ der Rotschwingel-Straußgraswiese noch Übergänge zu Sumpfwiesenabschnitten und kleinen Grünmooren erkennen. In diesen ist neuerdings das blütenschöne Sumpfherzblatt *(Parnassia palustris)* gefunden worden. Die in der Literatur (Drude, Naumann) angegebenen Vorkommen von Sonnentau *(Drosera rotundifolia)* und Fettkraut *(Pinguicula vulgaris)* ließen sich in den letzten Jahren nicht mehr bestätigen. Von zwei mäßig trockenen Standorten ist das seltene Holunder-Knabenkraut *(Orchis sambucina)* belegt, das hier zu etwa gleichen An-

teilen in der gelb- und rotblühenden Form auftritt.

Die tiefstgelegenen Abschnitte des Schutzgebietes unterhalb der Eisenbahnlinie haben sich auf Grund ihrer Hangneigung zu kurzrasigen Wiesen entwickelt. Arnika, Zweihäusiges Katzenpfötchen und Bärwurz sind typisch dafür. Am stark besonnten Steinrückenrand gedeiht die Rote Pechnelke *(Viscaria vulgaris)*.

Die „künstlich" entstandene Ausbildung einer Geröllformation stellen die Steinrücken des Geisingberges dar. Ihre Besiedlung wird von der Pflanzenwelt der nächstgelegenen Berglaubwälder und umgebenden Wiesen stark beeinflußt.

Floristisch sind die Steinrücken in zweierlei Hinsicht interessant: Einmal zeigen sie sich als Rückzugsgebiet für gefährdete wärmeliebende Pflanzen und zum anderen bilden sie infolge ihres spezifischen Mikroklimas bevorzugte Wanderwege für colline, also wärmeliebende Arten bei ihrem Vordringen ins Bergland.

Die Besiedlungsmöglichkeiten der Steinrücken werden wesentlich vom Gesteinsmaterial beeinflußt. Schon die aus Biotitgneis aufgebauten zeigen keine geschlossene Bedeckung durch Gehölze. Truppweise stehen Wilde Eberesche, Bergahorn und Gemeine Hasel. An sumpfigen Wiesenrändern legt sich oft ein dichter Streifen von Ohrweiden vor den Steinwall. Einzelne Exemplare von Gemeinem Schneeball *(Viburnum opulus)*, Esche, Aschweide, Zweigriffligem Weißdorn *(Crataegus oxyacantha)*, Traubenholunder und Vogelkirsche *(Prunus avium)* konnten gefunden werden. Im Quarzporphyr ist die zunehmende Armut an diesen Gehölzen auffällig.

Die Beziehungen der Steinrücken zum Bergwald des Geisings kommen durch die folgenden Pflanzen zum Ausdruck: Weidenblättriges Haingreiskraut, Frauenfarn *(Athyrium filix-femina)*, Wurmfarn *(Aspidium filix-mas)*, Purpur-Nickwurz *(Prenanthes purpurea)*, Schmalblättriges Weidenröschen *(Epilobium angustifolium)*, Heidelbeere *(Vaccinium myrtillus)* und Preiselbeere *(V. vitis idaea)*. In Waldnähe treten Reitgras *(Calamagrostis halleriana)*, Hainsimse *(Luzula nemorosa)*, Flatterige

B 18 Waldhirse *(Milium effusum)* und Drahtschmiele *(Deschampsia flexuosa)* hinzu. Der Einfluß der Wiesen ist erkennbar durch das Auftreten von Mittlerem Zittergras *(Briza media)*, Bärwurz, Rauhem Knäuelgras *(Dactylis glomerata)* und Johanniskraut *(Hypericum quadrangulum)*.
Im Vergleich zu den geschilderten Steinrücken aus Gneis oder Quarzporphyr ist auf den basaltenen eine dichtere Bewachsung deutlich erkennbar. Bei der Überprüfung der Pflanzenbestände ergibt sich auch ein größerer Artenreichtum. Vorherrschend sind Haselnuß-, Sal- und Aschweide *(Salix cinerea)* sowie Wilde Eberesche.
Von den typischen Stauden dieser Steinrücken deuten Purpurlattich und Hain-Greiskraut auf den hercynischen Bergmengwald. An einer Stelle ist von dem sumpfigen Teil der Wiese Sumpfmädesüß in die Steinrücken eingedrungen. Hier besitzt auch die prächtige Breitblättrige Glockenblume *(Campanula latifolia)* im gesamten Altenberger Gebiet ihr einziges Vorkommen. Sonst finden sich die Gneis-Steinrückenpflanzen auch im Basaltgeröll wieder.
Der größte Teil der Steinrücken des Naturschutzgebietes baut sich aber aus Granitporphyr auf. Die dichte Bewachsung und besonders die auf dem Geröll stehenden Bäume weisen auf eine verhältnismäßig frühe Aufschichtung dieser Steinwälle hin. Der Haselstrauch tritt hier im allgemeinen häufig auf. Die Buche zeigt reiche Vorkommen in den obersten Steinrücken, in tieferen Lagen tritt sie zurück. Die Espe *(Populus tremula)* hat sich besonders auf den zum Geländeabfall querverlaufenden Steinrücken angesiedelt, und zwar hauptsächlich auf dem oberen Abschnitt in der Nähe feuchtquelliger Wiesenteile. Neben einzeln bis truppweise verteilten weiteren Holzgewächsen finden sich auf einer Steinrücke alte Exemplare von Bergulme *(Ulmus montana)*. Der Faulbaum *(Frangula alnus)* erreicht in den unteren Steinrücken sein höchstes Vorkommen im Naturschutzgebiet.
Bei der Vielzahl der die Steinwälle bedeckenden krautigen Pflanzen sei von einer Aufzählung abgesehen; nur einige pflanzengeographisch bedeutsame Arten sollen herausgegriffen werden: An hervorragender Stelle muß Weißer Mauerpfeffer *(Sedum album)* genannt werden. Drude gibt Vorkommen nur auf Basaltklippen an. In unserem Falle tritt die Pflanze auf Granitporphyr auf. Der Streifenfarn *(Asplenium germanicum)* ist leider vor einigen Jahren mutwillig entfernt worden. Nördlicher Streifenfarn *(Asplenium septentrionale)* ist nur von einer einzigen Stelle her bekannt. Beachtenswert ist ein kleines Vorkommen von Adlerfarn *(Pteridium aquilinum)* am Rande einer Steinrücke; es ist das einzige seiner Art im Naturschutzgebiet.

C 1 **Bärenstein,** Krs. Dippoldiswalde

Die heutige Stadtgemeinde Bärenstein setzt sich mit Schloß, Städtchen und Dorf aus 3 Hauptsiedlungsteilen zusammen, von denen in unser Untersuchungsgebiet lediglich eine Hälfte des Dorfes hineinragt. Von ihm sei hier nur eine kurze Beschreibung gegeben, da die gesamte Siedlung dem folgenden Bande vorbehalten bleiben soll.

Bärenstein gilt als eine der ältesten Rodungssiedlungen im östlichen Erzgebirge. C 1
Seinen Namen hören wir zum ersten Male im Jahre 1294 bei der Erwähnung seines Pfarrers. Wenn auch die nahe Burg urkundlich erst später verbürgt ist, so muß die Dorfgründung doch in Verbindung mit der Burganlage gesehen werden. Die Burg war ein Ausgangspunkt für die weitere Aufschließung des osterzgebirgischen Waldlandes.
Das Siedlungsbild Bärensteins verrät auf den ersten Blick das Reihendorf mit Waldhufenflur. In einem gewundenen Müglitznebental zieht es gegen die Einsattelung zwischen Kessel- und Sachsenhöhe hinauf.
Im mittleren Teil des Dorfes bot der Talboden des stark eingesenkten Baches wenig Platz für die Anlage von Bauernhöfen. Deshalb liegen sie — in der Mehrzahl Zweiseithöfe — auf einer Terrasse hoch über der Dorfstraße. In jüngerer Zeit haben sich auch im Tal Häusleranwesen in beträchtlicher Zahl eingestellt.
Im flacheren Gelände des Oberdorfes scharen sich die Höfe dichter aneinander, und die Hufen verlaufen zunächst radial, um dann — durch Feldwege und Steinrücken gut markiert — nach Süden umzubiegen und sich über die Höhe hinweg am Hang des Rotwassertales abwärts zu strecken.

Huthaus **C 2**

Das Huthaus mit seinem Fachwerk ähnelt der Bauweise vieler anderer Bergwerksgebäude. Es gehörte zu dem westlich gegenüber ansetzenden und noch sichtbaren „Tiefen Hiob Stollen", diente aber auch der jetzt ersoffenen Fundgrube „Gabe Gottes", die etwas weiter aufwärts am rechten Talhang liegt. Später war es mit einer Brettmühle verbunden und wurde schließlich zum beliebten Wirtshaus. Eine Wasserstandsmarke erinnert an die unheimlichen Wassermengen des Juliunwetters vom Jahre 1927.

Müglitztal **C 3**

a) Die Müglitz

Die heute gewöhnlich nicht übermäßig wasserreiche Müglitz fließt in einem überaus reizvollen Tal. Der flachen Talwanne des allerobersten Laufstückes folgt von der kleinen Siedlung gleichen Namens an ein sich immer stärker eintiefendes Kerbtal, aus dessen waldbedeckten Hängen mehr und mehr die Felswände, -vorsprünge oder -rippen des durchschnittenen Granit- und Grauen Gneises hervortreten.
Der gesamte Müglitzlauf ist 48,1 km lang und sinkt aus einer Meereshöhe von 749 m an der Quelle auf 113 m bei der Mündung in die Elbe. Innerhalb unseres Untersuchungsbereiches fällt der Fluß bis zur Vereinigung mit dem Roten Wasser auf 472 m ü. d. M.
Das Gefälle des Oberlaufes führt zu einer intensiven Erosionstätigkeit, die in die Tiefe arbeitet, so daß ein typisches V-Tal mit kaum oder gering ausgeprägtem Talboden und steilen Hängen entstand. Von dem Zufluß des Roten Wassers an

C 3 wird dagegen die Talsohle bis zur Wiederverengung bei Bärenstein so breit, daß sie bequem außer der Bahnlinie und der Autostraße beachtliche Wiesenflächen aufzunehmen vermochte.

Das Tal der Müglitz ist nicht selten durch verheerende Überschwemmungen verwüstet worden. Ihre Ursache hatten die plötzlich abkommenden Wassermassen wie im Gottleubatal (s. Bd. 4, Gottleuba, C 8) in besonderen Wetterlagen, die mit Starkregen verknüpft sind. Die schlimmste Wassersnot war die des Jahres 1927. Zum rasenden Strom angewachsen, verwandelte die Müglitz in der Nacht vom 8. zum 9. Juli 1927 den gesamten Talboden des Oberlaufes bis zum Bahnhof Lauenstein in ein Trümmerfeld. Brücken, Straßen, Bahndämme, Gebäude wurden vernichtet oder beschädigt.

Nach den letzten Hochwasserkatastrophen hat man im Müglitzlauf viele Gesteinsvorsprünge aus dem Flußbett entfernt, die Stau und Sog verstärkten, ohne den Prall zu hemmen. Streckenweise wurden kleine Wehre eingebaut, die Ufer befestigt und geradegelegt, um einen gleichmäßig schnellen Abfluß des Wassers zu erzielen. Stellenweise hat man sogar das Flußbett gepflastert.

Bis zur Vereinigung mit dem Roten Wasser ist das Wasser der Müglitz klar und mit Forellen besetzt. Dann aber schäumt sie wie ihr Nebenfluß in rötlichen Wellen und ohne jedes Fischleben weiter, heute wie vor über 100 Jahren, als die Benennung „Rotes Wasser“ (Oberreit) auch für die Müglitz gebraucht wurde.

Von den 24 einstigen Mühlen zwischen dem Ort Müglitz und Bärenstein bestehen heute nur noch 3, das Sägewerk und die ehemalige Blechmühle in Lauenstein sowie das Sägewerk in Bärenstein. Versuche, im 18. Jahrhundert aus dem Schwemmsand des Flusses zwischen Lauenstein und Fürstenwalde Gold auszuwaschen und „göldische Granate“ aus dieser Gegend zu verarbeiten (1722), brachten nur einen kärglichen Ertrag, der die Arbeit nicht lohnte.

Seinen Namen erhielt der Fluß von dem an der Mündung gelegenen Dorf Mügeln übertragen. Er ist auf die alte Form Mogylica (zu altsorb. mogyla = Grabhügel, Hügel) zurückzuführen.

b) Verkehrswege

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts führte kein zusammenhängender Verkehrsweg durch das Müglitztal. Von alten Fernstraßen (z.B. Dresden—Maxen—Glashütte—Dittersdorf—Lauenstein—Fürstenwalde—Graupen—Teplitz), die die beiderseitigen Hochflächen benutzten, wurde es lediglich gekreuzt. Selbst ein bei Glashütte von der Straße Dresden—Teplice (Teplitz) nach Bärenstein abzweigender Verbindungsweg wählte statt des Tales die Höhen von Johnsbach. Nach wiederholten Bittschriften der anliegenden Gemeinden begann man schließlich 1846 mit den Vorarbeiten zu einer Talstraße (Eichhorn 1956). Sie entstand in Teilstücken; von Mügeln erreichte sie 1851 Dohna, 1852/53 Weesenstein, 1857 Lauenstein und erst 1864 Altenberg (Meiche 1927). Vom Jahre 1857 an verkehrte zwischen Dresden und Lauenstein die Postkutsche. Von Bärenstein und Lauenstein, von Geising und Altenberg, von Fürstenau und Fürstenwalde her rollten auf der Straße große Planwagen mit hochgetürmten Ladungen

(bis 40 Zentner) des geschätzten Gebirgsheus nach Dresden. Heute bietet die C 3
Fernverkehrsstraße 171 eine günstige Verbindung zwischen dem Elbtal bei Heidenau/Pirna und dem oberen Osterzgebirge.
Die Bahnstrecke durch das Tal ist in den Jahren 1888 bis 1890 durch die staatliche Bahnverwaltung als „Sekundärbahn Mügeln—Glashütte—Geising" gebaut worden. Man glaubte, in dem damals noch recht verkehrsarmen Gebirgstal die etwa dreifachen Kosten der Normalspur, wie auch anderwärts, einsparen zu können — und hat auf diese Weise in ganz Sachsen das dichteste Bahnnetz Europas entwickeln können. Zunächst ermöglichte auch die Schmalspurbahn der im Entstehen begriffenen Industrie eine raschere Entwicklung. Auf die Dauer genügte sie jedoch nicht mehr den Ansprüchen eines modernen Verkehrs. Die Fahrt von Heidenau nach Altenberg — bis dahin war 1923 die Strecke verlängert worden — dauerte annähernd 4 Stunden, und fünfundzwanzigmal war die immer verkehrsreicher werdende Straße zu kreuzen. Deshalb entstand in den Jahren 1934 bis 1938 eine Vollspurstrecke, die gegenüber der vorhergehenden Trasse durch Dämme, Stützmauern, Brücken und Tunnel um 3 km verkürzt werden konnte. Den durchgehenden Verkehr eröffnete man am 26. April 1939.

Sachsenhöhe (632 m) **C 4**

Als breite, massige Waldkuppe erhebt sich über die Flur von Bärenstein die Sachsenhöhe, ein Härtling aus Granit, der als Batholith stockförmig in den Gneis eindrang und seiner petrographischen Zusammensetzung nach mit einer Reihe von Granitvorkommen übereinstimmt, die sich von Schellerhau nach Zinnwald zieht. Die Verwitterung der leichter zersetzbaren überlagernden Gneisdecke hat ihn bloßgelegt. Sein Kern, von einem zinnarmen, sonst dem Altenberger gleichen Greisen gebildet, wird von einem Imprägnationshof umgürtet, der sich als breiter Streifen nach Löwenhain fortsetzt. Darin finden sich Zinnerzgänge, in die Zinnstein in sehr wechselnder Menge eingesprengt ist. Reihenweise angeordnete alte Schurflöcher, Bingen von geringerer Tiefe, Schächte und Halden blieben besonders am südlichen und östlichen Berghang vom Bergbau zurück, der bald nach dem von Altenberg fündig geworden war. Dessen Erträge erreichte er allerdings nicht, und im 18. Jahrhundert kam er wieder zum Erliegen. Besondere Aufmerksamkeit verlangt eine große Binge, an deren Felswand ein Spalt klafft, vielleicht eine zusammengebrochene Abbaustrecke. Die Tiefe dieses Einbruches ist schwer festzustellen, da sich zwischen wild übereinandergestürzten Gesteinstrümmern Buschwerk eingenistet hat. Mit Recht warnen Verbotstafeln, sich dem gefährlichen Gelände zu sehr zu nähern. Auf angrenzenden Feldern ereigneten sich noch in neuester Zeit kleinere Einbrüche.

SLUB
Wir führen Wissen.

C 5

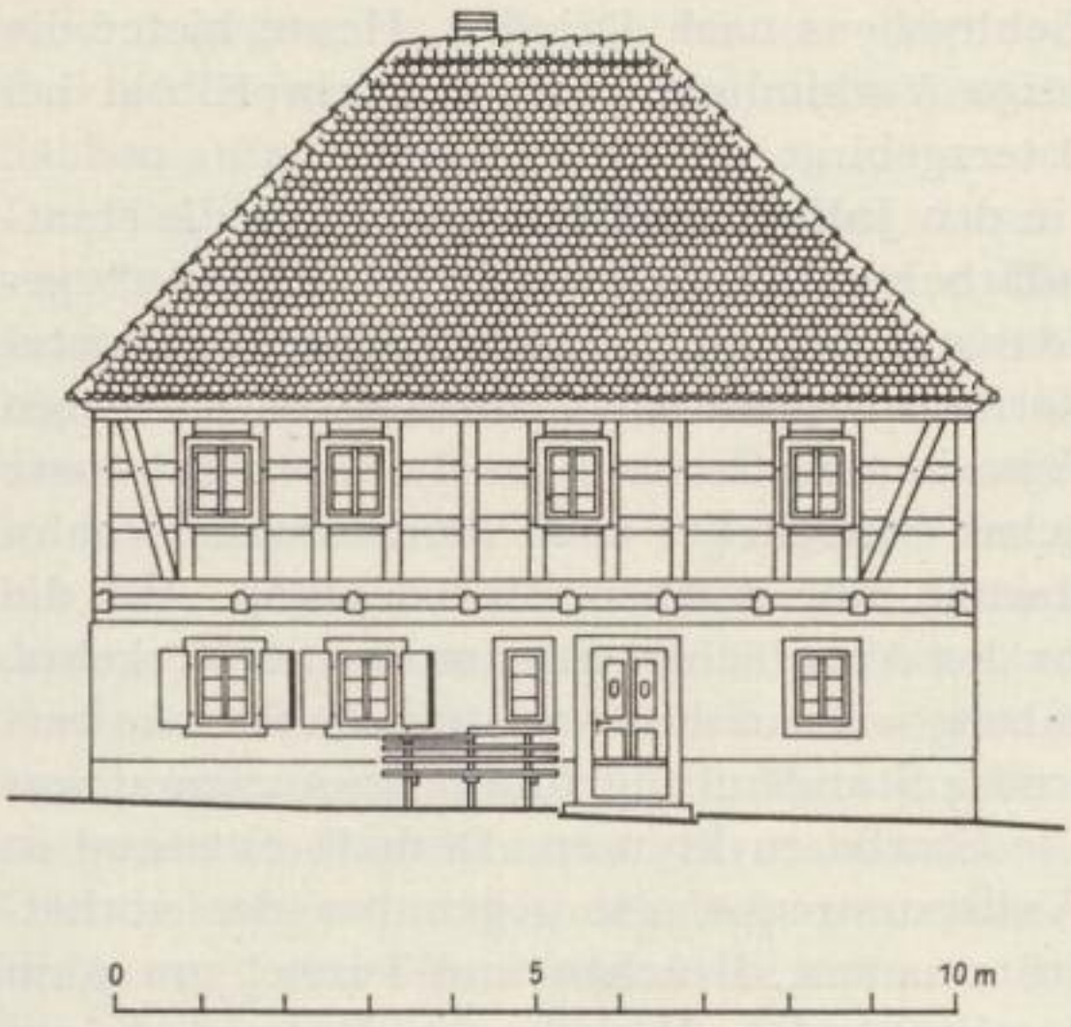


Abb. 9. Fachwerkhaus in Lauenstein (Vorstadt), Meltzerstraße 97

C 5 Lauenstein

a) Stadtanlage

Die günstige Schutzlage auf einer 40 bis 60 m über den heutigen Talboden ansteigenden Müglitzterrasse haben die ersten Siedler bei der Gründung Lauensteins ausgenutzt. Steil fällt das Gelände gegen Osten nach dem Müglitztal, gegen Westen nach dem Lauensteiner Bach ab. Gegen Norden endet es an dem jäh zum Flusse abstürzenden, burgbesetzten Bergsporn, während es gegen Süden mit mindestens einer zweiten Terrasse in Höhen über 600 m verläuft. Da Lauenstein um rund 80 m von den nächsten Höhen überragt wird, genießt die Stadt auch einen wirksamen Schutz gegen die Unbilden des Wetters (Bild 5).

Das Städtchen fügt sich unmittelbar an die Schloßbauten an. In dem heutigen Grundriß fallen der fast quadratische Markt und die beiden den Steilabfall nicht achtenden, gradlinigen Straßen nach Nordosten zu auf, die im Gegensatz zu der Unregelmäßigkeit des südlichen Stadtteils stehen.

Von der Stadtmauer sind noch Reste vorhanden. Sie umgab, nicht zu hoch und nicht sehr stark, das Städtchen, bezog Felsbildungen wie den Käthenstein ein und fand Anschluß an das Schloß. Von den drei Toren, dem Badertor, dem Niederen und dem Obertor, ist das letztere, wenn auch vermauert, noch an seinem Schlußstein und an der mit dem Tor verbundenen Fronfeste zu erkennen.

Der am Eingang in die Teplitzer Straße am Markt gelegene Gasthof „Zum Löwen“, ehedem Rathaus der Stadt, wurde zu einem Ferienheim des VEB Zellstoffwerke Pirna umgestaltet, blieb aber zugleich als öffentliche Gaststätte erhalten. Den Eingang zur Gaststube ziert der Schlußstein der alten Rathaustür mit dem steigenden Löwen des Stadtwappens.

Die in harmonischer Geschlossenheit zur Teplitzer Straße ansteigenden Kleinstadthäuser bezeugen durch gutgeformte, sandsteinerne Türstöcke, meist mit

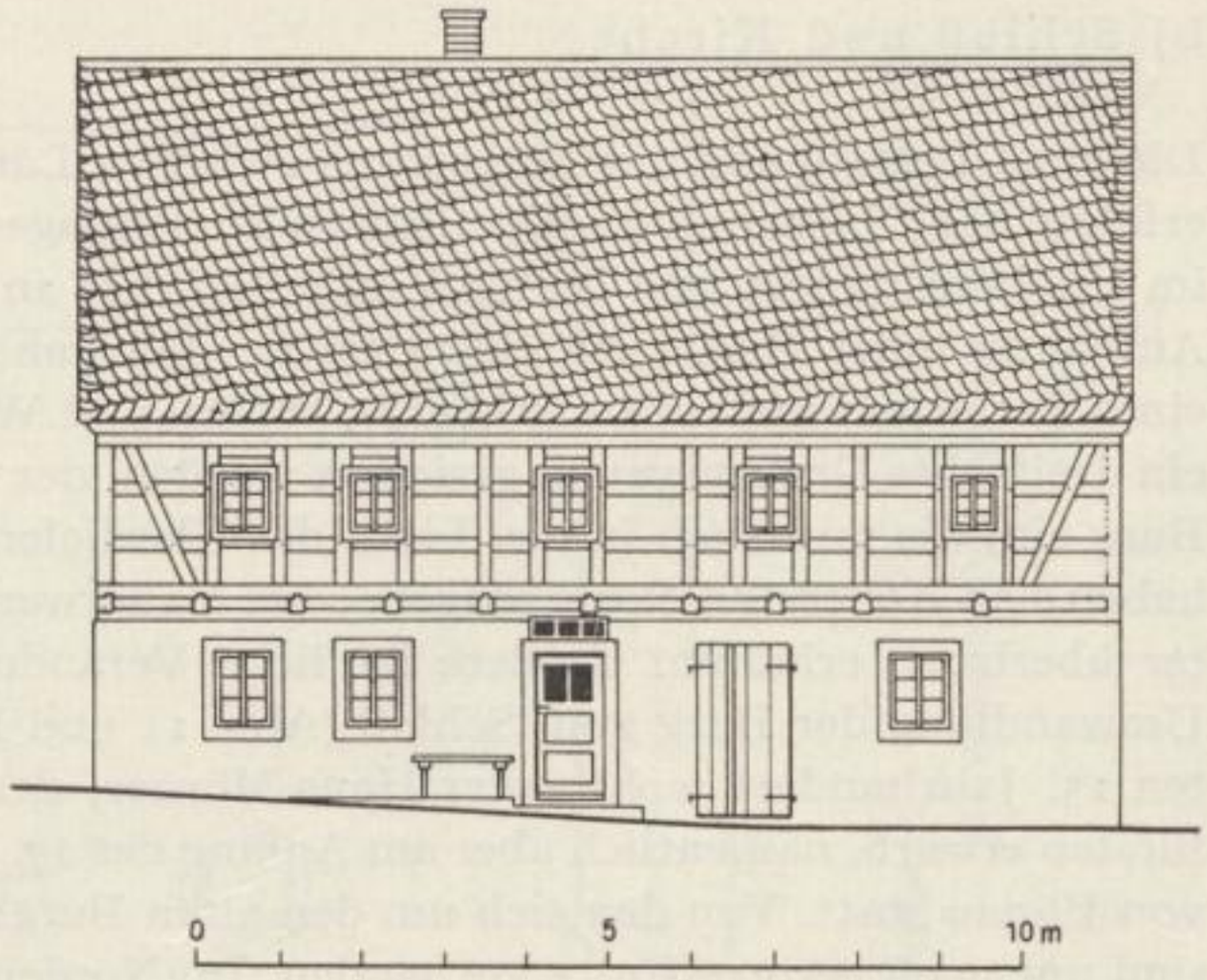


Abb. 10. Fachwerkhaus in Lauenstein (Vorstadt), Meltzerstraße 98

Korbbögen und mit Schlußsteinen, den Sinn ihrer Erbauer für schlichte Schönheit. Manche Keller bergen noch starke Gewölbe und spitz- oder rundbogige Türen der ersten Bauanlage. Eine Inschrifttafel an seinem ehemaligen Hause in der Bahnhofstraße Nr. 81 hält das Gedenken an den menschenfreundlichen Arzt, verantwortungsbewußten Bürgermeister und wohltätigen Stifter Johann Daniel Klähn (1744 bis 1810) wach.

Eine Anzahl fuhrwerkbreiter Haustore, selbst in der steilen Pollestraße, lassen die Sitze von Ackerbürgern erkennen. Ihre Scheunen befinden sich aus Feuerschutz- und Raumgründen außerhalb der inneren Stadt. Nichtsdestoweniger stapelte man auch in den Stadtgrundstücken Futtermittel, insonderheit Stroh und Heu, wenigstens für einige Tage. Denn auch die Kühe hielt man in den Anwesen hinter dem Mauerring, und zwar ständig, nicht nur in Zeiten der Gefahr.

Nicht unter der gleichen Raumnot leiden die Ackerbürger in dem sog. Vorstädtel, das vor der westlichen Stadtmauer entstanden ist und dereinst größer gewesen sein muß; denn 1551 wohnten dort fast halbsoviel „Besessene Mann“ wie innerhalb der eigentlichen Stadt. Drei Anwesen, nämlich die Grundstücke Melzerstraße 96, 97 und 98, wirken wegen ihres Fachwerkes und eines Giebelschieferbeschlages mit schönen Ornamenten besonders anziehend (Abb. 9 und 10).

Nachdem Lauenstein Jahrhunderte hindurch in seinem Baubestand verharrt hatte, haben seit dem Jahre 1892, angelockt durch die Schönheit seiner Umgebung, Dresdner Zuzügler zunächst 8 Landhäuser errichtet. Eines von ihnen wird heute als Feierabendheim verwendet. Die neueste Bebauung erfolgte in Bahnhofsnähe und an der von hier zur Stadt ansteigenden Straße.

C 5 b) Schloß und Kirche

Die erste Befestigung des Bergsporns zwischen Lauensteiner Bach und Müglitz erfolgte nach bisher unveröffentlichten Forschungen W. Bachmanns vermutlich im 12. Jahrhundert und bestand wohl lediglich in einfachen Zweckbauten zur Aufnahme einer Besatzung. Seit dem 13. Jahrhundert setzte durch Errichtung eines Bergfrieds und weiterer Wehr-, Wohn- und Wirtschaftsgebäude, die durch ein dreifaches Grabensystem gesichert wurden, der Ausbau zur mittelalterlichen Burg ein, die nun auch in das Licht der Überlieferung eintritt. Aus dieser Zeit haben sich Keller und Reste aufgehenden Mauerwerkes, teils als Ruine, teils später überbaut, erhalten. Größere bauliche Veränderungen und die allmähliche Umwandlung der Burg zum Schloß (Abb. 11 und Bild 5) fanden seit dem späten 15. Jahrhundert wohl unter Hans Münzer, der 1464 Lauenstein vom Kurfürsten erwarb, namentlich aber am Anfang des 17. Jahrhunderts unter Günther von Bünau statt. Von den sich um den alten Burghof gruppierenden Gebäuden sind nur noch geringe Reste vorhanden. Im Norden erhebt sich jetzt die „Hohe Wand"; sie ist ein Teil des 1849 abgetragenen Palas, in dem um 1600 Günther von Bünau durch Aufstockung den berühmten Trompetersaal, einen großen Festraum mit Empore für eine Musikkapelle, angelegt hatte. Dieser Saal war reich mit Bildhauer-, Stuck und Malerarbeiten ausgestattet. Künstlerisch bedeutsame Konsolsteine mit Bildnisbüsten wohl der Familie Bünau, die ehemals die Gewölbegurte aufnahmen, wurden nach Abbruch des Saales in Räumen des vorderen Schlosses untergebracht, wahrscheinlich Arbeiten von Michael Schwenke, dem bekannten Meister aus Pirna.
Der Bergfried ist nicht mehr erhalten, er soll 1556 abgebrochen worden sein. Noch mittelalterlich in seinen unteren Teilen ist dagegen das den winzigen Burghof nach Südosten abschließende schmale Gebäude, das, wie die Vorrichtungen für die Zugbrücke zeigen, zugleich Torhaus war. Ein Wendelstein führt zu dem Anfang des 17. Jahrhunderts aufgestockten „Wappen- oder Türkensaal", der ebenfalls mit plastisch dekorativem Stuckwerk und einem Doppelwappen — dem Günthers von Bünau und seiner ersten Frau Margarethe von Bredow sowie der Jahreszahl 1609 — reich ausgestattet ist. Aus der gleichen Zeit stammt der darüberliegende Vogelsaal mit Laubgewindebemalung; er erhielt seinen Namen nach Vogeldarstellungen.
In spätgotischer Zeit, zum Teil jedoch im Anfang des 17. Jahrhunderts baulich verändert, entstand der schmale Gebäudeflügel im Süden, der die ehemalige Burgkapelle enthält und durch galerieartige Gänge mit weiten Wölbungen zum Vorderschloß führt. Dieses schließt sich nach Osten zu an, wurde im 16. Jahrhundert in Renaissanceformen errichtet (Bünau-Ebelebensches Doppelwappen 1556 am südlichen Außenturm) und mit seinem plastisch dekorativ gegliederten Hauptportal gegen 1580 vollendet. In den Neu- oder Umbau einbezogen wurden auch hier ältere Mauerteile, so namentlich zwei mit Giebeln versehene Halbrundtürme, die ehemals das zweite Mauer- und Grabensystem nach der Stadt zu verstärkten. Der südliche der beiden Türme hat in seinem Inneren

SLUB
Wir führen Wissen.

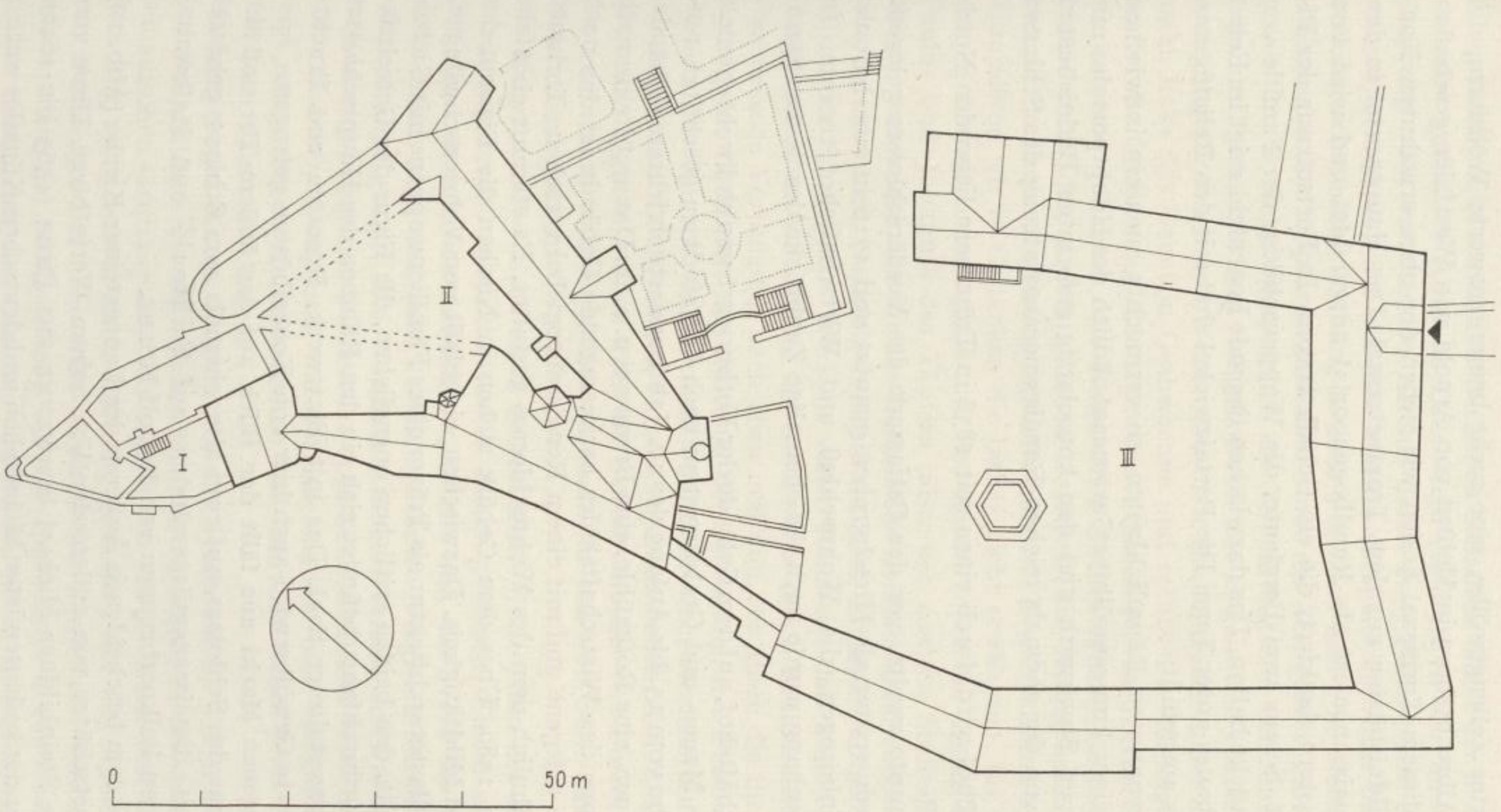


Abb. 11. Lauenstein, Lageplan des Schlosses

I Mittelalterliche Kernburg II Mittelalterliche Vorburg, 15.—17. Jh. Ausbau zum Schloß III Wirtschaftshof, vorwiegend 15.—17. Jh.

SLUB
Wir führen Wissen.

C 5 ein reich figuriertes Zellengewölbe, eine recht bemerkenswerte Wölbform, die erstmals in der Albrechtsburg in Meißen von Arnold von Westfalen geschaffen wurde. Hier in diesem Turmsaal finden wir sieben der oben erwähnten Konsolen mit den Bildnisbüsten aus dem Trompetersaal. Das Hauptportal in den Formen der Renaissance ist als Rundbogenportal ausgebildet und wird von kannelierten Pilastern flankiert, die ein Gebälk tragen. In Fortsetzung der Pilaster stehen auf diesem zwei Bergleute, die Wappenschilder der Familie von Bünau und Erzstücke halten. Das dazwischen liegende Bogenfeld zeigt im Relief Szenen des Bergbaues unter Tage. Die Portalzwickel sind mit den Relieffiguren Adams und Evas ausgefüllt.

Wie die schon genannten Räumlichkeiten, so vermochte auch ein inzwischen abgetragener, kleiner kreuzgewölbter Gartensaal südlich des Hauptportales mit seinem dekorativen Stuckwerk und den konsolartig geformten Bildnisbüsten einen Eindruck von der ehemals reichen Renaissanceausstattung des Schlosses zu vermitteln.

Der große Schloßhof wird durch einen seit 1858 in Trümmern liegenden Nordflügel geschlossen.

Der bereits genannte zweite, vor der Ostfassade des Vorderschlosses gelegene Wehrgraben wurde später als Hirschgraben genutzt und 1716 in eine barocke Gartenanlage einbezogen, die Wohnschloß und Wirtschaftshof trennte. In diesem Zusammenhang wurde auch die ehemalige Zugbrücke durch eine Steinbrücke ersetzt.

Der große Wirtschaftshof, auf dem Gelände der Vorburg gelegen und wohl ehemals durch ein drittes Mauer- und Grabensystem nach der Stadt zu geschützt, umschließt zahlreiche vom 15. bis Anfang des 17. Jahrhunderts errichtete Gebäude, Ställe und Scheunen, eine Roßmühle, eine Brennerei u. a. m. Das architektonisch aus der Baugruppe des Wirtschaftshofes herausragende Gebäude ist das nach der Stadtseite zu gelegene und mit einem Renaissancegiebel versehene Torhaus. Sein Portal ist ähnlich dem des Wohnschlosses gestaltet. Es stammt ebenfalls aus der Zeit um 1580. Über dem Gebälk stehen in Nischen die Figuren der Frömmigkeit und Mildtätigkeit. Dazwischen, eingefaßt von Volutenschwüngen, findet sich eine Pilasterarchitektur als Träger eines Familienwappens mit Giebelfeld, darüber steht, den beiden seitlichen angeglichen, die Figur der Gerechtigkeit. Über der Tordurchfahrt befindet sich ein den Räumen des Hauptschlosses ähnlich reich ausgestalteter Saal. Das mit Blattwerk, Rosetten und Fruchtgehängen stuckierte Gewölbe wird auch hier von Konsolbüsten getragen.

Vom höher gelegenen Markt aus fällt der Blick auf das äußere Tor und die Dächer und Türme des Schlosses, auf zwei alte, ehemals zum Schlosse gehörige Bürgerhäuser mit Renaissancetürgewänden, auf Fachwerk- und Halbwalmdächer und auf den Falknerbrunnen von Rudolf Hölbe.

Niemand sieht es dem bescheidenen Äußeren der Lauensteiner Kirche (Abb. 12) an, daß sie Kunstschätze von außerordentlich hohem Werte birgt. Diese verdanken wir dem Steinbildner Michael Schwenke aus Pirna (1563 bis 1610), der um 1600 einer der bedeutendsten sächsischen und deutschen Künstler war.

SLUB
Wir führen Wissen.

Einen Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens bildet der in den Jahren 1595 C 5
bis 1602 gestaltete Altar zu Lauenstein (Bild 3). In der ihren spätgotischen Ursprung noch verratenden Kirche, deren zwei Pfeilerpaare ein Netzgewölbe stützen, erhebt sich der auf jede Malerei verzichtende Altar bis in die oberste, freskengeschmückte Wölbung hinein, 9 m hoch und 7 m breit. Die christliche Heilsgeschichte, im protestantischen Sinne der Zeit gefaßt, gibt ihm den Ideengehalt. Im Sockelgeschoß stehen die Reliefs mit der Verkündigung Jesu, das folgende Thema gilt dem Neugeborenen mit Engeln und Hirten, dann folgt die Anbetung durch die drei Weisen. Die erste Staffel bringt in der Mitte das Abendmahl, links das Gebet in Gethsemane und rechts die Kreuzigung, eine zweite Staffel die Grablegung. Die sitzenden Figuren repräsentieren die Evangelisten Markus und Johannes, die Rundbilder Gottvater und Gottsohn. Eine dritte Staffel stellt den Auferstandenen zwischen die Evangelisten Matthäus und Lukas; die Taube des Heiligen Geistes und drei Engelgestalten krönen das Werk. Eliminieren wir in Gedanken die bisher nicht erwähnten, für den Altar übergroßen Gestalten des Moses und des Aaron (über der ersten Staffel) und des Paulus und Johannes des Täufers (über der zweiten Staffel), die von ihrem Meister wahrscheinlich für das Bünauische Grabdenkmal vorgesehen waren und erst durch seinen Nachfolger Hörnigk dem Altarbau aufgesetzt wurden, so haben wir Schwenkes Werk in voller Reinheit: den klaren Aufbau in drei Hauptstufen, die Gliederung der Stockwerke durch Säulenstellungen, die wohlabgemessene Verjüngung nach oben und nun vor allem die ihm gelungene Beseelung der Gesichter, der Haltung, der Bewegung, der Personen in den Bildwerken. Der Künstler bekannte sich damit zu einer idealisierten Menschlichkeit. Die seitwärts auf dekorativen Türstellungen knienden, ebenfalls an ihrem Platze zu großen Figuren, stellen wohl den Stifter Günther von Bünau mit seiner Frau dar und waren wahrscheinlich ebenfalls für das von Schwenke geplante Gedächtnismal gedacht.

Die Kanzel wird — nach einer vorbildlichen Konzeption des Künstlers — von einem wundervoll charakterisierten Moses getragen. Einem eingehenden Vergleich mit dem Moses von Michelangelo hält das Werk des Pirnaer Meisters nicht stand, aber daß man überhaupt diesen Vergleich durchführen kann, ist schon Ruhm genug! Die Kanzelbrüstungen versah Schwenke mit innerlich aufeinander bezogenen Bildwerken vom Sündenfall und von Christi Verklärung, von Isaaks Opferung und von der Kreuzigung. Sein edelgeformter Taufstein zeigt musizierende Kindergestalten und führt im Relief Jesus mit den Kleinen und Jesu Taufe vor Augen.

Ein kunstvolles Portal, ausgestattet mit Symbolen der Vergänglichkeit und mit den Porträtköpfen wohl etlicher Bildhauergesellen, bildet den Zugang zu der Bünauischen Gruftkapelle. Wir stehen vor einem Werk von Lorenz Hörnigk (Hörning zu sprechen, auch Hörnung genannt), der aus Apolda gebürtig war und Nachfolger des allzu früh verstorbenen Schwenke wurde. Er übernahm insbesondere die Fertigstellung des von Schwenke begonnenen Epitaphs, des großen Grabmales, das Günther von Bünau schon zu seinen Lebzeiten für sich

C 5 und seine Familie errichten ließ. Es ist abermals in drei Staffeln geformt, aber mit sehr hohem Untergeschoß und, ähnlich wie Michael und David Schwenkes Pirnaer Altar, mit vorgewölbtem Mittelteil. Ein elegant vorschreitender König mit einer Harfe, wohl David, flankiert von Propheten- und Apostelgestalten, steht im untersten Stockwerk; über diesem sind von unten nach oben das Weltgericht, das Leben der Seligen im Himmel und die göttliche Dreieinigkeit, Christus als Weltrichter mit der Weltkugel in der Hand und als Abschluß ein Engel zu sehen.

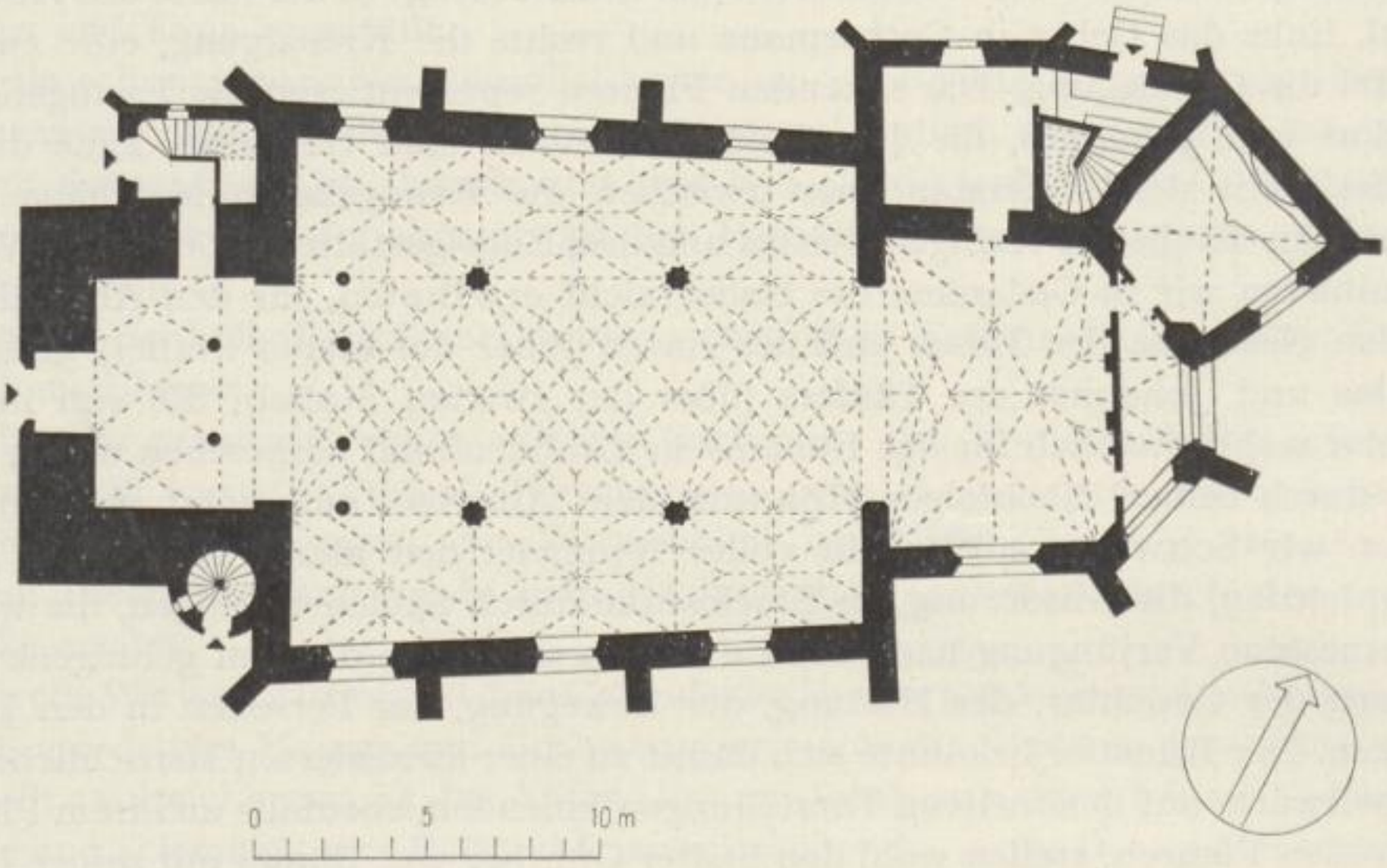


Abb. 12. Lauenstein, Grundriß der Kirche

Hörnigk hat es darauf angelegt, mit einer Überfülle von Figuren und durch dekoratives Beiwerk seinen Vorgänger zu übertreffen, gelangte aber dadurch zu einer Überladung, die die künstlerische Wirkung beeinträchtigt. Reicht er auch nicht an die künstlerische Kompositionskraft Schwenkes heran, so war er unstreitig ein Meister des Porträts. Dies beweist er in den Einzelfiguren der Gruppe, die vor dem Grabmal kniet: Günther von Bünau, seine zwei Frauen, sechs Söhne und fünf Töchter. Die Personen, namentlich die weiblichen, sind in Ausdruck und Haltung durchaus lebenswahr. Von Hörnigk stammen auch die drei Grabplatten mit Reliefbildern des Stifters und seiner Frauen vor dem Epitaph und mehrere Gedächtnismale in der Kirche. Ein kulturgeschichtliches Zeugnis ist seine in einem Vertrag festgelegte Entlohnung: „1000 Gulden Bargeldt, 6 Schragen langk Buchenholtz vndt Eine gutte Hirschhaut."
Wollen wir die Kunstwerke in Kirche und Kapelle stilgeschichtlich einordnen, so müssen wir sie der Periode des Überganges von der Renaissance zum Barock zuteilen (deutscher Manierismus).

Die Geschichte der Burg Lauenstein ist zugleich die Geschichte der Stadt und der Grundherrschaft; denn als die „Burg“ ihre historische Rolle ausgespielt hatte, stagnierte auch die Entwicklung der Stadt und der Grundherrschaft. Im Zuge der Auseinandersetzung mit Böhmen über den Besitz des Grenzwaldes und im Zusammenhang mit der Siedelbewegung im östlichen Erzgebirge wurde zuerst die Burg als „Ortschloß“, als vorgeschobener Posten, durch den Meißner Markgrafen gegründet. 1241 hört man zum ersten Male von ihr dadurch, daß der markgräfliche Dienstmann Christian von Lewensteyne genannt wird. Der böhmische Chronist Hagecius (16. Jh.) erwähnt ganz beiläufig ohne Quelle den Aufenthalt des jungen meißnischen Fürsten Heinrich des Erlauchten 1249 in Lauenstein. Als sich 1289 Friedrich Clemme, der jüngste Sohn dieses 1288 verstorbenen Markgrafen, im Streit mit seinen Brüdern wegen der Burg unter die Lehnsoberhoheit des böhmischen Königs begab, wird die Feste „castrum Levensteyn“ genannt. Später hören wir halb lateinisch von „Leonstein“, d. h. Burg Löwenstein, oder, wie die meisten Namensformen zu lesen sind, von Leuenstein. Sehr wahrscheinlich führten die ersten Burgherren den seit den Kreuzzügen beliebten Löwen im Wappen,vielleicht war er auch als Zeichen der markgräflich meißnischen Zugehörigkeit gedacht.

Es ist anzunehmen, daß die Markgrafen die Burg zuerst in eigener Hand behielten und sie durch Burghauptleute (Vögte) mit wechselnder Besatzung aus dem Meißner Lande verwalten ließen. Im 14. Jahrhundert aber verlehnten sie diese (H. Gröger 1922) — meist nur kurzfristig — an die Leisniger und an die Meißner Burggrafen sowie an die Herren von Bergowe (Bergau, Berga an der Weißen Elster). Im Jahre 1372 mußten die sächsischen Fürsten die Lehnshoheit der böhmischen Krone für Lauenstein, Bärenstein und Purschenstein anerkennen, die auch im Vertrag von Eger 1459 besiegelt wurde. Tatsächlich blieb aber die Gewalt stets in ihren Händen; denn sie wahrten sich trotz der böhmischen Lehnshoheit das viel wichtigere Öffnungsrecht, d. h. die Berechtigung, eine von ihnen befehligte Besatzung in die Burg zu legen. 1429 wird Lauenstein im Zusammenhang mit der Hussitenbewegung genannt, als es sich einer Belagerung zu erwehren hatte. Als bedeutsames Jahr in der Geschichte der Burg ist 1464 anzusehen; denn damals erwarb sie ein Bürgerlicher, der reiche Bergwerksunternehmer Hans Münzer aus Freiberg, und nannte sich auch fortan Münzer vff Lauensteyn. Damit drang ein markanter Vertreter des Frühkapitalismus in den feudalen Bereich ein. Der Versuch einer Schar Adliger, den Emporkömmling 1487 durch Überfall auf die Burg zu beseitigen, schlug fehl.

Von 1517 bis 1821 war die Herrschaft Lauenstein im Besitz des weitverzweigten sächsischen Adelsgeschlechtes von Bünau. Nach dem Niedergang des Lauensteiner Zweiges dieser Familie erwarb Graf Hohenthal-Dölkau, Abkömmling der Leipziger Kaufmannsfamilie Hohmann, Großkapitalist und bereits Besitzer von 10 Rittergütern, die Besitzung, zu der reichlich 300 ha Feld, Wiesen und Hutungen, über 770 ha Wald, mit Steinhorsten, Berghalden und Kohlstätten,

C 5 insgesamt 1100 ha gehörten. Sie vererbte sich in dieser Familie weiter bis zur Bodenreform von 1946, durch die aus der Rittergutsflur Grundstücke kleinerer Ackerbürger bis auf 9 ha, eines bis auf 12 ha vergrößert, einige Rodungen vorgenommen und vier Neubauernhöfe angelegt werden konnten. Die Waldungen gingen zum Hauptteil in den Besitz des Volkes über.

d) Lauenstein als Grundherrschaft

Die Besiedlung des umliegenden Waldlandes war von Lauenstein aus tatkräftig vorgetrieben worden und gelangte schon im 13. Jahrhundert bis zum Kamm des Gebirges, bis Fürstenwalde und Fürstenau und bis zur obersten Gottleuba. In diesem Gebiet bildete sich im Zuge der Entwicklung des Lehnsbesitzes eine Grundherrschaft heraus, deren Grenze gegen die Herrschaft von Bärenstein auf einer Linie, beginnend an dem wappengeschmückten Stein bei Georgenfeld, am Heerwasser, dem Geisinger Bach und dem Roten Wasser entlang bis nördlich von Liebenau verlief. Im Jahre 1465 unterstanden ihr bereits die Städte Lauenstein und Neugeising, 6 dauernd bei ihr verbliebene Dörfer und als siebentes, später wieder abgesplittertes, Biensdorf. Um 1835 umfaßte sie die beiden genannten Städte nebst Unterlöwenhain und Kratzhammer, den Bergflecken Zinnwald und 9 Dörfer mit 6 angeschlossenen kleineren Siedlungen: Löwenhain, Fürstenau mit Müglitz und Gottgetreu, Fürstenwalde mit Rudolphsdorf, Oelsengrund, Breitenau mit Walddörfchen, Börnersdorf, Hennersbach, Liebenau und das durch Bärensteiner Gebiet abgetrennte Dittersdorf mit Rückenhain und Neudörfel, ein Gebiet von nicht ganz 94 qkm, in dem im Jahre 1801 3678, 1843 bereits 5219 Untertanen, darunter 300 Bauern, wohnten.

Die Besitzer des Rittergutes Lauenstein durften als Erb- und Gerichtsherren schon auf zahlreiche im Feudalismus allgemein übliche Gerechtsame Anspruch erheben; sie hatten sich aber nicht wenige weitere Berechtigungen zu verschaffen gewußt. Über den Umfang der schließlich zustande gekommenen Verpflichtungen der Untertanen belehrt das Erbregister von 1686 (Brandner 1845 und LHA Loc. 38049). Die Grundherren übten die niedere und obere Gerichtsbarkeit aus und entschieden damit auch über Leben und Tod. Der Galgen stand auf der Höhe nach Liebenau zu. Weitere Privilegien waren: das Bergregal auf niedere Metalle, die hohe und niedere Jagd, die Fischerei in sämtlichen Bächen und Flüssen, der Mahlzwang für die grundherrlichen 4 Mühlen, die Lehngelder bei Besitzveränderungen, die Acker- und Handdienste nebst Natural- und Geldzinsen, der Erbzins von jedem Grundstück, eine Art Grundsteuer, und eine Anzahl kleinere Gefälle unter verschiedenen Namen. Für jedes „Gebräude“ Bier mußte ferner die Stadt Lauenstein 1 Taler 6 Neugroschen 3 Pfennige entrichten. Die Herrschaft beanspruchte das Vorkaufsrecht auf Vieh und viehwirtschaftliche Erzeugnisse und maßte sich die Berechtigung an, den Viehschnitt, das Hadersammeln und das Messer- und Scherenschleifen zu verpachten. Sie erhob sogar bei Hochzeiten und anderen Festlichkeiten der grundherrlichen Familie eine Sondersteuer. An das Rittergut waren bis gegen 1845 jährlich abzuführen 1371 Taler und 22 Groschen Geldzinsen, 161 Scheffel und $2^1/_2$ Metze Zinskorn,

715 Scheffel und $^3/_4$ Metzen Zinshafer, 344 alte Hühner, 42 junge Hühner, C 5
24 Gänse und 2503 Eier. $273^1/_4$ Tage mußten von den Dienstpflichtigen bei der Feldbestellung, $171^1/_4$ Tage bei der Ernte, 1902 Tage mit verschiedener Handarbeit geleistet werden.

Die Untertanen erfüllten aus dem Bewußtsein der Unabwendbarkeit, wenn auch mehr oder weniger widerwillig, im allgemeinen die in den Dienst- oder Erbregistern festgelegten Bestimmungen, wehrten sich aber unerschrocken und erfolgreich gegen darüber hinausgehende, willkürliche Forderungen, so bei den Bauten Günthers von Bünau um 1600 und bei der Schaffung von Parkanlagen durch den Grafen von Bünau 1780, so auch gegen die Ausweitung der Trift auf den Bauernfeldern, als die Schafzucht im 18. Jahrhundert bedeutend erweitert wurde, und gegen die damit verbundene Behinderung des Feldbestellens, sogar auch dagegen, daß 1566 der Grundherr zuwider dem Recht Bier aus der Schloßbrauerei innerhalb der Herrschaft verkaufte. Den Untertanen kam wenigstens in gewissem Umfang zugute, daß der Bergbau Ausweichmöglichkeiten bot und Rücksichten forderte, die anderwärts wegfielen und die Ausbeutung zu verschärfen erlaubten. Das feudalistische Herrentum strebte beständig danach, seinen materiellen Besitz, insbesondere den an Grund und Boden, zu vergrößern. So soll das Schäfereigut aus 5 in einem Kriege verwüsteten und nicht wieder verlehnten Bauernhöfen zusammengelegt worden sein; die Grundherren übernahmen ferner einen wesentlichen Teil der Fluren des wüst gewordenen Siedelplatzes Beilstein und das verödete Hammergut Zschörnigen. Eine Erinnerung daran, daß die Gerichtsherren ihre Macht zur eigenen Bereicherung benützten, steckt wahrscheinlich auch in der Sage vom Hirschbergwalde bei Löwenhain (s. H 6).

Die Überheblichkeit der Grundherren des 17. und 18. Jahrhunderts wird deutlich, wenn bei den „Ehegedingen", den alljährlichen Untertanenversammlungen, die Verkündung der gerichts- und grundherrlichen Ge- und Verbote mit den Worten begann: „Es läßt der Erbherr gebieten" oder nachdrücklicher: „Es läßt der Erbherr ernsthaft gebieten" (Brandner 1845). Der Standesdünkel wirkte sogar bis über den Tod hinaus: Als im Jahre 1752 ein in Weesenstein verstorbener Gebieter von Lauenstein zu nächtlicher Weile überführt wurde, mußte die Gemeinde Liebenau die „hochselige Leiche" nachts vor dem Dorfe erwarten und ihr bis zur Stadtgrenze das Geleit geben, wo sie der Rat und die Gemeinde Lauenstein sowie die Gemeinde Löwenhain, mit gelieferten Trauerfloren ausgestattet, übernahmen und unter genau vorgeschriebenem Gepränge vom Markt zur Kirche trugen.

Ein nicht unbeträchtlicher Teil der grundherrlichen Forderungen war bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts allmählich außer Gebrauch gekommen, und zwar weniger dadurch, daß er durch neue gesetzliche Bestimmungen beseitigt worden wäre; Geldrenten waren vielmehr an die Stelle der Naturalleistungen getreten. Zwar entsprachen bis in die letzten Zeiten dieses Systems den Verpflichtungen der Untertanen gewisse, aber in gar keiner Weise gleichwertige Gegenleistungen der Herrschaft, die auch durch Stiftungen mancher Erbherren für Kirche,

C 5 Schule und Arme und durch einen Hospitalbau nicht genügend aufgewogen wurden. Die dem Rittergut laut der Gesetze von 1835 nach der Ablösung jener Rechte jährlich zu zahlende Rente betrug (ohne Breitenau) 1840 Taler 15 Neugroschen 8 Pfennige, während es selbst nur 200 Taler Steuern an den Staat und geringere Zuwendungen an die Gemeindekassen zu zahlen hatte (Brandner 1845).

e) Wirtschaftliche Entwicklung

Das aus der kleinen an die Burg angeschlossenen Siedlung entstandene städtische Gemeinwesen wurde wohl Marktort der Herrschaft, blieb aber eine bescheidene Burgstadt. Eine wirkliche städtische Verfassung erhielt es nur nach und nach. 1374 wurde dem Gemeinwesen durch den Markgrafen die Abhaltung eines Wochenmarktes, 1489 durch den damals ja bürgerlichen Grundherren die eigene Wahl des Bürgermeisters und des Rates gestattet, 1494 durch den Kurfürsten das volle Stadtrecht zugesprochen. Die Stadt erwarb mit der Zeit geringfügige und doch in der Vergangenheit durchaus wichtige, zum Teil bis ins 19. Jahrhundert bestehende Gerechtsame. Neben der an erster Stelle stehenden Marktgerechtigkeit gehörten zu Stadtprivilegien das Bierbrauen, das Halten von Brot- und Fleischbänken und einer Baderei, der Salzverkauf innerhalb der gesamten Herrschaft, der Tanzbodenzins und die polizeiliche Befugnis, „Kannenwürfe, Schläge mit der Faust, Haarraufen und Messerzüge selbst abzumachen und zu bestrafen“. Das bedeutete beispielsweise, daß ein Täter, der das Messer bloß gezogen, aber noch niemanden verletzt hatte, bei dem Stadtgericht mit leichterer Strafe davonkam als bei dem Gericht der Herrschaft Lauenstein. Eine schon sehr früh begründete Schützengilde erhielt 1496 ihre Satzungen und ist mit ihrer Bewaffnung der Stadt wiederholt von Nutzen gewesen. Wie die Gerichtsherren ging die vom Dünkel der „Bürger“ über die „Bauern“ erfüllte Stadt mit Forderungen an die Dörfer mitunter so weit, daß diese sich 1681 gegen Rat und Bürgerschaft auflehnten.

An Rangunterschieden innerhalb der doch so kleinen Gemeinde, die sich im Mittelalter entwickelt hatten, hielt die Bürgerschaft, ebenfalls vom feudalistischen Geiste bestimmt, eifersüchtig fest. Nach der erneuten Bekanntgabe von 1689 schieden sich die Einwohner in 3 soziale Gruppen, in brauberechtigte Vollbürger, die die städtischen Ämter besetzten und aus dem Bierbrauen Gewinn zogen, in Pfahlbürger, denen trotz ihres Grundbesitzes außerhalb der Stadt zwar ein Handwerksrecht oder eine Ackernahrung, aber eben kein Brauprivileg und infolgedessen nur ein unvollkommenes Bürgerrecht zugestanden war, und in Schutzverwandte, hauptsächlich Hausgenossen, also besitzlose Mieter, die keine nennenswerten Bürgerrechte besaßen, aber den Schutz der städtischen Obrigkeit und der Gerichtsbarkeit genossen. Der Fortschritt der gesellschaftlichen Entwicklung hat diese soziale Trennung, die der demokratischen Einstellung der Gegenwart völlig fremd ist, längst ausgelöscht, aber lange Jahrhunderte hindurch regelte sich danach das Leben auch in Lauenstein.

Für den Bedarf der Burg, des Städtchens und der zugehörigen Dorfschaften C 5
hatten sich früh Handwerker und Kleinhandeltreibende angesiedelt. Aber fast alle stützten sich nebenbei auf die Landwirtschaft, und es gab bis in die Gegenwart hinein in Lauenstein Stadtbauern, die allerdings über Raumbeschränkung der Ställe und Scheunen in der Stadt und über die „Weitläufigkeit" der Felder und Scheunen vor der Stadt seufzten. Erst durch den genossenschaftlichen Zusammenschluß wird es möglich, im Zuge der sozialistischen Großraumlandwirtschaft ausreichende Betriebsgebäude in günstiger Lage außerhalb der Stadt zu schaffen.

Die Flur war, als noch die Rittergutswirtschaft und die Einzelbauern bestanden, in große Blöcke und in kleine und kleinste Block- und Streifenparzellen eingeteilt. Zwei Drittel aller landwirtschaftlichen Betriebe waren kleiner als 2 ha. Sie haben aber zum großen Teil durch die Bodenreform eine Vergrößerung erfahren. Vor der Reform lagen 27 zwischen 5 und 20 ha, außer dem Rittergut zwei noch darüber. Aus der Ackerwertzahl von 27 ist auf nur mäßige Erträge zu schließen, wie auch der Viehbesatz auffallend gering war. Dies dürfte sich nicht allein aus der bis über 600 m ansteigenden Höhenlage der Fluren erklären lassen. Aus der umfangreichen Grünlandwirtschaft Lauensteins und seiner Umgegend verblieb nämlich das geschätzte Gebirgsheu nicht bei den Bauern, sondern wurde lange Zeit nach Dresden geliefert, in größeren Mengen bis zum ersten Weltkrieg, die allerletzten Fuhren im Februar und April 1945. In jüngster Vergangenheit wurden Weideflächen genossenschaftlichen Jungviehherden aus der Oschatzer Gegend zur Verfügung gestellt. Ein altes Brechhaus für Flachsaufbereitung befand sich im Müglitztal, ein Brechgarten westlich der Stadt.

Die älteste Bergwerksurkunde für diesen Bereich (LHA, Orig. 2861) kennt 1340 bereits drei Eisenwerke: die Blechmühle in Lauenstein, das Hammerwerk Zschörnigen in der Nähe der Schafbrücke und den Kratzhammer, zu denen später noch der Hammer im Oelsengrund kam. AGRICOLA erwähnt Lauenstein mehrfach und nennt Eisen und Zinn als bedeutende und gewinnbringende Erzförderung. Peter WEISSE, unter dem Namen Petrus ALBINUS bekannt, wiederholt in seiner Bergchronik von 1589/90 AGRICOLAS Angaben, zählt das Eisen von Lauenstein mit dem von Berggießhübel und Glashütte zum „fürtrefflichsten" des Landes und rühmt die daraus gegossenen eisernen Öfen. 1487 soll ein gewisser Langhans am Baderberg, in der Gegend des neuen Rathauses, das erste Zinn gewonnen haben, das dann zum Hauptgegenstand des Bergbaus in der Herrschaft wurde. 1516 konnte der Grundherr sogar einen Vertrag eingehen, nach dem er sich bereit erklärte, jährlich für 6000 Gulden Zinn zu liefern; daran scheiterte er allerdings.

Der Reichtum der Bünaus beruhte auf dem weißen Metall, das ihnen besonders aus ihrem Zinnwälder Grubenbesitz zuging. Zinngießer fehlen allerdings in Lauenstein; sie arbeiteten in Geising und anderen Orten. In Neugeising befand sich ein herrschaftliches Bergamt. Sind auch die bergwirtschaftlichen Probleme in diesem Abschnitt nur kurz zu streifen, so leuchtet doch ein, daß bei der allgemeinen Enge der Verhältnisse der Bergbau etwas von Frische, Wagnis und

SLUB
Wir führen Wissen.

C 5 Hoffnung, Mut und technischer Fertigkeit in das alltägliche Leben brachte. In der Lauensteiner Flur selbst waren nach MEISSNER (1747) 1732 noch neun Gruben und Stollen im Gange; aber im Laufe des 18. Jahrhunderts kam der hiesige Bergbau, der zeitweilig über 120 Mann beschäftigte, zum Erliegen. Die Blechmühle, deren Name sich so lange erhalten hat, war bereits um 1600 Mahlmühle geworden (F. A. BRANDNER 1845), wurde im 19. Jahrhundert Holzschleiferei und enthält jetzt mehrere Werkstätten, darunter eine für Feinmechanik (Apparateteile). Der Hammer Zschörnigen, der 1601 unter dem Namen Zschörnelgut (slaw. černy, čorny = schwarz, -igen = Verkleinerungssilbe -chen, offenbar als Familienname verwendet) verkauft wurde, wie auch das Werk im Oelsengrund sind verschwunden.

Die bürgerschaftliche Brauerei mit dem ausschließlichen Recht der Belieferung für die meisten Dörfer der Herrschaft war eine bis zur Ablösung im 19. Jahrhundert streng gewahrte Einnahmequelle. Stroh- und Bastflechterei, die im 19. Jahrhundert auch Kinder in Heimarbeit einspannte, Spitzenklöppeln, Holzschleiferei, Stuhlbauerei und Spielwarenherstellung brachten vorübergehend einen teils sehr kärglichen, teils besseren Verdienst. Heute finden wir neben den üblichen Haupterwerbszweigen eines kleinen Marktortes einen Sägewerksbetrieb, unter Glashüttes Einfluß die feinmechanische Arbeit und schließlich die Fremdenzimmervermietung an Feriengäste. In abgeschiedener Verkehrslage und auf engem Raum, kaum jemals von einem bedeutenden Fortschritt der Wirtschaft mitgerissen, blieb Lauenstein klein und weltfern, aber eben dadurch idyllisch, reizvoll, zum Erholen und Ausruhen für Fremde geeignet.

C 6 Schafkuppe

Ihren Namen erhielt die Schafkuppe wohl von der benachbarten Schäferei. An ihrem Süd- und Ostfuß fließt der Lauensteiner Bach vorüber, in dessen Tal zwei übereinanderliegende Hangterrassen mit der Annäherung an die tiefer liegende Stadt immer deutlicher hervortreten. Die Erhebung gehört einer stark bewegten Hochfläche zwischen Müglitz und Hüttenbach an, deren Grünlandnutzung ins Auge fällt, weil sie große Teile der landwirtschaftlichen Flächen erfaßt hat. Gegenüber der Schäferei steigt das Gelände zu dem Rabenhübel (685 m) an, der sich allmählich nach Norden zu absenkt und nur im tieferen und steileren Teil Nadelhochwald, sonst aber überall Felder und Wiesen trägt. In westlicher Richtung erhebt sich markant der Geisingberg, im Nordwesten überragt die Sachsenhöhe bei Bärenstein die Hochfläche. Gegen Nordosten zu begrenzt das Hochplateau um Liebenau—Breitenau die Sicht.

C 7 Schäferei

In der großen altertümlichen Schäferei mit Raum für 1000 Tiere war zuerst die Merinoschafzucht des Rittergutes untergebracht. Später wurde die gesamte Rittergutswirtschaft vom Schlosse hierher verlegt. Die zugehörigen Fluren sollen ursprünglich zu Löwenhainer Gütern gehört haben (s. C 5 d).

SLUB
Wir führen Wissen.

Durch die Aufteilung bei der Bodenreform ist jener feudale Übergriff gut- C 7
gemacht worden.

C 8

Stockwiesen

An dem Weg von Lauenstein nach Löwenhain umgeben die feuchten Stockwiesen eine Quellmulde, deren Bach zur Müglitz hin abfließt. Er wird von mehreren Quellen gespeist, die besonders im Frühjahr eine beträchtliche Wassermenge abgeben. Die Landoberfläche zieht sich von hier aus in mehreren Dellen abwärts sowohl in der Richtung auf die Müglitz als auch zum Lauensteiner Bach hin. Entgegengesetzt, nach Südwesten zu, führt ein mehrfacher Geländeaufschwung zum Rabenhübel. Es ist denkbar, daß man nasse Wiesen, in denen das Wasser stockte, auch „Stockwiesen" nannte. Da bei dem benachbarten Bärenstein oder im Thüringer Wald bei Frauenwald die gleiche Bezeichnung vorkommt, handelt es sich vielleicht um einen Gattungsnamen, nicht um Bezeichnungen nach dem Besitzer.

C 9

Graupenweg

Der Weg von Lauenstein nach Süden in Richtung auf Löwenhain müßte eigentlich Graupener Weg heißen, da er über Fürstenau nach der alten Bergstadt Graupen führte. Er ist Teil eines alten Straßenzuges von Dresden über Glashütte, Liebenau, Lauenstein nach Graupen und Teplice (Teplitz). Graupen als Ausgangspunkt des osterzgebirgischen Zinnbergbaus, der schon um 1230 eröffnet wurde, wahrte fast 200 Jahre lang eine monopolartige Stellung in der osterzgebirgischen Zinnproduktion.

C 10

Rotes Wasser

Der auch Rotwasser genannte Bach empfängt die seinem Namen entsprechende Farbe von den sandigen und schlammigen Abfällen der Altenberger Erzaufbereitung, die ihm der Tiefenbach zuführt, der manchmal selbst „Rotes Wasser" genannt wird. Jetzt ist diese Bezeichnung für den Abschnitt von dessen Vereinigung mit dem Geisinger Bach bis zur Mündung in die Müglitz, den Geisinggrund, üblich. Früher nannte man das Rotwasser mitunter auch Rote Müglitz.

C 11

Kämpfemühle

Ehemals stand im Tal des Roten Wassers im Bereich des Granitstockes der Sachsenhöhe (s. C 4) die Vinzenzpochmühle. Heute wird hier in der Kämpfemühle Holz für die Papierfabrikation geschliffen. Außerdem stellt man aus der Schleifmasse Hutformen her, die auch in das Ausland exportiert werden.

SLUB
Wir führen Wissen.

C 12 Hartmannmühle

Hartmannmühle heißt der Bahnhaltepunkt zwischen Lauenstein und Geising. Dort ist das Ziel der vom Geising herunterführenden, bei den Schisportlern gut bekannten Sachsenabfahrt. An der Stelle der früheren Mühle verbirgt sich unter Bäumen ein Gasthaus. In der Nachbarschaft stellt ein bedeutender volkseigener Betrieb Meßwerkzeuge her.

C 13 Sandermühle

Auf der geologischen Spezialkarte vom Jahre 1906 findet man am Roten Wasser noch die „Hammergut-Vorwerk Sandermühle“ eingetragen. Die Bezeichnung sollte auf einen „Folienhammer“, in dem Buntmetall zu dünnen Blättchen geschlagen wurde, zurückgehen. Er müßte dann später nach dem Erlöschen des Hammerbetriebes als landwirtschaftlicher Betrieb weitergeführt worden sein. Das alte Haus dient auch heute noch landwirtschaftlichen Zwecken. In einem neueren Gebäude werden Gebrauchsgegenstände einfacher Art fabrikmäßig gedrechselt.

D 1 Mühlberg (608 m)

Der im Freiberger Grauen Gneis ausgebildete Mühlberg erhebt sich als langgestreckte, unauffällige Höhe zwischen dem Steilrand des Müglitztales und der Liebenauer Talung. Sein Name steht in engem Zusammenhang mit dem südlich vorbeiführenden Mühlsteig, der den oberen Ortsteil Liebenaus mit der ehemaligen Lauensteiner Obermühle im Müglitztal verbindet.

D 2 Liebenau

a) Naturausstattung

Die Gesamtflur Liebenaus liegt im Bereich des Grauen Freiberger Gneises. An der Nordwestabdachung des Vogelherdes, auf der westlichen Fortsetzung dieser Höhe und im höchsten Teil der Harthe hat das Gestein sein ursprünglich massigkörniges, granitisches Gefüge und damit eine verhältnismäßig größere Widerstandsfähigkeit behalten; es wird aber wegen der Andeutung von Parallelstruktur als Granitgneis eingeordnet. Nördlich der Straße von der Schafbrücke nach Liebenau sind große Stücke von Gangquarz und schließlich zu beiden Seiten der Straße Blöcke einer grobkörnigen und einer feinkörnigen Gneisausbildung verstreut. Der weitgehenden Einförmigkeit der Gneisunterlage entspricht die Gleichförmigkeit der Landoberfläche von Fürstenwalde über Liebenau nach Breitenau, Waltersdorf und Börnersdorf. Wir stehen auf einer ganz gering nach Norden geneigten typischen Gebirgsrumpffläche. Nur die Hangstufen der Talterrassen beleben die Oberflächenformen etwas. Nachdem der Dorfbach in einer kaum bemerkbaren Sammelmulde aus drei Wasseradern zusammengeflossen ist, tieft

er sich ganz allmählich ein. Ihn begleiten Stufen von zuerst nur etwa einem halben Meter; besonders deutlich werden sie auf der rechten Seite, wo sie vom Mittleren Teich an 2 bis 4 m, im Mitteldorf 4 bis 6 m und gegen das Dorfende hin auf beiden Talseiten 8 bis 9 m Kantenhöhe erreichen. Die Talsohle ist mit holozänem Aulehm ausgefüllt, der anscheinend nicht stark mit Schottern unterlagert ist, so daß das infolge des geringen Talgefälles ohnehin langsam abfließende Wasser zu wenig in die Tiefe absickern kann und die ganze Bachaue in hohem Grade durchfeuchtet ist. Sie ähnelt deshalb namentlich in der Senke, die von der Harthe her nach dem Oberdorfe zieht und in der der östliche Quellarm des Baches entsteht, einem Wiesen- oder Grünlandmoor. Ein abflußloses, durchfeuchtetes, mit sauren Gräsern bewachsenes Gelände in den Äckern westlich des Oberdorfes wird von den Einwohnern als „Galle“ bezeichnet. D 2

Gebrochene Zweige, verrenkte Äste, nach Osten gebeugte Kronen der Vogelbeerbäume und der Eschen zeugen an den hochgelegenen Straßen von Schnee- und Eislast und von der Gewalt der Stürme, die in der kälteren Jahreszeit über die ungeschützte Hochfläche der Umgebung Liebenaus hinwegbrausen. Daß Frost und Schnee zuweilen bis gegen Ende Mai (25. Mai 1721), sogar bis zum Johannistag (22. 6. 1731) anhielten und daß sie 1625 bereits im August wieder hereinbrachen, sind Ausnahmeerscheinungen, aber immerhin klimatische Möglichkeiten. 1616 soll der Winter so hart gewesen sein, daß Menschen in Haus und Bett erfroren sind, 1654 kam ein junger Mann aus Liebenau bei Dittersdorf in Nacht, Nebel und Schnee um, 1744 sogar innerhalb des Ortes eine Frau auf dem Wege vom Nachbar zu ihrer Wohnung.

b) Ortsanlage

In einem offenen, beinahe geradlinigen Tal mit sanften Hängen und breitem Boden ist Liebenau weitläufig angelegt. Den geringen Neigungswinkel der Talflanken lassen die dünnen Buschstreifen auf den Steinrücken gut erkennen. Bis zu 2 km Länge strecken sich parallel dazu die Feldwege, die die alten Hufen säumen. Die Längsabsenkung des Tales zeigt ebenfalls keine allzugroßen Beträge. Bei 3,5 km Länge der ganzen Siedlung reicht sie von 625 m Meereshöhe bis zu 530 m herab, und erst nach dem Zusammenfluß des Dorfbaches mit der Trebnitz gewinnt das Tal Tiefe, Enge und damit landschaftlichen Reiz. Außer dem im obersten Teil des Dorfes vorsorglich angelegten Feuerlöschbecken wurden schon in alter Zeit im Oberdorfe zwei größere Teiche, der Obere und der Mittlere, und fast am unteren Dorfende ein noch größerer, angestaut. Diese entwässern den feuchten Talgrund und werden zur Fischzucht benutzt. Mit wechselndem Abstand innerhalb der Reihe und weitem Raum zwischen den beiden Reihen stehen die Gehöfte zumeist scharf auf den Terrassenkanten und somit am Rand der feuchten Bachaue.

Der Hauptverkehrsweg des Dorfes liegt nur im Oberdorf in der Mittelachse neben dem Wasserlauf, im Mittel- und Niederdorf aber an der nordöstlichen Außenseite des Ortes. Oberhalb und unterhalb der Kirche sind noch Reste einer alten, niedrigeren Wegführung vorhanden. Als 1813 die Kanonen durchziehender

SLUB
Wir führen Wissen.

D 2 Truppen auf diesem tiefgelegenen Wegstück bei der Kirche steckengeblieben waren, verlegte man es auf die durch den Gneisuntergrund festere Höhe hinauf.

c) Hausformen

Vorherrschend ist im Dorf der Zweiseithof, doch kommt auch der Dreiseithof vielfach, der Vierseithof vereinzelt vor. Häusleranwesen sind dazwischen verteilt, treten aber nicht wesentlich in Erscheinung. Nicht wenige Gehöfte sind im Lauf der letzten hundert Jahre massiv ausgebaut worden und tragen den Stempel nüchterner Zweckmäßigkeit. Noch immer finden wir aber auch zahlreiche Fachwerkbauten, die das Gesicht des Dorfes beleben. Fachwerk steckt auch zumeist noch unter den mit Brettern verschalten oder mit Schiefer verkleideten Giebeln und Längsseiten anderer Gebäude. Zu Massivbau im ganzen oder nur im Untergeschoß verwandte man Gneis, besonders größere Lesesteine von den Äckern. Das alte Strohdach blieb noch bis heute der bewährte Wetterschutz für etliche Einzelhäuser, so für das völlig landschaftsgerechte Fachwerkhaus Nr. 78 und für einige ganze Gehöfte (Nr. 13, Nr. 41, Nr. 50). Sonst ist feste Bedachung eingezogen. Neben Asbestschiefer liefert der Naturschiefer, der elastischer als Ziegel dem Druck des Gebirgssturmes folgt und den Dachstuhl weniger belastet, den größten Teil der Bedachung und verleiht mit seinem bald stumpfen, bald in der Sonne schimmernden Blaugrau dem Dorfbild einen bezeichnenden Zug. Die Schieferverkleidungen der Giebel weisen nicht selten geometrische Muster auf und wurden in der Mehrzahl zuletzt in den Jahren 1910 bis 1920 ausgeführt. Sandsteinerne Korbbogengewände mit Schlußsteinen heben vielfach die Bedeutung des Hauseinganges hervor. Für die Hofeinfahrt gibt es wohl nur ein Beispiel des sonst im höheren Gebirge seltenen Bogentores (Nr. 86). Man beachte hier auch das Bogentor im Seitengebäude längs der Straße. In großer Zahl erhalten die Einfahrten Schmuck und Hervorhebung durch gemauerte vierkantige Säulen, an denen die Torflügel hängen und deren Sandsteinkopf von vier niedrigen Giebeln über einem schlanken Hals abgeschlossen wird oder in einem Falle (Nr. 34) aus einer starken Verkröpfung (Auskehlung) mit nach unten und oben sich verbreiternden Platten besteht. Da sich das Motiv der griechischen Giebel von den steinernen Wegweisern aus den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts an den Torsäulen wie auch an Türstöcken (z. B. Nr. 37b) wiederholt, ist zu vermuten, daß diese jedenfalls auch aus der Zeit des Neuklassizismus stammen. Einige Rinderställe besitzen hoch ausgebuchtete Kreuzgewölbe; gewöhnlich tragen mehrere kräftige, in einfache, aber gut geformte Abschlüsse auslaufende Steinsäulen die Wölbungen, z. B. in Nr. 67, 76, 83, 86. Neuzeitlicher Erkenntnis zufolge sind die alten, engen Luken der Ställe durch große, zur Lüftung eingerichtete Fenster ersetzt worden. Der Dünger wird in vielen Höfen durch eine mechanische Förderanlage ins Freie gebracht. Die Scheunen weisen vielfach Hocheinfahrten auf.

Zu einer Sonderbetrachtung veranlaßt uns zunächst das ehemalige Erbgericht (Nr. 83). Dem Vierseithof verleihen ein stattliches Ansehen schon die vor ihm stehenden hohen Linden und der Kastanienbaum im Hof, dann aber das große

SLUB
Wir führen Wissen.

Hauptgebäude, dessen Korbbogentürstock mit schildartigem Schlußstein und D 2
insbesondere die säulengestützten Kreuzgewölbe in Hausflur, Küche und Stall.
Ein Seitengebäude verrät durch hervorhebende Türumrahmung und durch ein Relief auf konsolengetragenem Sims eine besondere Bestimmung; es war der Fest- und Tanzsaal des Erbgerichtes, das noch 1912 die altüberkommene Schankberechtigung ausübte.
Das Musterbild eines alten kleineren Hofes mit Strohbedachung, Lehmfachwerk im Obergeschoß, aber steinerner Stallwölbung über einer kräftigen Mittelsäule war bis vor kurzem Nr. 76; nachdem nun das Wohnhaus Schieferdach erhalten hat, wirken Scheune und Schuppen durch ihr Strohdach noch altertümlicher.
Ein Gegenstück dazu ist das Nachbargut Nr. 77, ein Dreiseithof mit großem, massivem Wohn- und Stallgebäude, geräumigen Nebengebäuden, landschaftsgemäßem Brettbeschlag, moderner Düngerbahn, Pförtchen am Pfeilertor.

d) Kirche

Im Unterdorf, in möglichster Annäherung an das von alters her eingepfarrte Waltersdorf, steht auf einem Vorsprung der Talterrasse die Kirche. Bei ihrer Zuordnung zu der östlichen Reihe der Anwesen hebt sie sich aus dem Bild des Gesamtdorfes nur mit ihrem schlanken, grünen Dachreiter heraus. Der von einer festen, alten Rundmauer umschlossene Friedhof bewahrt fünf mit guter handwerklicher Kunst geschmiedete eiserne Grabkreuze; zwei Grabsteine und die Urnen auf den Steinpfeilern des Haupteinganges des Friedhofes sind im klassizistischen Geschmack des beginnenden 19. Jahrhunderts (Empire) geformt. Die beiden seitlichen Türen der Kirche werden von Korbbogengewänden eingefaßt, deren Schlußsteine mit dem gemeißelten Bande die Jahre 1764 und 1804 nennen, Jahre der Erneuerung des mehrfach umgebauten Kirchengebäudes.
Die Entstehung der Kirche wird auf die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts, etwa 1370, geschätzt. Vielleicht rühren aus dieser Zeit die zum Teil verbauten gotischen Strebepfeiler des Altarchores her, der von drei Seiten eines Achtecks gebildet wird. In ihm sieht man den ältesten Teil der Kirche, deren einschiffiger Hauptraum von einer jüngeren, kassettenartig bemalten Holzdecke überzogen ist. Zu Seiten der Kanzel über dem Altar hängen zwei 1,10 m hohe Holztafeln, deren farbiges Hochrelief in vier Reihen zu je drei Figuren die Apostel mit ihren Abzeichen vorführt. Die Tafeln sind die Flügel eines spätgotischen Altars aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Dessen Mittelstück gehörten die beiden jetzt auf dem Altartisch stehenden 60 bis 70 cm hohen Figuren an: der im gesamten Erzgebirge nur hier in dieser Dorfkirche verehrte heilige Valentin von Interamna, der als Nothelfer gegen Epilepsie angerufen wurde und zu dessen Füßen deshalb ein fallsüchtiger Knabe abgebildet ist, und die heilige Magdalena, welcher der als grinsender Drache erscheinende Teufel nichts anhaben kann. Mindestens zwei weitere Figuren, dabei der Drachentöter Georg, sind verschollen. Dem ganzen Schnitzwerk mit seinen lebendigen Charakterköpfen ist entschieden künstlerischer Wert zuzusprechen.

SLUB
Wir führen Wissen.

Die Anlage des Dorfes und die Einteilung seiner Flur berechtigen uns, Liebenau zu den Siedlungen der großen Rodungszeit des mittleren 13. Jahrhunderts, also zu den frühesten Dorfanlagen unseres Gebietes zu zählen. Für ein solches Alter spricht auch die Größe der ursprünglichen Hufen. Nehmen wir an, daß der Umfang der Gemeindeflur im wesentlichen gleich geblieben ist und von Anfang an etwa 1500 ha betragen hat, so kommen nach Abzug des Pfarrgutes im Durchschnitt auf jeden der 63 „Besessenen Mann“ des Jahres 1551 reichlich 23 ha, das sind so viel, wie bei den meisten großen und alten Reihendörfern des Erzgebirges je Vollhufe (23 bis 24 ha) errechnet wird.

Demnach dürfen wir die Gründung Liebenaus ganz nahe an die der Burg Lauenstein, zu deren Herrschaftsbereich es mit ganz geringer Unterbrechung stets gehörte, heranrücken. Etwa 100 Jahre später, 1340, wird es erstmalig, und zwar als Liebenow genannt. 1346 erscheint es in der Bistumsmatrikel von Meißen als Libenow. 1412, 1540, 1555 ist von Lybenaw (-ow und -aw = immer au) die Rede. Der Name hängt mit unserem Eigenschaftswort lieb (mhd. liep, ahd. liub, liob) zusammen und bezeichnet die Siedlung als eine angenehme, zusagende in der Aue.

Die Verkehrslage Liebenaus an der Straße vom Dresdner Elbtal über Glashütte, Dittersdorf, Börnchen, Fürstenwalde und hinab nach Kulm oder Nollendorf-Knínitz wurde unserem Dorf in Kriegsläuften wiederholt zum Verhängnis. Die durch den Hussitenkrieg entstandenen Lücken unter der Bauernschaft konnten durch eine im engen Zusammenhang mit dem osterzgebirgischen Zinnbergbau erfolgte Nachkolonisation ausgeglichen werden (H. Löscher 1954). Die Zahl der Ansässigen stieg von 52 Mann im Jahre 1518 auf 60 im Jahre 1547 an. Im Dreißigjährigen Krieg brachte namentlich das Jahr 1632 durch den Einfall des Wallensteinschen Generals Holk und seiner „Krabaten“ (Kroaten) neue Schreckenstage. 1633 raffte die Pest 270 Einwohner hin, „soweit sie im Totenbuch verzeichnet sind“. 1651, nach dem Krieg, hatte Liebenau nur noch 49 Häuser und 273 Einwohner.

Der Nordische Krieg führte 1705 Schweden in die Gegend. 1758, im Siebenjährigen Krieg, richteten durchziehende Teile des Österreichischen Dombaslschen Korps Schaden an. Am 8. September 1813 stellte Napoleon seine Hauptangriffsmacht um Breitenau und Liebenau auf, einen Vorstoß seiner Gegner aus Böhmen erwartend, der aber nicht erfolgte. Am 29. August 1813 übernachtete der preußische General von Zieten in Liebenau und marschierte mit seiner Abteilung am nächsten Tag über Schönwald nach Peterswald, um in einer Aufnahmestellung wesentlich zum Sieg über die Franzosen unter Vandamme bei Kulm beizutragen. Entkommene Abteilungen der geschlagenen Franzosen sammelten sich zwischen Schönwald und Streckenwald, wandten sich unter fortwährender Aufnahme Versprengter nach Liebenau und zogen nach Lauenstein weiter. Bei den Hin- und Rückmärschen jener Tage lagerten zweimal Truppenmassen nahe dem Dorf. Plünderung und Brand waren die Folgen. Ihren ge-

SLUB
Wir führen Wissen.

samten Großviehbestand, 60 Pferde und 1000 Rinder, büßten die Liebenauer Bauern in dieser Zeit ein. D 2

f) Wirtschaft

Liebenau hat keinerlei industrielle und keine nennenswerten gewerblichen Betriebe. Die Landwirtschaft beschäftigt die weitaus überwiegende Zahl der Bewohner. Nur ein kleiner Teil findet sein Brot auswärts, im Bergbau Altenbergs und in der feinmechanischen Industrie. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatte man sich noch mit Flachsspinnerei und Leinweberei beschäftigt.
Die Ackerwertzahl 33 ist die gleiche wie in den tiefer gelegenen Orten Börnchen, Sadisdorf und Hartmannsdorf; sie liegt etwas höher als in den Nachbargemeinden Löwenhain, Fürstenau und Fürstenwalde. Das beruht auf dem relativ günstigen Nährstoffgehalt des Gneisverwitterungsbodens und darauf, daß Liebenaus Flur tiefer und geschützter als die der benachbarten Ortschaften liegt.
Der Ackerertrag, der Rückschlüsse auf die Aufgliederung der Feldfrüchte gestattet, wird für das Jahr 1815 mit 460 Scheffel Roggen, 54 Scheffel Weizen, 152 Scheffel Gerste, 2713 Scheffel Hafer und 594 Scheffel Erdäpfel angegeben. Er hat sich bis heute stark zugunsten des Roggens, des Weizens und der Kartoffeln gewandelt. Die Viehhaltung war schon immer durch die umfangreichen Wiesen begünstigt und nähert sich jetzt der für den Kreis Dippoldiswalde geplanten Höchstzahl der Rinder (98 auf 100 ha). Die Statistik sagt über den Viehbestand folgendes:

1813: 60 Pferde, rd. 1000 Rinder,
1840: 52 Pferde, 670 Rinder, 213 Schafe,
1900: 95 Pferde, 798 Rinder, 1 Schaf, 276 Schweine, 984 Hühner, 246 Gänse, 39 Bienenstöcke,
1957: ? Pferde, 960 Rinder (davon 501 Milchk.), 842 Schweine, auf 100 ha 88,9 Rinder (46,3 Milchk.), 77,9 Schweine,
1960: ? Pferde, 1090 Rinder (davon 545 Milchk.), 992 Schweine, auf 100 ha 92,8 Rinder (46,4 Milchk.), 84,4 Schweine, 257 Schafe, 2988 Legehennen.

Unter den landwirtschaftlichen Betrieben waren bis zur sozialistischen Umgestaltung alle Größenklassen vertreten, die mittleren herrschten vor. Im Jahre 1925 gab es von 92 landwirtschaftlichen Betrieben 13 bis 2, 13 zwischen 2 und 5, 17 zwischen 5 und 10, 22 zwischen 10 und 20, 27 zwischen 20 und 50 ha. Die erste landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft bestand einige Jahre hindurch nur aus 2 Mitgliedern, die auf ihren Weideflächen Jungvieh aus der Riesaer Gegend aufnahmen; 1958 kam die Entwicklung in Fluß, neben der LPG Grenzland (Typ III) bildete sich die LPG Fünfter Parteitag, 1960 wurde Liebenau vollgenossenschaftlich. Jetzt wird der Plan erörtert, die Genossenschaften in Liebenau und Fürstenwalde zur verstärkten Rinderzucht und Milcherzeugung zu verbinden.

D 2 g) Volkskundliches

Die Mundart ist bei der jüngeren Generation weitgehend der obersächsischen Umgangssprache gewichen. Der Bewohnerschaft sind aber noch Unterschiede der Lautbildung, z. B. gegenüber dem ihrer Meinung nach „weicher" sprechenden Fürstenau bewußt. Die Ortsnamen werden hier „Liemnau", „Ferschtnau", „Breetnau" (Breitenau), aber dort „Liemnaa, Ferschtnaa, Breetnaa" ausgesprochen.

Unter den Flurnamen tritt das „Viehbig" zweimal auf: an der Ostseite des Mitteldorfes bis hinaus zur Straße nach Breitenau und zweitens an der Westseite des Niederdorfes bis zur Lauensteiner Grenze, ein Flurstück, das mit dem „Schulfiebig" beim Schulhübel lag. Mit dem „Pfarrholz" im Nordosten endet an der Trebnitz der Besitz des großen Pfarrgutes. Die „Folgen" im Nordwesten der Gemeindeflur sind später erst den schon bestehenden bäuerlichen Anwesen zugesprochene Flurstücke aus dem Gemeindeland; durch sie führt der „Folgenweg". Über die „Schafbrücke" wurden die Schafe des Lauensteiner Rittergutes zur Weide auf die Liebenauer Flur getrieben, und auf der Höhe südöstlich davon stand ein Stall zur zeitweiligen Unterbringung der Herde. Der hier wie häufig auch anderswo vorkommende Name „Platte" ist wohl durch die Gestaltung der Hochfläche zwischen Trebnitz und Liebenauer Bach hervorgerufen worden.

Dr. Johannes Müller, Pfarrer in Liebenau von 1881 bis 1901, verfaßte gemeinsam mit dem Kantor Ullrich nach dem Vorbild des Lößnitzer Spieles ein volkstümliches „Christspiel", das jährlich dreimal von einer aus erwachsenen Gemeindegliedern gebildeten „Christspielgesellschaft" im Saale des Oberen Gasthofes aufgeführt wurde und auch viele Auswärtige anlockte. Die erzgebirgischen Bauern und Bäuerinnen gestalteten die Rollen der Eltern Jesu, der Engel und Propheten, der Hirten und Könige. Der Brauch erhielt sich durch ein halbes Jahrhundert und kam erst unter der faschistischen Herrschaft zum Erliegen. Um 1950 schuf Pfarrer Caffier ein neues „Liebenauer Krippenspiel".

D 3 Postmeilenstein an der Alten Dresdner Straße

An der sehr alten Straße vom Elbtal über Dohna und Breitenau—Fürstenwalde nach Böhmen finden wir eine der Zürnerschen Postsäulen aus dem 18. Jahrhundert. Im Unterschied zu den hochaufgerichteten „Distanzsäulen" in Bärenstein und Altenberg handelt es sich hier um eine aufrechtgestellte Platte von etwa 2 m Höhe mit Umrahmung und giebelartigem Aufsatz, also um einen Viertelmeilenstein. Er trägt den verschlungenen Namenszug AR (Augustus Rex = König August), ein Posthorn im Relief und die Jahreszahl 1732.

D 4 Eisenstraße

Ein Wegstück zwischen dem Müglitztal, dem Südende von Liebenau und der Einzelsiedlung Kleinliebenau ist als „Eisenstraße" bekannt. Sie gewann über Oelsen Anschluß an die Verbindung nach den Berg- und Hammerwerken von

SLUB
Wir führen Wissen.

Hellendorf, Markersbach und Berggießhübel. Wahrscheinlich ist die Bezeichnung in Zusammenhang mit dem Hammer in Lauenstein zu sehen. D 4
Wo die von der Schafbrücke aus ansteigende Straße bei der Höhe 629 m das Plateau erreicht, bietet sich ein eindrucksvoller Ausblick auf das obere östliche Erzgebirge. Auf eine Entfernung von etwa 8 km steigt das Gelände von 525 m über dem Meeresspiegel im Müglitztal bis nahezu 900 m oberhalb von Georgenfeld an. Das starke Gefälle verleiht den zahlreichen Bächen, wie Heerwasser, Pfarrwasser, Kalter Brunnen, Erdbach, Löwenhainer Bach und Müglitz, eine starke Erosionskraft, so daß hier die Landoberfläche außerordentlich stark bewegt und gegliedert ist. Kulissenartig heben sich einzelne Höhen heraus: nahe erscheinen Schafkuppe, Rabenhübel, Hutberg und Klengelkuppe, hinter denen Kohlhaukuppe und Pfarrhöhe bei Fürstenau auftauchen, während Geisingberg, Kahleberg und die Höhen südlich Zinnwald im Hintergrund das höchste Niveau bilden.

Vogelherd (666,5 m) **D 5**

Die ganz flach gewölbte Erhebung im Freiberger Grauen Gneis nahe der Harthe war zur Vogelstellerei mit Netzen geeignet. Von hier aus bietet sich dem Blick ein schönes Panorama vom Geising im Westen bis zum Spičák (Spitzberg oder Sattelberg) und dem Děčínský Sněžník (Hoher Schneeberg) im Osten.

Harthe **D 6**

Im Namen des Waldstückes zwischen Grenz- und Nasenbach ist eine alte Benennung für den Bergwald (mhd. hart) erhalten, die im Nibelungenlied in dem Wort „spehteshart“ (Spechtshart = Spessart) vorkommt. Das Waldgebiet gehörte bis zur Bodenreform von 1945 dem Lauensteiner Rittergut.

Grafenstein **D 7**

Eine freistehende, zackige Felswand aus Gneis kann auf einem Fußpfad vom Mariaweg aus erreicht werden. Sie erhielt ihren Namen vermutlich nach einem der Grafen Hohenthal auf Lauenstein, denen diese Waldungen gehörten.
Unweit von hier, auf der Hochfläche zwischen Grafenstein und Königshaupt, lag einst das Dörfchen Beilstein, dessen Fluren teils zu Liebenau, teils zum Rittergut Lauenstein kamen. Das letzte Gut wurde 1661 von den Erben des Besitzers an die Lauensteiner Herrschaft verkauft.

Oelsengrund (480 bis 500 m) **E 1**

Eine kleine, nach dem Dorf Oelsen benannte Siedlung trägt den gleichen Namen wie das zwischen bewaldeten Hängen ruhende Wiesental, das von der Gottleuba durchflossen wird (s. Bd. 4, Gottleuba, H 6).

SLUB
Wir führen Wissen.

E 1 Bei OEDER-ZIMMERMANN ist anstelle des Ortes lediglich eine „Bretmül des Herrn“ d. h. des Grundherren, angegeben. Vorher lag die Siedlung völlig wüst; denn im Jahre 1533 wurde sie als „Wüst Gutt, der Oelßenwaldt“ an einen Einwohner von Oelsen verliehen, womit unser Ort zum ersten Male erwähnt wird (F. A. BRANDNER 1845). Später heißt er „das wüste Hammergut im Oelsengrund“, 1551 einfach „im Ölsengrunde“. Die Überlieferung, daß hier ein mittelalterliches Hammerwerk gestanden hat, wird dadurch erhärtet, daß nach dem Bericht des Gemeindevorstandes von 1902 bei Ausschachtungen Spuren der alten Anlage gefunden worden sind und daß das Hochwasser von 1927 nahe dem Hammergute in 1,5 m Tiefe des Talbodens Balkenlagen von 0,5 m Stärke, Holzkohlenschichten und viele Eisenschlacken freilegte. Da der Eisenerzvorrat in der näheren Umgegend nicht ausreichte, wurde der Eisenhammer aufgelassen. Bestehen blieb das zugehörige Gut, das längere Zeit Amtsgut (Staatsbesitz) war, während das Lehen über die „beeden Manne“, die daneben wohnten, unter Einschränkungen 1590 dem Besitzer von Lauenstein, Rudolf von Bünau, geschenkt wurde. Mit einer Unterbrechung unterstand Oelsengrund bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts der Herrschaft Lauenstein.

Heute scharen sich eine Hofanlage, eben das „Hammergut“, ein Gasthaus, wenige ursprünglich kleinbäuerliche Anwesen — zum Teil mit Fachwerk, eines mit Strohdach — als kleiner Weiler in einem Talwinkel zusammen. Einige verstreute Einzelhäuser gehören noch dazu. Das Hammergut, das einst der „Landesverein Sächsischer Heimatschutz“ erworben hatte, wurde nach 1945 Neubauernhof. In ihm wohnt auch der Asienreisende Walter STÖTZNER, der das Wohnhaus im Stil eines erzgebirgischen Bauernhauses mit Balkendecke im schönen Vorsaal des Obergeschosses und mit Malereien nach volkskünstlerischen Motiven an Türen und Treppengeländer durch den Dresdner Architekten Max Hans KÜHNE versehen ließ. Oelsengrund ist seit 1950 Ortsteil von Breitenau. Landwirtschaft, Waldarbeit und etwas Fremdenverkehr geben den Einwohnern ihren Erwerb.

Von drei Mühlen, die sich ehemals in Ortsnähe am Flüßchen aufreihten, ist die oberste, die Köhlermühle, gänzlich verschwunden; im Anfang des Jahres 1927 abgebrannt und schon fast wiederhergestellt, fiel sie dem Hochwasser desselben Jahres endgültig zum Opfer. Die zweite, die seit 1534 bestehende Meiselmühle, war einst Mahl- und Schneidemühle; sie ist jetzt als Sägewerk in Betrieb. Die ehemalige Ebertmühle, die einzige innerhalb des Ortes und wahrscheinlich Nachfolgerin einer 1786 konzessionierten, wurde zur Gaststätte.

Naturschutz genießen 2 Linden im Ort, die eine 21, die andere 22 m hoch, beide jetzt etwa 120 Jahre alt, und eine Roßkastanie in der Höhe von mindestens 14 m und im Alter von etwa 80 Jahren.

E 2 Kleinliebenau

Kleinliebenau ist früher oft wegen seiner Nähe zu dem Nachbarort jenseits der Grenze als Unterschönwald bezeichnet worden. Unsere Siedlung ist aber jedenfalls erheblich jünger als jenes große Waldhufendorf und war ursprünglich wohl

SLUB
Wir führen Wissen.

lediglich Sitz eines Bünauischen Försters. Es bestand lange nur aus 2 Guts- E 2
nahrungen; später traten ein Haus für das Zollamt und eines für den Grenzaufseher hinzu.
In geringer Tiefe sollen nach Berichten von Einwohnern bei dem Gehöft, durch das der Weg nach Liebenau führt, größere Mengen von Eisenschlacken liegen und im Anfang des 19. Jahrhunderts noch die Reste eines Hammerwerkes vorhanden gewesen sein. Wenn dieses wiederholt „Kratzhammer" genannt wird, so dürfte eine Verwechslung mit dem bekannten Kratzhammer bei Fürstenwalde erfolgt sein.

Seydener Wand F 1

Der nach dem westlich gelegenen Dorfe Seyde zu gerichtete Steilhang wird als Seydener Wand bezeichnet. Die Wilde Weißeritz hat diesen schroffen Abfall, der von der Kuppe aus 130 m mißt, im Grauen Gneis geschaffen.
Das südöstlich gelegene Waldgebiet zwischen Pöbelbach und Weißeritz trägt den Namen „Am Wolfshügel". Wölfe waren in den erzgebirgischen Wäldern bis in das 16. Jahrhundert hinein häufig; sie wurden durch Abschuß und Fang vermindert, vermehrten sich aber während des Dreißigjährigen Krieges nach dem Ausbruch der Kriegshandlungen seit 1631 wieder ungemein. In den Jahren 1652 bis 1654 wurden bei Kipsdorf und Schellerhau 5 Wölfe und 3 Luchse gefangen.

Zechenweg F 2

Den Zechenweg bahnten sich die Bergknappen von Schellerhau zur Eisensteinzeche „Segen Gottes Erbstollen" im Pöbeltal. Deren Anlagen befanden sich zu beiden Seiten der untersten Wegbiegung, sind aber nur noch in wenigen Spuren erkenntlich. Spätestens im Jahre 1622 war die Grube bereits im Gange (Chr. Meissner 1747). Bis 1871 belieferte sie den Schmelzofen von Schmiedeberg mit ihrem vorzüglichen Roteisenstein und „Glaskopf" (Flurnamenverzeichnis), einer schaligen, glänzenden Abart dieses Erzes. Das daraus gewonnene spießig brechende Schmiedeeisen zeichnete sich durch besondere Zähigkeit aus. Im Jahre 1801 rollten 343 Fuder Eisenstein nach Schmiedeberg, und „Segen Gottes" war die leistungsfähigste Eisengrube im Altenberger Revier.
Das Lager ist noch nicht erschöpft, aber die in der Tiefe eindringenden Wassermassen hätten nur durch einen kostspieligen Stollenbau von der Bärenfelser Mühle aus oder durch eine teure Wasserkunst bewältigt werden können. Man legte deshalb kurz nach 1870 das Bergwerk still. 1889 wurden Huthaus mit Betstube, Schachthaus und Radstube auf Abbruch verkauft.

Gabelweg F 3

heißt ein Wegstück, das wohl nach der Straßengabelung im oberen Schellerhau benannt ist. Als ein Teil der Böhmischen Straße (s. A 2) wird es auf der Strecke von Schellerhau bis zum Pöbelbach auch Landweg genannt.

SLUB
Wir führen Wissen.

F 4 Alte Zinnstraße

Zu den wenigen Verkehrswegen, die Matthias Oeder für so wichtig erachtete, daß er sie auf seiner Karte einzeichnete, gehört die Alte Zinnstraße. Oeder schreibt erst: „Die straß von Freybergk vfm altenbergk", dann den Eigennamen „Die Ziehnstraß" und führt sie beim Galgen aus Altenberg heraus, wo sie dem Zuge des Schellerhauer Weges und der Viehtrift folgt; dann quert sie über die „Brück" des „Scheuffens" (Schinderbrücke) die Weißeritz und lenkt schließlich über den Pöbelbach. Auf Balthasar Zimmermanns Mappa ist ihre Wegführung südlich von Schellerhau und die Richtung auf Seyde deutlicher erkennbar, und zwischen Pöbel und Wilder Weißeritz ist wieder „Zienstras" hinzugeschrieben. Dieser Art der Benennung schließt sich auch unsere moderne topographische Karte an. So dürfen wir folgenden Verlauf der Gesamtstraße annehmen: von Altenberg über die Schinderbrücke; mehrfach verlegt, gegenwärtig als bloßer Waldweg, führte die alte Trasse hinunter ins Pöbeltal zur Brücke des Zechenweges, wieder bergauf und dann hinab ins Weißeritztal; oberhalb der Sägemühle von Seyde überquerte sie den Fluß, lief im Zuge des heutigen Fahrweges schräg am Hange hinauf nach Seyde, an der Essigmühle den Weißbach überschreitend, nach der Mitte von Hermsdorf und erreichte auf den Höhenstraßen Frauenstein und schließlich über Weißenborn Freiberg.

Die Karten des Amtes Altenberg von 1692 und die Karte Trenckmanns von 1725 lassen ohne Namensnennung gleich westlich von Altenberg von der behandelten Straße eine andere wohl weniger wichtige abzweigen: Sie führt durch Schellerhau und Oberpöbel nach Schönfeld, auf der Höhe weiter nach Ammelsdorf. Auf der Topographischen Karte im Maßstab 1 : 100000 wird sie nun Zinnstraße genannt, quert das Weißeritztal unterhalb der ehemaligen Steinbrückmühle, im heutigen Südteil der Lehnmühlensperre, geht am Berg Platte vorüber nach Hartmannsdorf, von dort nach Oberbobritzsch und erreicht Freiberg über Süßenbach, Weißenborn und Neu-Berthelsdorf. Auch der die Aufnahmen A. F. Zürners (1712 bis 1732) wiedergebende Schenckesche Atlas zeigt diese Straße, die ihre besondere Schwierigkeit in dem sehr steilen Abstieg von Schellerhau nach „der Bach in der Ober Böbel" hat.

F 5 Seifenbusch

Mit dem Namen Seifenbusch ist ein zusammenhängender Fichtenbestand zwischen Pöbelknochen, Alter Zinnstraße, Galgenteich und der Altenberg—Rehefelder Straße bezeichnet. Im obersächsischen Sprachgebrauch meint das Wort nicht nur Strauchwerk; Busch ist vielmehr oft an die Stelle von „Wald" getreten.

In diesem vom Seifenweg und vielen kleinen Wasserläufen durchschnittenen Gelände, das nach der Weißeritz zu abschüssig und von Verwitterungsschutt erfüllt ist, lagen offenbar einige Stätten der Zinngewinnung. Schon 1464 treten „die Seifen" und im gleichen Jahr das Land „an dem nuwen Syffen" erstmalig in Urkunden auf, später „das Seiffen" (1554) und der „Scheuffenraum".

SLUB
Wir führen Wissen.

Pöbelknochen (833,1 m) **F 6**

Hart nordöstlich des Pöbelbaches erhebt sich die nach ihm genannte Höhe, ein Härtling im Schellerhauer Granit. Der Ausdruck Knochen ist eine volkstümliche Umdeutung des oberdeutschen (ostfränkisch-vogtländischen und bayrisch-österreichischen) Wortes „Knock“. Dieses bezeichnet eine kurz und scharf ansteigende Erhebung, als solche erscheint wenigstens vom Westen her der vollständig bewaldete Berg auch. In seinem westlichen und nordwestlichen Teil, immer noch am Rande des Schellerhauer Massivs und hier der Denudation entgangen, finden sich Nester von Greisen, in den der Granit umgewandelt worden ist. Sie enthalten etwas Zinnerz und sind teils durch Schurflöcher, teils durch einen alten Stollen aufgeschlossen worden.

Wilde Weißeritz **F 7**

Auch die Wilde Weißeritz trägt ihren Namen, den schon OEDER kennt, wie der Schwesterfluß (s. A 6) nicht sogleich von der Quelle an. Das Tal ist bald so tief eingegraben und so eng, daß von Rehefeld bis Tharandt keine einzige Ortschaft am Flusse Platz fand und die Gründe menschenleer, nur dem Walde überlassen, im mittelalterlichen Sinne „wüst und wild“, blieben.Von 4 seit dem 16. Jahrhundert in unserem Bereich bekannten Mühlen hat sich nur die zu Seyde gehörige erhalten. Klar und rein bleibt das Wasser der „Schäumenden“, so daß die Wilde Weißeritz als eines der besten Fischgewässer Sachsens mit reichem Forellenbestand gilt, auch wenn die Aale und Lachse der früheren Zeit heute fehlen. Von ihrer jetzt mit 827 m Meereshöhe angegebenen Quelle bis zum Zusammenfluß mit der Roten Weißeritz, auf 50,9 km Lauflänge, hat sie ein Gefälle von 643 m, auf 1 km 13 m (1 : 79), auf der Laufstrecke unseres Gebietes bis Seyde 213 m (1 km = 21,3 m oder 1 : 47), womit auch für sie belegt ist, daß der Oberlauf sich noch stark im Stadium der Tiefenerosion befindet.

Hemmhübel **F 8**

Als langgestreckter Sporn, der in der Richtung eines Quarzporphyrganges verläuft, zieht sich der Hemmhübel zwischen der Wilden Weißeritz und ihrem linken Nebenbach, dem Becherbach, hin. Der Name erinnert daran, daß die Wagen auf der steilen Wegstrecke ehemals eines Hemmschuhs bedurften (s. L 6).

Vom Südwesten her strebt dem Hemmhübel der Kreuzgalgen zu, ein Weg, der wohl lediglich nach einem frei erfundenen und 1591 benutzten Wegzeichen benannt ist, das in der Form eines rechten Winkels in die Baumrinden geschnitten wurde und dessen einer Schenkel durchkreuzt war.

Der am Hemmhübel im Westen vorüberfließende Becherbach müßte richtiger „Pecherbach“ heißen, weil dort die „Pecher“ oder „Picher“ das Harz der Tannen und Fichten zum Sieden von Pech gewannen. Diese Art der Pechge-

F 8 winnung war vor der Erzeugung aus Kohlenteer ein bedeutsamer Teil der erzgebirgischen Waldwirtschaft. Pech gehörte sogar zu den Zwangsabgaben der Dorfbewohner an den Grundherren und wurde nach „Steinen“ gewogen.

F 9 Heckengrund

Verschlingungen, ja, Verwachsungen von Fichten und Buchen bringen im Heckengrund, durch den ein rechter Nebenbach zur Wilden Weißeritz abfließt, abenteuerliche Gebilde zustande. Als nach Norden geschützter Waldspalt hegt der Grund eine Vielzahl von Blütenstauden und Kräutern, dazu einen im Osterzgebirge seltenen Reichtum an Farnkräutern. Ein Bestand von Fichten dieser Gegend hat bei einem Durchmesser von 70 bis 80 cm Höhen um 40 m erreicht.

F 10 Milchfluß, Milchflußweg

Der „milch“-weiße Schaum vieler kleiner Wasserstürze leuchtet oft auf dem Milchfluß, der an den untersten Häusern von Rehefeld in die Wilde Weißeritz mündet, aus dem Waldesdunkel. Auf Oberreits Karte steht „Milchwasser“, auf der älteren topographischen Karte aber „Mühlfluß“, wohl mit irriger Beziehung auf die Sägemühle unterhalb der Mündung.

F 11 Rehefeld

a) Flur- und Ortsanlage

Als schmale Lichtung zwischen weiten Hochwäldern erstreckt sich die Flur Rehefelds von 660 bis zu rund 700 m Meereshöhe im Tal der oberen Wilden Weißeritz. Schon recht ansehnlich und lebhaft schlängelt sich der Bach durch den von Alluvionen gebildeten und stark vermoorten Boden des Tales. Bei Hochwässern wird er so reißend, daß selbst Uferbefestigungen die Prallhänge gegen Abbruch nicht genügend zu sichern vermögen. Der Phyllitboden der beiderseitigen Gehänge fällt aus beträchtlicher Höhe zunächst gleichmäßig ab; namentlich rechtsseitig erscheint dann deutlich der scharfe Knick einer Hochterrasse über den Dächern der Häuser, während von 2 bis schließlich 8 m über der Weißeritz eine Niederterrasse erkennbar ist. Im untersten Dorf treten linksseitig harte, grüne und gebräunte Hornblendeschiefer als niedrige Terrassenhänge hervor.

In $2^1/_2$ km langer, fast stets einfacher, sogar wiederholt völlig unterbrochener Reihe zieht sich das Dorf am Wasser entlang und entsendet in seinem unteren Teil einen Siedlungsast auf die hohe Talterrasse. In der Gegend des Jagdschlosses und des Erholungsheimes „Aufbau“ liegen die Häuser ausgesprochen verstreut. Die Flurkarte weist in dieser Gegend verschieden geformte, fast blockartig breite, aber kleine Flurstücke auf, während die Flur des Unterdorfes ganz regelmäßig in schmale, gleichlaufende Streifen aufgeteilt ist. Kötzschke nennt diese Fluranlage eine „Haus- und Hofparzellenflur“. Schon aus der Flureintei-

lung können wir herauslesen, daß dieser Ort aus zwei verschiedenen Siedlungen zusammengewachsen ist, wobei diese eigenartig ineinander verschränkt sind. F 11

Infolge der klimatischen Verhältnisse und der Kleinheit der Grundstücke herrscht in Rehefeld das erzgebirgische Einheitshaus mit steinernem Erdgeschoß und Fachwerkobergeschoß vor, das Wohn- und Wirtschaftsräume in sich verbindet. Einfache Volkskunst suchte in den mit Schindeln beschlagenen Giebeln und Längsseiten in vielfältigen Formen reicher als anderwärts nach belebendem Ausdruck. Den Ort beherrschend, stehen sich das aus Holz erbaute ehemalige Jagdschloß an der Hochterrassenkante und das Eigenheim des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes am westlichen Talhang gegenüber. In dem sonst ländlichen Siedelbild fallen noch die zwei mit Dachreitern versehenen Schulen auf. Die Baugestalt der neuen erreicht die architektonische Wirkung der älteren nicht.

b) Entstehung

Nach Näcke hat Kurfürst Moritz (1541 bis 1553) hier in den Wäldern des Amtes Altenberg um die Mitte des 16. Jahrhunderts, also zur Zeit der Gründung der Höfe Hirschsprung und Bärenfels, das „Zaunhaus“ errichten lassen. Dieses war die Wohnung eines „Zaunknechtes“, dessen Hauptaufgabe es war, den kilometerlangen Stangenzaun um das Revier instand zu halten und dadurch das Wild am Entweichen in fremde Reviere, namentlich nach Böhmen, zu hindern. Oeder schreibt: „Das Forsthaus, so das Zaunhaus geheißen, sonst auch der sorgen frey.“ Auffällig ist die Beifügung eines in der Renaissance für Schlösser üblichen Wunschnamens. 1593 wurden neben ihm drei weitere Häuser und 1597 durch den Altenberger Amtsverwalter eine Mühle gebaut. Die Entwicklung zu einem kleinen Dorf mit 16 Häusern (A. Schumann 1826), das die Bezeichnung Zaunhaus übernahm, ging erst im 18. Jahrhundert vor sich.

Die Zaunhäuser Mühle kaufte im Jahre 1606 der Bärenfelser Forst- und Wildmeister Jobst Christoph (von) Römer; er erwarb Feld und Wiese dazu und legte ein Vorwerk und nochmals drei Häuser an. Auf diese Siedlung wurde zunächst der Name Sorgenfrei übertragen. Der spätere Name Rehefeld stammt nicht erst von einer Jagdgesellschaft Augusts II., des Starken, oder von ihm selbst, wie die Überlieferung will; denn der nunmehrige Oberforstmeister Römer ist in Urkunden der Jahre 1637 und 1638 als Besitzer des „amtsässigen Gütleins Rehefeld“ verzeichnet, und 1661 wurden seine Erben „wegen des Gutes Rehefeldt auffm Zaunhauße“ mit 40 Groschen Landsteuer und 1688 „iezo Carl Christoph Römer von seinem Forwerg Rehfeld beym Zaumhauß“ ebenso veranlagt. Das kleine Gut ist 1724 Rittergut geworden und erlangte 1755 die Schriftsässigkeit.

In das Dörfchen wanderten nach A. Schumann im 18. Jahrhundert „Holzmacher“ aus Hermsdorf und Schellerhau ein. Vor etwa 120 Jahren war die Sitzmöbelfabrikation nachweisbar (E. Richter 1846). Der Baubestand erhöhte sich von 5 auf Vorwerkgrund erbauten „Frohnhäuserlein“ und einer Mühle (Loc. 10474; 1701) bald auf 10 (Trenckmann 1725) und schließlich auf

F 11 18 Häuser (1752). 1879 vereinigten sich Rehefeld und Zaunhaus. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts entstanden einige Häuser für Bahnbeamte als Ortsteil Neurehefeld (s. L 5).

c) Wirtschaftliche Entwicklung

August SCHUMANN nannte 1826 Zaunhaus ein „sehr ärmliches, meist mit Waldarbeit, Kalkbrennerei usw. sich nährendes Amtsdörfchen“ und sagt, daß uns beim Ortsnamen „Sorgenfrei (Rehefeld) notwendig die Genügsamkeit der Bewohner dieses öden und grauen Gebirgsstriches einfallen muß“. Er verkannte also den Ursprung dieser Bezeichnung. Kärglich ist das Einkommen der Bevölkerung geblieben, bis, um 1860 in geringerem Maße, von den achtziger Jahren an stärker, Rehefeld das Ziel auswärtiger Besucher wurde. Sommerfrischlern aus dem bürgerlichen Mittelstand folgten seit der Jahrhundertwende auch Wintersportler.

Seit 1947 etwa hält der Fremdenverkehr das ganze Jahr an. Außer dem Ministerium des Inneren, dem das ehemalige Jagdschloß untersteht, haben mehrere Betriebe hier Erholungsheime inne. Dem Freien Deutschen Gewerkschaftsbund gehört das lange Zeit unter dem Namen „Grenzbaude“ bekannte Gebäude. 1928 errichtet, ist es als Heim „Aufbau“ 1954 nach einem Brand gründlich erneuert worden. Wie eine wärmende Kapuze zieht das stattliche Haus ein Riesendach über sich. Es empfängt die Besucher in einer Eingangshalle mit bemalter Holzdecke, ähnlich gestalteten hölzernen Beleuchtungskörpern und mit einer gemütlichen „Ufnbank“ um den mächtigen Kachelofen. Den Gästen stehen geschmackvolle Aufenthaltsräume und gut eingerichtete Einzel-, Lese- und Spielzimmer zur Verfügung.

Ein Kurheim für die Volkspolizei ist der „Jägerhof“, der einst Rittergut und dann Oberförsterei war und dessen altes Hauptgebäude mit dem rückwärtigen Treppenturm neben einer riesigen Esche steht. Der unter Naturschutz stehende Baum, bei einer Höhe von 20 m und einem Stammdurchmesser von ungefähr $^3/_4$ m auf ein Alter von 200 Jahren geschätzt, wird mit seiner weitausladenden, leider jetzt sehr beschnittenen Krone für das ganze Rehefelder Tal zum Wahrzeichen.

Der um Rehefeld sich weithin ausbreitende Wald bringt auch heute noch vielen Einwohnern den Broterwerb. Seine Industriearbeiter entsendet der Ort bis nach Glashütte. Fast zu jedem Grundstück gehört ein wenig Landwirtschaft. Die Besetzung mit Rindern, 108 auf 97 ha genutzte Fläche, erweist den Vorrang der Viehzucht. Die hiesige Ackerwertstufe 26 übertrifft die der benachbarten Schellerhau und Hermsdorf nur unwesentlich. Jedoch besteht der allergrößte Teil der Katasterfläche aus Wald.

d) Flurnamen

Der Flurname „Donnerberg“ soll lediglich auf einen Personennamen zurückzuführen sein. Auf dem „Leichenwege“, der vom Runden Sternweg durch die Waldabteilung 173 nach der Frauensteiner Landstraße führt, wurden vor der

Gründung eines eigenen Friedhofes in Rehefeld die Verstorbenen nach dem Pfarrdorf Hermsdorf gebracht. Die „Trebe“ an der Einmündung des Kleinen Warmbaches ist die Viehtreibe, der Weg zur Waldhutung. Der Anfang der damals noch nicht ausgebauten Straße nach Altenberg hieß im Volksmund nach Angaben älterer Einwohner deshalb „Hühnerleitenweg“, weil auf ihm Leute aus nahen böhmischen Orten Hühner in Tragkörben und auf Schiebeböcken nach Dresden beförderten. Er wird aber wohl den Namen nach einer Hühnerleite tragen, einem Abhang, an dem sich viel Waldhühner aufhielten. F 11

Buchwald F 12

Ein alter Name, den schon OEDER auf seiner Karte von 1589 verzeichnet, gilt für das unmittelbar östlich von Rehefeld beginnende Waldgebiet. Neben der Fichte entfiel seit jeher auf die Buche ein großer Anteil am Hochwald. Zahlreiche Bestände unterhalb des Kammgebietes wurden sogar von der Buche beherrscht,

Abb. 13. Profil durch die Karbonablagerungen am Brandberge bei Rehefeld nach DALMER und GÄBERT

wobei die Rotbuche *(Fagus silvatica)* die Weißbuche *(Carpinus betulus)* zahlenmäßig weit übertraf. Sie liebt Feuchtigkeit und verträgt Gebirgsboden, dessen Steingeröll sie mit weit ausgreifenden Wurzeln umfaßt.
Nur noch ein Stolleneingang und Abraumreste sind Zeugnisse eines kurzlebigen Kohlenabbaus am Brandberg in der Abteilung 147 des Buchwaldes (Abb. 13). Nahe beieinander finden sich dort auf Phyllit zwei kleine Karbonauflagerungen, die zum Teil wiederum von Teplitzer Quarzporphyr überdeckt werden. Kohlesandsteine, Konglomerate und graue Schiefertone schließen mehrere nur sehr dünne Flöze von Glanzkohle ein. In ihnen fand man Reste von Sigillarien (Siegelbäumen) und anderen karbonen Fossilien. Der nur in den Jahren 1846 und 1848 bis 1861 betriebene Abbau erbrachte insgesamt bloß 10340 Scheffel (10735,6 hl).

Neugraben G 1

Der Hauptzubringer für die Altenberger Kunstteiche (s. G 2), der Neugraben, wurde in der Mitte des 16. Jahrhunderts angelegt. 1554 erscheint er erstmalig in den Intradenrechnungen der Bergwerke als „nauer Graben“. Als „neu“ ist er

G 1 einst im Vergleich mit dem etwa hundert Jahre älteren Aschergraben (s. G 9) empfunden und demzufolge benannt worden. Er beginnt an einem Naturspeicher, dem Georgenfelder Moor, in etwa 865 m Meereshöhe. Eine sorgfältig ausgesuchte Streckenführung von rund 7 km leitet ihn im weiten Bogen um die Süd-, West- und Nordseite des Kahleberges herum, auf dem das schwache Gefälle von einem Meter auf 90 m Laufstrecke nicht überschritten wird. Die Karte läßt uns erkennen, daß er fast immer senkrecht zum Hangverlauf fließt und daß mehrere kleine von den Höhen kommende Wasseradern in ihm ein vorzeitiges Ende finden. Hohe Anerkennung ist der meß- und wasserbautechnischen Leistung seiner Erbauer zu zollen, die mit einfachsten Hilfsmitteln das Gelände geschickt ausnutzten.
In dem künstlichen Wasserlauf ist im Laufe der Jahrhunderte trotz dauernder Instandhaltung und trotz der geringen Wassermenge eine gewisse Seitenerosion vor sich gegangen. Das Ufer wurde hier und da unterwaschen, kleine Prall- und Gleitstellen bildeten sich, eine leichte Mäanderbildung stellte sich wie bei natürlichen Gewässern ein.

G 2 Großer und Kleiner Galgenteich

Mit ihren mächtigen Dämmen gegen Norden und Osten sind die beiden Galgenteiche und ihr Zubehör eine höchst beachtliche wasserbautechnische Leistung aus den Jahren 1550 bis 1553 (R. Schumann 1930, P. Schulz 1930); sie gehören mit einigen weiteren Anlagen im Freiberger Revier und Harz zu den ältesten Stauseen Deutschlands. Sachlich zutreffender ist der weniger gebräuchliche Name „Kunstteiche". Er besagt, daß hier das Aufschlagwasser für die Räder der bergmännischen „Wasserkünste", die alten Wasserhebemaschinen der Schächte, für die „Fahrkünste", die Vorläufer der Fahrstühle, und für die Pochwerke gespeichert wurde. Dem Übermaß an Wasser in den Bergwerken stand infolge der Lage Altenbergs ein Mangel an Oberflächenwasser als natürlicher Triebkraft gegenüber. Man legte deshalb die beiden Sammelbecken im Hochmoorgelände auf der Wasserscheide zwischen Roter Weißeritz und Müglitz an (Spiegel des großen Teiches 787,2 m). Sie liegen infolgedessen höher als die Stadt und die Hauptbergwerke. Die beiden Becken sammeln ihren Zufluß sowohl aus dem noch vorhandenen Restmoor als auch mit Hilfe von Zuleitungsgräben (s. G 1, G 12), seit einigen Jahren auch durch ein Pumpwerk und eine Rohrleitung von der Wilden Weißeritz her. Ursprünglich floß das Wasser teils in „kostbarem Röhrwerk", teils in offenen Gerinnen, jetzt strömt es nur in unterirdischen Rohren den Bergbaubetrieben an der Binge und seit neuester Zeit auch dem Zentralschacht zu. Einst wurde von hier der Flößbetrieb auf der Weißeritz durch verstärkte Wasserabgabe unterstützt. Im Laufe der Jahrhunderte ist ein Grabensystem von rund 30 km Länge für die gesamte Wasserzuführung nach Altenberg angelegt worden.
Der Große Galgenteich wurde während des letzten Krieges auf das Doppelte vergrößert. Er bedeckt jetzt eine Fläche von 18 ha, ist bis 6 m tief und hat ein

SLUB
Wir führen Wissen.

Fassungsvermögen von 500000 cbm. Die Insel in seiner Mitte ist der Rest des alten westlichen Dammes. Der Kleine Galgenteich — durch einen Damm vom Großen getrennt — liegt etwas tiefer, besitzt eine Fläche von 2,06 ha und faßt 50000 cbm. Er dient neuerdings als Badeteich, während der Große nur für Bootsfahrten benutzt werden darf. G 2
In dem Winkel zwischen den Teichen nach der Freibergischen oder Zinn-Straße zu stand ein „Wippgalgen" zum strafweisen Untertauchen, und nach ihm tragen die so stimmungsvoll in die Wald- und Bergumgebung sich einfügenden Gewässer den Namen.

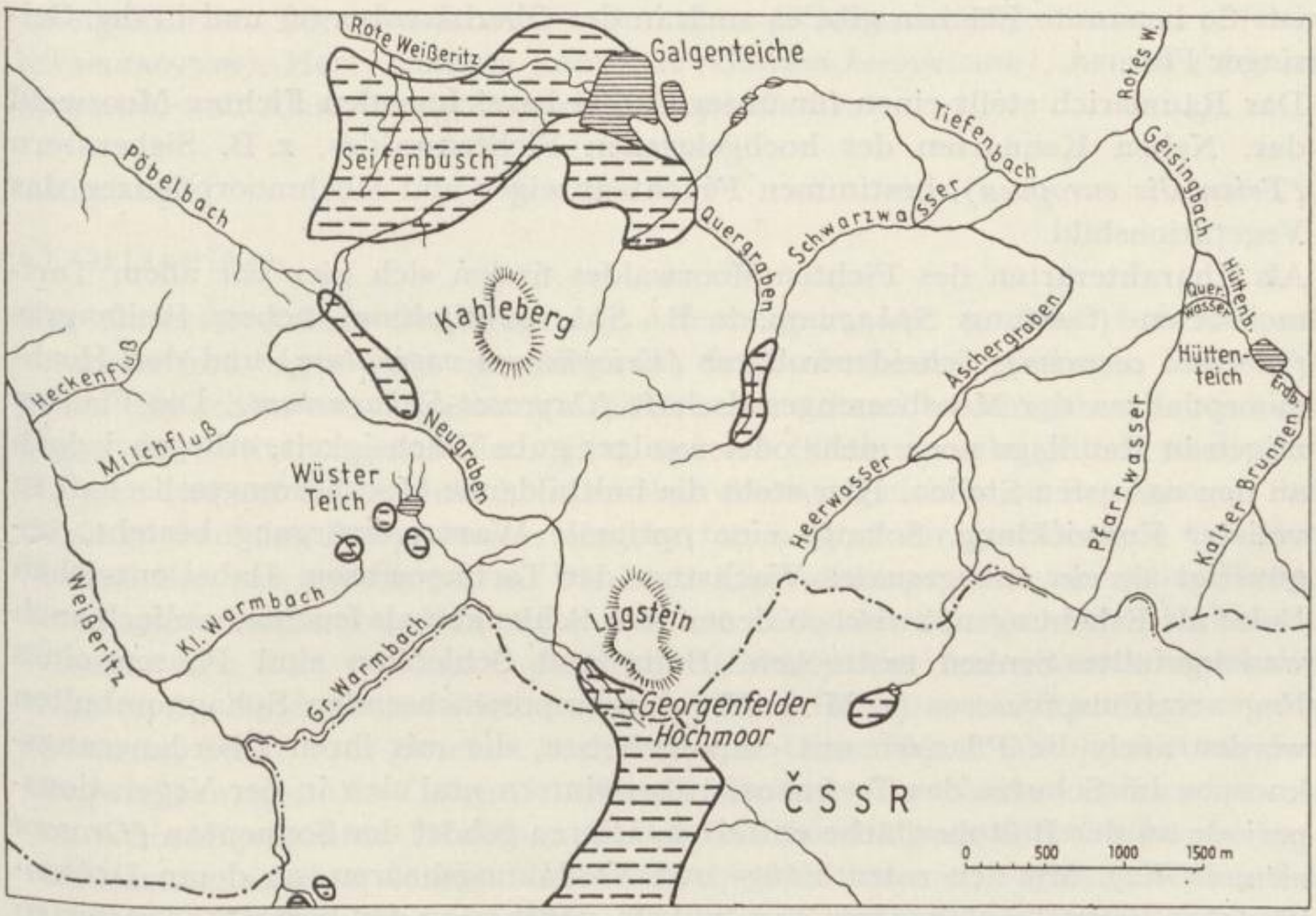


Abb. 14. Moore und Gewässer um den Kahleberg-Lugstein-Rücken

Seifenmoor G 3

Der Hauptquellarm der Roten Weißeritz entfließt erst seit dem 16. Jahrhundert dem Großen Galgenteich, vorher einem Hochmoor, das sich in dieser Gegend ausbreitete. Es wurde wegen des angrenzenden Zinnseifengebietes Seifenmoor, auch Altenberger oder später Galgenteichmoor genannt. Wie das Georgenfelder Moor hat es der Volksmund als „Weichend" bezeichnet (MEISSNER 1747), was wohl auf den nachgiebigen Boden hinweist. Von den obersten Läufen der Roten Weißeritz und des Tiefenbaches her entwickelt, war es ebenfalls ein Wasser-

G 3 scheidenmoor. Seine Entwässerung erfolgt jetzt durch die Kunstteiche (Abb. 14). Der ehemalige Abbau von Torf, der an der heute ebenfalls wasserbedeckten Westseite des Großen Galgenteiches nachgewiesen wurde, hat vom einstigen Pflanzenbestand nur noch Reste belassen.

G 4 Räumerich

ist ein Geländestück im Süden der Galgenteiche, von dem einst der Wald abgeräumt worden ist — gewiß nicht zur Siedlung auf dem Moorboden, sondern lediglich zur Holznutzung (s. A 3 g). Jetzt hat er wieder Besitz von der Rodung ergriffen, soweit dieser nicht vom vergrößerten Staubecken überflutet worden ist. So benannte Flächen gibt es auch in der Oberbärenburger und in der Geisinger Flur.

Das Räumerich stellt einen für unser Gebiet bezeichnenden Fichten-Moorwald dar. Neben Kennarten des hochgelegenen Fichtenwaldes, z. B. Siebenstern *(Trientalis europaea)*, bestimmen Feuchteanzeiger und Hochmoorpflanzen das Vegetationsbild.

Als Charakterarten des Fichten-Moorwaldes finden sich hier vor allem Torfmoosarten (Gattung *Sphagnum*, z. B. *Sph. acutifolium*) neben Pfeifengras *(Molinia coerulea)*, Scheidenwollgras *(Eriophorum vaginatum)* und den Hochmoorpflanzen der Moosbeerengesellschaft *(Oxycocco-Sphagnetum)*. Die Fichten zeigen in Randlage noch mehr oder weniger gute Wüchsigkeit, erliegen jedoch an den nassesten Stellen. Hier steht die bultbildende Moosbeerengesellschaft in vollster Entwicklung. Solange eine optimale Wasserversorgung besteht, begünstigt sie ein unbegrenztes Wachstum der Torfmoosrasen. Dabei entstehen Bulte als Erhebungen, zwischen denen sich Schlenken als feuchte, vielfach auch wassergefüllte Senken erstrecken. Bulte und Schlenken sind Phasen eines Regenerationsprozesses (s. M 1). Mit den emporwachsenden Sphagnumbulten werden auch die Pflanzen mit emporgehoben, die mit ihren Überdauerungsknospen im Schutze des Torfmooses überwintern und sich in der Vegetationsperiode an der Bultoberfläche entfalten. Hierzu gehört der Sonnentau *(Drosera rotundifolia)*. Mit den roten Fang- und Verdauungshaaren, an deren Drüsenköpfchen Sekrettröpfchen wie Tau funkeln, zählt er zu den bemerkenswertesten und vielgesuchten Pflanzen unserer Moore. Über die Bulte ziehen sich filigranartig die Sprosse der Moosbeere *(Vaccinium oxycoccus)*, der namengebenden Kennart der Bultgesellschaft. Hier finden wir neben dem Wiesenriedgras *(Carex fusca)* auch die kennzeichnende Hochmoorsegge, das Armblütige Riedgras *(Carex pauciflora)*.

Mit dem Emporwachsen der Bulte verschlechtert sich aber ihre Wasserversorgung. An noch wachsenden Bulten finden wir das Scheidenwollgras *(Eriophorum vaginatum)*, allmählich stellen sich aber die sogenannten „Bultabbauzustände“ ein. Auf den trockener gewordenen Bult-Inseln sind vor allem solche mit Zwergsträuchern aus der Familie der Heidekrautgewächse *(Ericaceen)* zu beobachten: Trunkelsbeere *(Vaccinium uliginosum)*, Preisel- und Heidelbeere

bilden eine Zwergstrauchformation. Im Spätfrühling erschließen sich die hell- G 4
purpurnen Blütenstände des Gefleckten Knabenkrautes *(Orchis maculata)*, während an Moorgräben neben dem Sumpfveilchen *(Viola palustris)* vereinzelt das fleischfressende Fettkraut *(Pinguicula vulgaris)* aus einer Rosette hellgrüner, drüsiger, fettglänzender Blätter die violetten Rachenblüten erhebt. Im Herbst taucht dann die Trunkelsbeere den Moorfichtenwald mit dem feurigen Kupferrot ihrer Blätter in glühende Farbenpracht.

In seinen Randbezirken geht das Räumerich in trockene, heidekrautreiche Borstgras-Bergheiden über, die als floristische Besonderheiten den Mondrautenfarn *(Botrychium lunaria)* und eine kaum spannenhohe, gelblichgrün blühende Orchidee *(Coeloglossum viride)* aufweisen. Fließend ist weiterhin der Übergang zu eigentlichen Borstgrasarten mit Borstgras *(Nardus stricta)*, Bärwurz *(Meum athamanticum)*, Hercynischem Labkraut *(Galium hercynicum)*, Arnika *(Arnica montana)* und Alantdistel *(Cirsium heterophyllum)*.

Altenberg G 5

a) Ortsanlage

Für die erste Anlage der Bergstadt Altenberg hat die zunächst breite, dann schmaler und enger werdende Talwanne des Tiefenbaches günstigen Raum gegeben. Sie schließt unmittelbar an die Erzlager an und bot einigermaßen Schutz gegen die Witterungsunbilden. Erst spätere Siedlungsteile griffen nach den Hängen und auf die Hochfläche. Zwischen die fast gleichhohen Erhebungen des Geisings und des Raupennestes eingebettet, besitzt der geschlossene Ort eine Meereshöhe von 700 bis 780 m. Die beste Überschau gewinnt man vom Hange des Raupennestberges. Von hier aus hat 1664 der Markscheider Balthasar Rössler den Plan der Stadt gezeichnet (Bild 6). Vor dem zweiten Weltkrieg erfaßten die Maler Richard Heimann und Hans Herzing das Bild der im Krieg zerstörten Stadt vom gleichen Standort aus. Unser Blick fällt jetzt nach den Bergwerksanlagen des Tiefen Grundes auf Reihen von schiefer- und auch noch von schindelgedeckten Häuschen; spitze, holzbeschlagene Giebel schauen hervor. Darüber erheben sich die Neubauten des Stadtinneren, die roten Wände der Binge, der Geisingberg mit seinem Waldschopf und mit der Steinrückenlandschaft vor seinem Südfuß. Hellfarbig unterscheiden sich die neueren Ortsanbauten (Bild 7).

Wie können wir die gegenwärtige Stadt Altenberg als Siedlungsorganismus aufgliedern? Von den beiden gleichlaufenden Hauptstraßenzügen, die durch kurze Nebenstraßen verbunden sind, verläuft der ältere, an gewissen Unregelmäßigkeiten kenntlich, höher im Zuge der Dippoldiswalder, Rathaus-, Oberen und Mühl-Straße an der früheren Kirche und dem Langen Markt vorüber zu den Gruben in der Bingengegend. An diesem Straßenzug erbaute man nach dem Stadtbrand von 1876 ein ansehnliches Rathaus, das seit 1945 als Krankenhaus benutzt wird. Die tiefere, jetzt vom Bahnhof und von den Fernstraßen her den Hauptverkehr aufnehmende Dresdner Straße ist in ihrer später begradigten An-

G 5 lage jünger. Nachdem das moorige Tiefenbachgebiet, der „Filz“, trockengelegt war, entstand die seitlich ansetzende, heute noch von den Einheimischen „Im Filz“ genannte Bachstraße. Altenberg, das nie einen wirklichen Marktplatz besaß, wenn schon zwei bescheidene Straßenerweiterungen als „Langer“ bzw. „Breiter Markt“ bezeichnet wurden, hat sich ohne bestimmten städtebaulichen Plan entwickelt.

An die alte Innenstadt fügt sich im Norden die Neustadt, die „Neischt“, an, die bereits im 16. Jahrhundert eine Anzahl Häuser ersetzte, welche 1578 an der Binge zu Bruch gegangen waren. Dann folgt der scherzhaft wegen seiner rauhen Lage „Polen“ genannte Stadtteil. Beide Erweiterungen bildete Rössler 1664 mit ab. Den Charakter des Ortes respektiert auch die Bergmannssiedlung am Mühlberg aus den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts. Der höchstgelegene, jüngste Siedlungsansatz zwischen der Rehefelder und der Dresdner Landstraße hat ebenfalls Bergleute und andere Einwohner aufgenommen, die der Erweiterung der Binge weichen mußten. Einzelne Landhäuser lehnen sich an die Hänge des Raupennestes.

Der Bergbau selbst, das Lebenselement Altenbergs, hat seine Anlagen über Tage im Osten des Stadtgebietes. Die ältesten schließen unmittelbar an die untere Stadt nach dem Tiefen Grunde zu an. Ein vor einigen Jahren zur Beschleunigung der Förderung erhöhter dachreiterartiger Aufbau, in dem man das Seilrad rollen sieht, kennzeichnet das gar nicht große, alte Gebäude des Römerschachtes, der in den Jahren 1837 bis 1850 geteuft und nach den bekannten Zwickauer Bergherren des 15. Jahrhunderts benannt worden ist. Überdeckte Gänge, in denen Transportbänder laufen, stellen die Verbindung mit den modernen Aufbereitungsanlagen, den Kugelmühlen, her. In den letzten Jahren wurde der Zentralschacht an der Teplitzer Straße geteuft. Er fällt auf durch sein etwa 35 m emporragendes turmartig umkleidetes Fördergerüst und durch etwas massig in der Landschaft stehende Hallen; er besitzt alle neuzeitlichen Einrichtungen für Förderung und Aufbereitung der Erze. In geringer Entfernung davon steht am jenseitigen Hang des Schwarzwassergrundes über grauen Halden seit 1938 die große Aufbereitungsanlage des Schwarzwasserwerkes.

b) Geschichtliche Entwicklung

Bis in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts hinein war die Landschaft um den Geisingberg eine unbewohnte Waldwildnis, ein wenig beachteter Teil der Herrschaft Bärenstein, im Osten und Westen begrenzt von den schon besiedelten Herrschaften Lauenstein und Frauenstein. Erzsucher entdeckten wohl zuerst Zinnablagerungen im Verwitterungsschutt und im Schwemmland der Gewässer. Seifner traten vermutlich früh auf, wurden aber noch nicht seßhaft. Jedenfalls fanden in dem Zeitraum zwischen 1436 und 1440 (O. Trautmann 1928) Knappen die ersten im festen Gestein anstehenden Erze. Dem sich ausbreitenden „Berggeschrei“ folgten Unternehmer aus Freiberg und Graupen, darunter die Röhling, die Kölbel, die Raupennest, die Münzer, die Alnpeck und andere. Bergleute strömten aus beiden älteren Bergwerksorten zu, aus Freiberg besonders 1449.

Nach unkontrollierbaren Angaben des Chronisten MEISSNER kamen sie auch aus G 5
Bayern. Dort, wo die Erzlagerstätte zutage trat, an einer Erhebung im heutigen Bingengelände, wuchs in kürzester Zeit ein Gewirr von Gruben, Kauen, Wohnstätten und weiter abwärts von Pochwerken und Schmelzhütten zusammen. Hoch über den Tälern des Roten Wassers und der Roten Weißeritz gelegen, wurde die Siedlung in unscharfer Begriffs- und Lagebestimmung 1451 „Off dem Geußingißberge", 1464 „Gusingsberg", 1470 und noch lange Zeit „Auf dem Geyßingsberge" genannt. 1489 sagte man auch schon „Auf dem Aldenberge". Alte Siegelinschriften des Bergamtes lauten sowohl „Bergstadt uff dem Geusingberg" als auch „Freye Bergstadt aufm Alten Berge". Auch durch OEDERS einfache Kartenbeischrift „Der Alte Berg" erweist sich, daß früh eine Beziehung zu dem Bergbau in den Namen gelegt worden ist und daß man jedenfalls jenen von dem nahen „Neufang" und anderen jüngeren Erzanbrüchen unterscheiden wollte.

Die neue Siedlung war so eng und winklig, daß kein Raum für einen Marktplatz blieb und daß 1491 ein Haus weggerissen werden mußte, damit die Bürger einen „Marktfleck" und Wagen die Möglichkeit zum Umkehren erhielten (O. TRAUTMANN 1928). Eine vom Bärensteiner Grundherren zu spät erlassene Bauordnung konnte wenig Wandel schaffen. Trotz des hohen Wertes der in ihr lagernden Güter war die Stadt nie ummauert; man vertraute ihre Sicherheit den sie umgebenden dichten Wäldern und zum Teil der sehr früh gegründeten Gilde der Schützen an, mit der 1461 die ebenfalls wehrhafte Gesellschaft der Häuer verbunden wurde. Noch Jahre nach der Entstehung des Ortes klagten die Bergleute über das Fehlen einer Kirche und einer Badestube, über die Schwierigkeiten, die notwendigsten Lebensmittel zu beschaffen, und über deren hohen Preis. Sie „liefen" — laut behördlicher Eingaben — zum Einkauf nach Graupen oder gar in andere Dienste, weil sie die Erschwerung der Lebensverhältnisse nicht länger in Kauf nehmen wollten.

Von einschneidender Bedeutung wurde es, daß die sächsischen Fürsten fast sogleich nach dem Fündigwerden ihre Aufmerksamkeit auf Altenberg und auf die dort erschlossenen neuen Einnahmequellen richteten. Wenn sie der Stadt und dem Bergbau allerlei Förderung zuteil werden ließen, kalkulierten sie mit Recht ein, daß diese Hilfe für sie Zinsen tragen werde. Da aber das Bergregal auf niedere Metalle, wie das Zinn, also das Recht der Verfügung über diese Bodenschätze, bei den Grundherren lag, versuchten sie um des stärkeren Einflusses willen Bergwerke käuflich an sich zu bringen. So erwarb Kurfürst Friedrich II. schon 1446 mit geradezu verdächtiger Eile von einem jungen Grundherrn von Bärenstein etwa die Hälfte von dessen Herrschaft „mitsamt den Bergwerken", 1448 wurde die erste Bergordnung für das Bärensteiner Gebiet wie für Ehrenfriedersdorf und Geyer erlassen, und der Landesfürst nahm dabei seinen Vorteil in nicht geringem Maße wahr (H. LÖSCHER 1957). 21 Jahre später kam es jedoch zu scharfen Auseinandersetzungen, zu dem „ufstehen" der Knappen, die 1469 ihre Lohnforderungen entschlossen in einem Streik von mehreren Wochen durchsetzten.

G 5 Zu dem Zwecke, daß „diselbigen czynnwerg dister baß vollkomlicher gebawet und geerbt“ würden, und um die Entwicklung des Gemeinwesens voranzutreiben, verlieh der Landesherr 1451 der noch unfertigen Siedlung das Stadtrecht (O. Trautmann 1928). Dazu gehörte die gleichzeitige Verleihung eines für die Lebenshaltung in jener Zeit unentbehrlichen freien Wochenmarktes. Ein Jahrmarkt wurde erst 1555 bewilligt. Altenberg genoß die Vergünstigung, daß die Handwerker von Geising alle Erzeugnisse, die sie außerhalb ihres Hauses verkaufen wollten, auf dem Markt der bevorzugten Schwesterstadt feilbieten mußten. Weitere Rechte kamen nur allmählich hinzu, so 1492 die Brau- und Schankgerechtigkeit (Chr. Meissner 1747).

Haupt der Stadtverwaltung war der Stadtrichter, der wie die Mitglieder des Rates von der Bürgerschaft gewählt wurde und dem der rechtskundige Stadtschreiber beigegeben war. In älterer Zeit besetzten die Ratsstellen zur Hälfte „ehrbare Handwerksleute“, zur anderen Hälfte „verständige Bergleute“; später mußten wenigstens 2 Ratsmitglieder dem Bergmannsstand angehören. So klein Altenberg war, wurde es doch, den größeren Städten gleich, in 4 Stadtteile mit je einem Viertelsmeister zerlegt, in das Winterwäldische Viertel südlich des Tiefenbaches, das Gründische nördlich davon, das Gebirgische, das mehr bergan, und das Neustädter, das ganz auf der Höhe lag.

Walzig von Bernstein war nach Urkunden (Cop. 4045, Bl. 262a) 1462 wieder mit der gesamten Herrschaft Bärenstein beliehen worden, hatte aber die für ihn verhängnisvolle Verpflichtung eingehen müssen, das aus seinen Wäldern für den Bergbau geforderte Holz unentgeltlich zu liefern. Als er durch diese und andere Belastungen zahlungsunfähig geworden und 1489 gestorben war, benutzten die Landesherren, Herzog Albrecht und sein Sohn Georg, die Gelegenheit, den gesamten Bernsteinschen Besitz im Jahre 1491 zu kaufen. Sie gaben zwar Walzigs Nachfolger, Hans von Bernstein, den größeren Teil der Herrschaft zu mäßigem Preis zurück, trennten jedoch Altenberg und Altgeising mit ihren Fluren, Wäldern und allen Bergwerken ab (LHA Cop. 71, Orig. 8896 u. 8926). Dieses kleine, aber überaus wertvolle Gebiet erhoben sie jedenfalls sehr bald zu einem gesonderten Amt, das 1502 erstmals urkundliche Erwähnung findet. Später wurden diesem die kleinen Herrschaften Bärenburg und Bärenfels, die eine Exklave bildende neue Bergstadt Glashütte und das den Frauensteiner Grundherren abgekaufte nachmalige Forstrevier Hermsdorf angegliedert. Im 18. Jahrhundert umfaßte das Amt die Städte Altenberg, Altgeising, Glashütte, die Dorfschaften Georgenfeld, Bärenburg, Zaunhaus, Rehefeld, Schellerhau, Bärenfels, Kipsdorf, Niederpöbel, einen Teil des Dorfes Seyde, die Güter Hirschsprung und Oberpöbel und eine Anzahl Altenberger Vorwerke.

Unsere Überlieferung über die Bergmeister zu Altenberg reicht nicht über das Jahr 1502 zurück. Das Bergamt war in gewisser Form schon durch die Bergordnung von 1448 vorgeschrieben worden. Es vertrat die bergbaulichen und technischen Belange und die Interessen der Landesregierung, verlieh beispielsweise die Grubenfelder und war für die Sicherheit der Grubenbaue verantwortlich. Die Knappschaft war mit 2 Ältesten vertreten. Die Bergämter von Glas-

hütte und Berggießhübel wurden 1783 dem von Altenberg angeschlossen, wodurch G 5
man das hiesige Bergrevier erheblich erweiterte, allerdings nur rein räumlich; denn die beiden Bergämter erübrigten sich durch den Rückgang des Bergbaus.
Aus Mitteilungen der MEISSNERschen Chronik und anderen urkundlichen Quellen können wir eine Vorstellung gewinnen, wie die Stadt um die Mitte des 18. Jahrhunderts aussah. Die meisten privaten und öffentlichen Gebäude waren aus Holz gebaut und alle Häuser mit Schindeln gedeckt, weil Ziegel sehr teuer und infolge des heftigen Frostes zuweilen noch weniger haltbar waren als Schindeln. Zur Deckung mit Schiefer, der aus dem Frankenwalde bezogen werden mußte, ging man erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts über.
Als vornehmstes Gebäude der Stadt galt das Gewerkenhaus am Breiten Markt, das bis 1945 als „Faktorei" der Zwitterstocksgewerkschaft bestand. Über dem Erdgeschoß aus festem Bruchstein und einem stattlichen Fachwerkobergeschoß mit hohen Fenstern erhob sich, die gesamte Nachbarschaft überragend, sein riesiges Walmdach. Mit dem ihm ähnlichen Hintergebäude bildete es einen festen, in sich geschlossenen Hof nebst Stallungen für zahlreiche Pferde. Dem Gewerkschafts- oder Stockfaktor diente es als Wohnung und Verwaltungssitz, auswärtigen Gewerken und hochgestellten Gästen als Unterkunft.
Nicht so groß war das beim Brand von 1876 zerstörte Rathaus. Es lag wenig vorteilhaft, nahe der Kirche am ziemlich unscheinbaren Langen Markt. In den Formen der deutschen Renaissance errichtet, wurde es durch einen zierlichen Dachreiter, einen stilgemäßen Quergiebel, ein Rundbogenportal und im Treppenflur durch ein Bergmannsstandbild aus Zinn geschmückt. Von einem festen Gewölbe herab hing dort die große kurfürstliche Zinnwaage, auf der das gesamte ausgeschmolzene Zinn im Beisein des Stockwerks- oder des Stollenfaktors vom Waagemeister gewogen wurde; dieser war wieder dem alles verrechnenden und die Abgaben einziehenden Zehntner verantwortlich. Das Zinn schlug man zum Versand in Fäßchen, deren jedes 5 Zentner aufnahm. Der Rat unterhielt in dem Gebäude einen Schankkeller, an dessen Stelle nach dem Brand des Rathauses bis 1945 ein Gasthaus „Zum Ratskeller" stand.
Oberhalb des Rathauses lagen die Brot- und Fleischbänke, von der Stadt gebaute und an die Handwerker vermietete Verkaufsstellen. Im Amtshaus, einem Hofe „weiter droben", dem Nachfolger des alten Amtshofes am Ende des Breiten Marktes, war die Verwaltung des kurfürstlichen Amtes Altenberg untergebracht. Im alten Schießhaus, nach dem Geisingberg zu, übte pflichtgemäß die Schützengilde. Die ursprünglich am Bader- oder Schulberg gelegene Baderei hatte nach dem Brand von 1671 ein „erfahrener Wundarzt" durch eine neue am Tiefenbach ersetzt. Dort hatten an weiteren städtischen Gebäuden das Schlachthaus und das Brauhaus ihren Platz. Auch das Gießhaus stand dort, in dem das fertiggebraute Bier aus zwei großen Bottichen abgefüllt wurde. An der ehemaligen steinernen Brücke über den Tiefenbach stand als weiteres Wahrzeichen der Stadtobrigkeit die Fronfeste.
Hoch und weiträumig gebaut war die Kirche, damit sie, namentlich zur „Bergpredigt", aber auch an anderen Festtagen, die gesamte Belegschaft der Berg-

G 5 werke aufnehmen konnte. Erhalten blieben beim Abbruch des noch am letzten Kriegstag 1945 ausgebrannten Bauwerkes das vorzüglich gearbeitete Wappen Herzog Georgs von Sachsen aus dem Jahre 1525, ein Werk der sächsischen Frührenaissance, wahrscheinlich von Christoph WALTHER, einem Mitglied der bedeutenden Dresdner Bildhauerfamilie, und die 80 Jahre jüngeren Grabmäler des Bergmeisters FINCKE und seiner Frau, die die Verstorbenen neben Engelsköpfen im Gebet kniend darstellen, wahrscheinlich Werke David SCHWENKES aus Pirna. Dieser jüngere Bruder des Meisters, der den Lauensteiner Altar schuf, war ein guter Handwerksmeister, aber ihm gelangen keine eigenschöpferischen Kunstwerke. Der Glockenturm hinter der Kirche — schon auf RÖSSLERS Bild 1664 dargestellt (Bild 6) — erhielt seinen gotischen Zinnenkranz erst im 19. Jahrhundert. Das alte Bethaus der Bergleute mit seinem wohlabgemessenen Fachwerkgerüst und das benachbarte Geilsdorfsche Haus mit etwa 400 Jahre alter Rundbogentür, mit Balkendecken und Kratzputzmustern, fielen 1960 der Vergrößerung der Binge zum Opfer.

Einzelne harte Schicksalsschläge bedrohten mehrfach das Dasein Altenbergs: Die Pest forderte im Jahre 1582 260 Menschenleben, im Jahre 1613 wieder eine große Zahl, und 1633 sollen es sogar 1200, der größte Teil der Einwohnerschaft, gewesen sein. Als 1713 wegen einer in Böhmen „sich äußernden Contagion das Commercium mit der Cron Boheimb“ (der Handel mit dem Königreich Böhmen) aufgehoben war und abermals 1720, als im Februar große Schneemassen die Zufuhr aus Böhmen hinderten, traten Hungersnöte ein, die sich in unserem wenig ertragreichen Gebirgsraum stärker als anderswo auswirken mußten.

Kriegsnöte trafen die gesamte Gegend 1632 und 1639 durch kaiserliche Truppen, am schlimmsten durch die kroatischen Raubscharen des Feldmarschalls Holk, 1639 auch durch die Schweden, 1706 im Nordischen Krieg wieder durch Schweden (die allerdings beständig fürchteten, durch die Bergleute in die Schächte gestürzt zu werden) und 1813 beim Rückzug der Verbündeten von Dresden.

Feuersbrünste vernichteten im Jahre 1531 „84 Hofstadt nebst der neuen Kirche“, 1576 in 2 Stunden 112 Häuser mit Kirche und Rathaus, 1639 (durch schwedische Truppen) 70 Gebäude, 1675 56 der besten Bürgerhäuser, 2 Göpelwerke und anderes. 1876 verlor die so oft heimgesuchte Bergstadt den charakteristischen alten Teil mit zahlreichen Holzbauten und Schindeldächern nebst der Kirche und dem Rathaus. Noch die letzten Stunden des zweiten Weltkriegs brachten Brand und Vernichtung über die Innenstadt. 60% der Gebäude sanken in Schutt und Asche. Keiner der Unglücksfälle vermochte jedoch das Leben der Stadt völlig auszulöschen; die Bevölkerung ging jedesmal unentwegt an den Wiederaufbau. Die durchgreifende Wiederherrichtung nach dem letzten Krieg, die Bergwerk und Stadt gleichermaßen erfaßte, ist in ihrem größten und wichtigsten Abschnitt der planmäßigen und großzügigen Förderung durch die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik zu danken.

Aus den bisherigen Betrachtungen wird erkennbar, daß Altenbergs Wirtschaft bis in die Gegenwart fast vollkommen dem Bergwesen verhaftet war. Dem Ort der Produktion selbst verblieben allerdings nur die Arbeitslöhne und die Erträgnisse aus der im Ort möglichen Befriedigung des Bedarfes der Bergwerke und ihrer Belegschaft. Der eigentliche Gewinn aus der Erzeugung ging bald nach auswärts. Er prägte sich nicht einmal durch die Errichtung einer großen Zahl aufwendiger und architektonisch hervorragender Häuser aus! Vielmehr hat Altenbergs Ausbeute durch das Eingreifen des Herzogs Albrecht zu den Kosten des schönsten gotischen Wohnschlosses in Deutschland, der Meißner Albrechtsburg, beigetragen.

Als Zeugen des ältesten Bergbaus treten uns noch heute in und um Altenberg einige technische Anlagen entgegen, von denen der bekannte Aschergraben (s. G 9) und die Kunstteiche (s. G 2) zwischen 1460 und 1553 entstanden. Hier hat der eigenwillige Nürnberger Unternehmer Niclas Staude 1482 seine ersten „Kunstgezeuge“ probiert. Als diese die in den immer tiefer gehenden Gruben zudringenden Wassermengen nicht genügend bewältigen konnten, veranlaßten die Landesherren schon im Jahre 1491 den Baubeginn des „Tiefen Erbstollens“ (s. H 2).

Die Inhaber der Gruben hatten sich, da mit zunehmender Tiefe der Bergwerke die Betriebskosten wuchsen, auch schon früh zu einer Anzahl größerer und kleinerer bauender Gewerkschaften, also zu Unternehmerverbänden, zusammengetan. Die weitere Entwicklung führte zur Entstehung einer einzigen, umfassenden Unternehmergenossenschaft für alle Produktionsbetriebe, zur Entstehung der „Gewerkschaft Vereinigt Feld zum Zwitterstock zu Altenberg“. Der Chronist Meissner verlegte die Hauptgründungsvorgänge dieser Erwerbsgesellschaft in die Jahre 1545 (Vereinigung von 32 Zechen nach dem ersten großen Bruch) und 1564 (Verbindung „aller an die 90 Zechen“). Neuere Untersuchungen Otto Trautmanns (1928) und Rudolf Schumanns (Manuskript nach 1945) erbrachten auf Grund der Einsicht in die leider 1945 verlorengegangenen Akten des Zwitterstocks ein anderes Ergebnis. Den ersten Ansatz zur Gründung der Zwitterstocksgesellschaft muß man darin suchen, daß 1571 zwei kurfürstliche Beamte und ehemalige Teilhaber einer Zinnhandelsgenossenschaft sich zum Kauf und Betrieb von Bergwerken verbanden. 1620, nach dem größten Bruch, durch den die Grenzen der Grubenfelder weitgehend verwischt, viele Grubenanlagen zerstört und, wie 1545, „alle Vorräte ineinandergerollt“ waren, erwuchs daraus eine Vereinigung von 36 Zechen, und 1663/64 schlossen sich weitere 51 Gruben diesen an. Der Rezeß vom 2. Mai 1664 wurde zur Gründungs- und Verfassungsurkunde der neuen Zwitterstocksgewerkschaft, neben der nur noch unbedeutende Gruben kürzere Zeit bestehen blieben. Bis in unsere Tage hatte diese fast 300 Jahre tätige Unternehmergenossenschaft den gesamten Altenberger Bergbau in der Hand. Damit war zu einem ungewöhnlich frühen Zeitpunkt ein Großbetrieb unter einheitlicher Leitung mit der Fähigkeit, selbst kostspielige technische

G 5 Verbesserungen vorzunehmen, geschaffen. Der Bergbau als solcher erfuhr eine Förderung. Aber für die Stadt bedeutete dies, daß viele kleine Fundgrübner ihre selbständige Existenz aufgeben mußten und die Gewinne aus dem Bergbau wesentlich nach auswärts flossen. Die Gewerkschaft des Zwitterstockes bestand bis 1945. Im Jahre 1889 war auch die Gewerkschaft des Tiefen Erbstollens in ihr aufgegangen. Als ihr Sinnbild und ihre Geschäftsmarke verwendete die Zwitterstocksgewerkschaft das Jupiterzeichen, das Metallsymbol für Zinn in der mittelalterlichen Alchimie (24). Die der Gewerkschaft gehörigen Gerätschaften, die von ihr ausgehenden Zinnbarren, die Grenzsteine ihres Grundbesitzes erhielten dieses später etwas ausgestaltete Zeichen, das heute noch zu finden ist und in volkstümlicher Weise als Zusammenstellung eines Z und eines Stabes (Zwitter — Stock) gedeutet wird. Die spätere Eigentumsmarke der Stollengewerkschaft war ein Pfeil.

Der Handel mit Zinn hat unser Bergstädtchen bereits im 15. Jahrhundert mit anderen Gebieten Deutschlands und vielen Ländern Europas in Verbindung gebracht. Jedoch die Konjunkturen schwankten, und von ihnen wurde die Auszahlung des Lohnes an die Bergleute abhängig gemacht. Wenn die Lohntage sich auf Wochen hinaus verzögerten, gerieten nicht nur die Bergleute selbst in Not. Auch unter den Handwerkern und Handelsleuten der Stadt und der Umgegend, denen die zwar nicht sehr kaufkräftigen, aber beständigen Kunden fehlten, erhob sich dann „ein großes Lamentieren", ein erneuter Hinweis, wie eng das Geschäftsleben des Städtchens mit dem Bergbau verflochten war.

Wollte das geringe Einkommen der Männer gar nicht reichen, so suchten die Frauen durch Heimarbeit einen Zuschuß zu den Lebenshaltungskosten zu schaffen. Das war um die Mitte des 18. Jahrhunderts durch Spinnen von Flachs und Wolle, durch Nähen und Stricken, im 19. Jahrhundert durch Klöppeln gröberer Spitzen — und durch Handel damit — und in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts durch Anfertigung künstlicher Blumen möglich. Von Dohna her verbreitete sich im 18. und 19. Jahrhundert müglitzaufwärts und bis über die Landesgrenze hinweg das Flechten von Stroh und von Bast. Altenberger Frauen lieferten bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts Strohhutborten, Flechtmuster und -bilder zum Bekleben von Kästchen und Ähnlichem. Diese Arbeit gewährte aber nur einen außerordentlich geringen Verdienst; denn noch um 1890 brachte es eine fleißige Flechterin auf nicht mehr als 25 bis 30 Pfennige am Tag. Eine zur Hebung dieser Kunstfertigkeit in Altenberg eingerichtete Strohflechtschule bestand bis 1924. Das Flechten lohnte überhaupt nicht mehr, als erst Italien und später Japan, Länder mit noch niedrigerem Lebensstandard, die gleiche oder ähnliche Ware billiger lieferten. Das zur Herstellung benötigte Stroh, Halme eines dicht gesäten, körnerarmen Sommerweizens, die golden leuchteten und sich gut plätten ließen, holten die Flechterinnen aus niedrigeren Gebirgsgegenden.

Heute gibt der Bergbau den Lebensunterhalt für 60 bis 70% der Bevölkerung, wozu neben vielen in den letzten Jahren zugezogenen eine ganze Anzahl alter Bergmannsfamilien gehören. Um 1840 stellte Altenberg allein 560 Bergleute,

in den letzten Jahren rund 600. Die Belegschaft des „VEB Zinnerz“ beträgt G 5
gegen 800 Beschäftigte, die aber zum Teil in der Umgegend wohnen.
Die Industrie ist infolge des vorherrschenden Bergbaus auch jetzt noch ganz gering entwickelt. Sie wird vertreten durch eine Fabrik für Hausrat und durch einen kleinen feinmechanischen Betrieb. Nach 1945 hat sich eine größere Holzschnitzerwerkstatt aufgetan, in der einheimische angelernte Arbeitskräfte Beleuchtungskörper und andere Einrichtungsgegenstände herstellen und mit Figuren nach erzgebirgischen Motiven schmücken.
Fast zu jedem älteren Haus der Stadt gehören ein Stück Feld und eine Wiese. Damit erklärt sich die Zersplitterung der 336 ha landwirtschaftlicher Nutzfläche (mit dem Wald 1946 ha Gemeindefläche) in viele kleine Blockparzellen. Bis 1946 bestanden 114 landwirtschaftliche Einzelbetriebe unter 2 ha und 43 Betriebe zwischen 2 und 5 ha. Wenn 19 Betriebe zwischen 5 und 10 ha und 3 zwischen 10 und 20 ha lagen, so wird ersichtlich, daß Altenberg außer dem landwirtschaftlichen Nebenerwerb auch wirkliche Bauernstellen hatte. Die Höfe lagen teils in der Stadt, teils im äußeren Flurbereich, im Tal des Kleinen Bielbaches. Von ihnen aus war noch Feldgras- und Brachenwirtschaft, die Ackerland 1 bis 3 Jahre mit Gras bewachsen läßt, üblich. Die erste landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft wurde 1954 von 2 Bauern mit 15 ha Land gegründet.
In den letzten Jahrzehnten kam als neuer Erwerbszweig die Fremdenzimmervermietung auf. Höhenlage und Waldumgebung machten Altenberg zum Erholungs- und Wintersportplatz. Außer dem FDGB-Sanatorium „Raupennest“ mit seinen 150 Betten hat der Gewerkschaftsbund dauernd 100 Plätze für Urlauber durch Verträge belegt. Die Freie Deutsche Jugend besitzt als Herberge die Otto-Buchwitz-Hütte an den Galgenteichen. An der Dresdner Landstraße unterhält die Wismut-AG. ein in den Sommermonaten besetztes großes Pionierlager.
Zum Ziel Tausender wird Altenberg an Tagen großer Schisportveranstaltungen. Wegen seiner geeigneten klimatischen Verhältnisse, der 3 Sprungschanzen (am Geisingberg, im Riesengrund, am Raupennestberg) und der guten Verkehrsverbindungen wird es als Austragungsort von Schimeisterschaften im Lang-, Staffel-, Abfahrts-, Tor- und Sprunglauf bevorzugt. Die große Zahl der an den Wettkämpfen aktiv Beteiligten, die Massen der Zuschauer, die Möglichkeit für die Bevölkerung, das Massensportabzeichen und sogar das für Versehrte zu erwerben, lassen erkennen, welche Bedeutung Altenberg für die Volkssportbewegung überhaupt besitzt.

d) Einwohner

Die Zahl der Einwohner unserer Bergstadt erhöhte und verminderte sich mit den Arbeitsmöglichkeiten und dem Ertrag des Bergbaus. Sie stieg in den Gründungsjahren überraschend schnell an, so etwa wie wir es von plötzlich eröffneten Bergbaubezirken Nordamerikas, von Orten des Goldfiebers, kennen. Nach einem Jahrhundert in stürmischem Auf und Ab wurden 1551 besteuert: 228 besessene Mann, Grundstücksbesitzer und Familienoberhäupter, und 196 In-

G 5 wohner, Mieter und Gesinde, dagegen 1764 — nach dem Siebenjährigen Krieg und in einer Zeit geringer Bergbauerträgnisse — nur 122 besessene Mann und 72 Häusler, Hauseigentümer ohne Feldbesitz. Die erste zuverlässige Volkszählung im Jahre 1834 ergab 1913 Einwohner aller Altersklassen. Auch im Verlauf der letzten hundert Jahre gilt uns die Bewohnerzahl (s. Tabelle A) als Gradmesser für Aufschwung oder Rückgang des Bergbaus. Der Einfluß nachteiliger äußerer Ereignisse spiegelt sich naturgemäß in den Geburts- und Sterbezahlen (E. Reyer 1897) wider, die — um ein Beispiel zu geben — in Zehnjahresabschnitten des 17. Jahrhunderts folgende Durchschnittswerte aufweisen:

	Durchschnittliche jährliche Geburtenzahl	Durchschnittliche jährliche Sterbezahl
1620—29	80	70
1630—39	35	90
1640—49	20	20
1650—59	20	20
1660—69	30	25

Im Jahre 1632 hatte Holk Altenberg heimgesucht. Als 1633 die Pest wütete, wurde im ganzen Jahr nicht eine Ehe geschlossen, und nur 7 Kinder kamen zur Welt, während im Anfang des 17. Jahrhunderts ungefähr 80 Geburten jährlich die Regel waren. Erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts stieg die Geburtenzahl wieder auf 40 bis 50, auf 50 belief sie sich auch im Anfang des 19. Jahrhunderts.

Als bedeutende Männer, die Altenberg entstammten oder hier wirkten, zählt der Chronist Meissner eine große Anzahl Lehrer, Pfarrer, Bürgermeister, merkwürdigerweise nicht viele Angehörige des Bergmannsstandes auf. Eine bemerkenswerte Persönlichkeit ist Wolfgang Meurer, hier geboren 1513 als Sohn eines aus „Berreuth in der Oberpfalz“ zugewanderten Berggeschworenen, gestorben 1583 oder 1585 als Professor an der Universität Leipzig, wo er erst Philosophie und griechische Sprache, dann Medizin lehrte. In seiner Jugend von erstaunlich rascher Geistesentwicklung, war er Sprachgelehrter und Naturwissenschaftler zugleich, ein echter Humanist und als solcher befreundet mit Caspar Borner, dem Rektor und Reformator der Leipziger Universität, mit Luther, Melanchthon, Justus Jonas, Sturm in Straßburg und vor allem mit Georg Bauer, der sich Georgius Agricola latinisierte und als „rerum metallicarum scriptor nobilissimus“, als Begründer der Bergwissenschaft, gerühmt wird. Meurer, von dem meteorologische und medizinische Schriften erhalten sind, sammelte für ihn Gesteine und Mineralien und unterstützte ihn philologisch. Zum Dank dafür faßte Agricola die umfangreiche Übertragung fremdsprachlicher Fachausdrücke für Mineralogie, Geologie und Bergbaukunde ins Deutsche, die er mit dem Sammelband seiner geologisch-mineralogischen Werke 1546 veröffentlichte, in Form eines Briefes an seinen Freund ab („Epistula ad Meurerum cum interpretatione germanica rerum metallicarum“).

SLUB
Wir führen Wissen.

In Altenberg wirkte als Bergmeister und Markscheider Balthasar Rössler, der 1606 bis 1673 lebte und von dem der bekannte Riß (1664) von Altenberg herrührt. Er führte 1633 den Hängekompaß in Sachsen ein und verfaßte eine systematische Darstellung des Berg- und Hüttenwesens, die erst 1700 unter dem Titel „Speculum Metallurgiae Politissimum oder Hellpolierter Bergspiegel“ veröffentlicht, aber noch um 1766 von den Bergstudenten als Lehrbuch benutzt wurde. G 5

Carl Zumbe verpflanzte hiesiges bergmännisches Können nach auswärts. Sohn des gleichnamigen Altenberger Amtsverwalters, von seinem Vater in der Bergwissenschaft unterwiesen, durch Reisen in fremde Länder und Studium in Padua gebildet, veröffentlichte er 1735 ein Werk über die Kunst des Schmelzens, war Inspektor der Berg- und Hüttenwerke in Clausthal und starb als Königlich Schwedischer und Landgräflich Hessischer Bergrat.

Altenberg hat sogar einige Beziehungen zu dem großen Philosophen, Historiker, Sprachgelehrten, Mathematiker, Naturwissenschaftler und Politiker Gottfried Wilhelm Leibniz (1646 bis 1716), den der Chronist von 1747, bezeichnend für seine Zeit, hoch zu ehren meint, wenn er ihn als den „Welt-berühmten Baron von Leibniz“ vorstellt. Er nimmt an, daß schon dessen Urgroßvater vor einer Anstellung in Pirna Amtmann in Altenberg gewesen sei. Doch ist nur eine Tätigkeit als Bergmeister in Berggießhübel und als Schösser in Pirna belegt. Sein Sohn Ambrosius Leubnitz (geb. am 14. 4. 1569, gest. am 25. 5. 1617 in Altenberg) war Stadtschreiber und wahrscheinlich auch Bergschreiber in unserer Stadt. Er begründete, wie wir einem Kauf- und Gerichtsbuch (Nr. 30 LHA) entnehmen, seine bürgerlich-wirtschaftliche Existenz dem Brauche der Zeit und des Ortes gemäß, indem er am 20. Juni 1596 ein Haus mit Garten in Altenberg „obig der Kirchen“, einen „Garten“ am Neufang, ein Feld an anderer Stelle und je ein Waldstück, ein „Reumichen“, am Lochstein (Lugstein), an den Seiffen und am Weicholdswalde kaufte und sich am 23. August desselben Jahres mit der Tochter des Verwalters des Hammergutes „Ehland in der Königsteiner Pflege“, im obersten Bielatal, verheiratete. Ihm wurde am 24. November 1597 in Altenberg ein Sohn Friedrich geboren, der trotz der bedrängten Lage, in die er durch den frühzeitigen Tod beider Eltern geraten war, sein Studium durchsetzte und 1652 als Professor der Sittenlehre an der Universität Leipzig starb. Dessen Sohn, der 1646 in Leipzig geborene Gottfried Wilhelm, war nicht nur einer der vielseitigsten Denker und Gelehrten aller Zeiten, sondern auch ein Mann von Tatkraft und Weitblick; auf seine Anregung und nach seinem großzügigen Plan wurde die erste deutsche Akademie der Wissenschaften, die zu Berlin, im Jahre 1700 gestiftet. Er leitete sie auch als ihr erster Präsident. Weniger bekannt ist, daß Leibniz auch sehr exakte Studien über den Bau von Bergwerksmaschinen hinterlassen hat.

e) Binge

Den ehemaligen Hauptplatz bergmännischer Betätigung auf einer Vielzahl von Zechen nimmt seit dem 17. Jahrhundert die Binge ein, die unmittelbar am Nordostrand der Stadt liegt und einen Ruf im allgemeinen Bewußtsein unserer

G 5 Menschen fast noch mehr besitzt als der eigentliche Bergbau. Ein durch mehrfachen Zusammenbruch von Höhlungen, Abbaustrecken und Schächten entstandener Riesentrichter — der größte Einbruch erfolgte am 24. 1. 1620 — senkt sich bis zu rund 90 m in die Tiefe. Von der oberen Kante her begrenzen ihn fast senkrechte, glatte, durch Verwitterung braunrot gefärbte Gesteinswände und steile Schutthalden, seitlich aber auch abgestufte Hänge geringerer Einbrüche und wildzerklüftete und zerrissene Felsen. Namentlich die Südwand ist durch ehemalige Strecken, umgebogene Schächte und kleine Weitungen taubenhausartig durchlöchert. Soweit das Gestein noch nicht zu stark verwittert ist, lassen sich von Süden her über Westen hellgrauer Greisen, gelblich-rötlicher Granit, im oberen Senkungsfeld stark umgewandelter und von sehr hellem bis zu sehr dunklem Aussehen wechselnder Granitporphyr und schließlich im Osten ein sehr feinkörniger, glimmerfreier, heller Granit erkennen.

Besaß die Binge zunächst einen oberen Flächenraum von etwa $1^1/_4$ ha, so hat sie sich infolge neuer Brüche bis zum Beginn unseres Jahrhunderts auf $2^1/_2$ ha, in der Gegenwart aber infolge der bedeutenden Ausbreitung des unterirdischen Abbaus mit allen Nebenbingen und Senkungsfeldern auf etwa $16^1/_2$ ha erweitert. Die Senkungen werden sich fortsetzen.

Von 1930 bis 1953 war ein Teil des Bruchgebietes als Schaubergwerk auf der „Heinrichsohle“ zugänglich. Die Besucher erhielten einen außerordentlich genauen und eindrucksvollen Einblick in die Arbeitsstätten der alten Bergleute, in tunnelartige Strecken, in für das Auge unmeßbare Tiefen, in domartig bis zu 15 m Höhe gewölbte Weitungen, deren Decken durch das Feuersetzen berußt waren. An den Wänden schimmerten an manchen Stellen Streifen grünen Kupferoxyds, roten Eisenoxyds, gelben Schwefels und weißen Wismuts. Heute ist dieser Teil wegen der Gefahr weiterer Einbrüche geschlossen.

Die Betrachtung der Binge gibt uns Gelegenheit, den für die gesamte Entwicklung des Altenberger Bergbaus so bedeutsamen geologischen Verhältnissen nachzugehen. Wir verwerten bei ihrer Behandlung die in verschiedener Hinsicht von den bisherigen Anschauungen abweichenden, im wesentlichen aber den von Oskar Oelsner (1952) aufgestellten Grundlinien entsprechenden Ergebnisse der Untersuchungen durch die hiesigen Stockwerksgeologen.

Den Untergrund des Ortsbereiches (Abb. 15) bildet zum größten Teil Granitporphyr, jenes Gestein, das in einer meist dunkelroten Grundmasse große hellrote bis weißgebleichte Feldspatkristalle zeigt und das, wenig jünger als der Teplitzer Quarzporphyr, mit diesem zusammen der großen osterzgebirgischen Spalteneruption entstammt. In den Bereich einer Kreuzung oder Vergitterung von Klüften, die in der Richtung des Quarzporphyr-Granitporphyrzuges, und solchen, die parallel mit dem Erzgebirgsabbruch verlaufen, preßten sich aus magmatischer Tiefe während einer der letzten Phasen der variszischen Gebirgsbildung, in der Grenzzeit zwischen Karbon und Unterrotliegendem, späte Schmelzflüsse von Granit. Sie stießen in den Granitporphyr hinein, der größtenteils noch nicht abgekühlt und in diesem Stadium noch spaltenfrei war und damit das Austreten und Verflüchtigen von stoffträchtigen Gasen und Lö-

sungen des Magmas verhinderte. Nur unmittelbar über dem Scheitel des Gra- G 5
nites scheint er schon verfestigt gewesen zu sein; denn dort finden sich Spalten im Granitporphyr, in denen verschiedene Metallverbindungen, darunter Zinn, Wismut und Arsen auftreten.

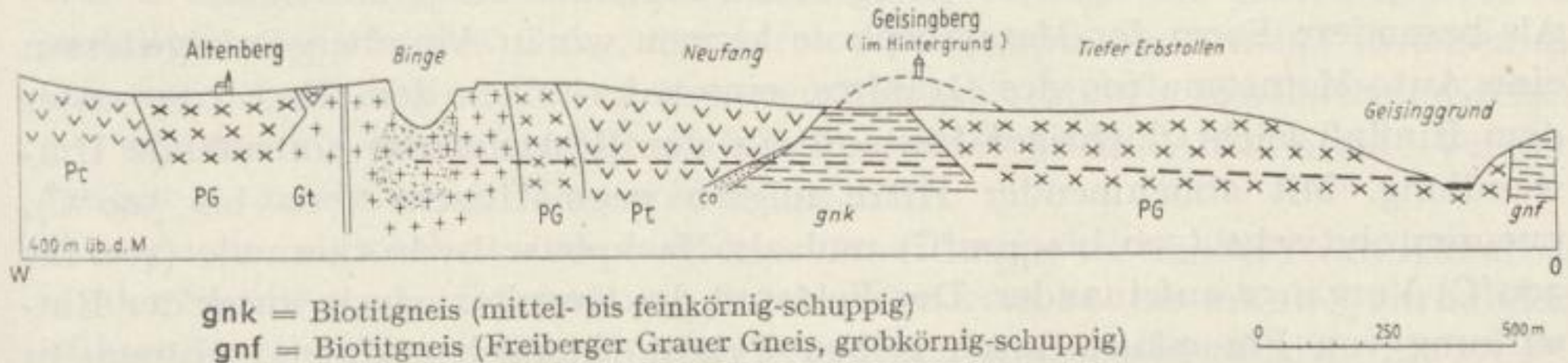


Abb. 15. Geologisches Profil von Altenberg nach der Sandermühle im Geisinggrund

Die granitischen Schmelzmassen (Abb. 16) erstarrten zu einer unterirdischen Kuppe, einem Stock im bergmännisch-geologischen Sinn, der auch als Batholith oder sehr kleiner Pluton betrachtet werden kann. Mit gegen 70° steilen Flanken

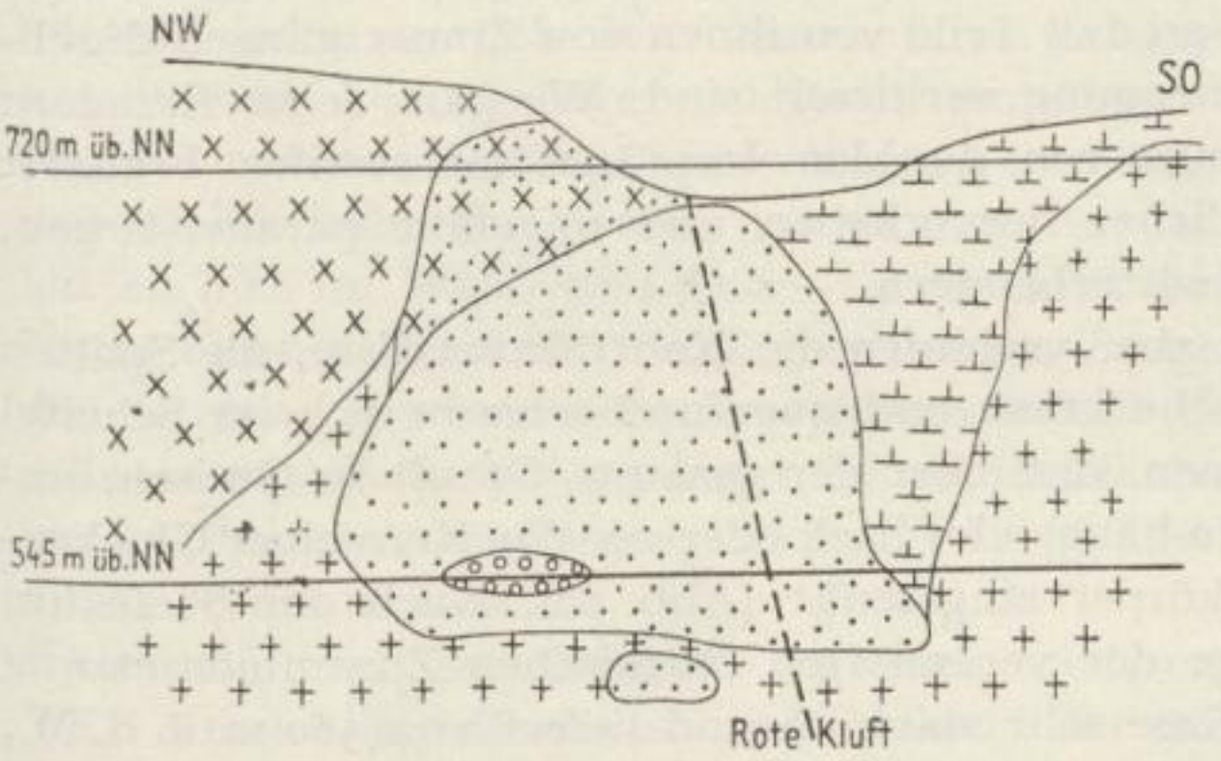


Abb. 16.
Senkrechter Schnitt durch den Altenberger Zwitterstock nach HEDRICH

fällt er nach dem Erdinneren ab. Während von oben her bereits die Gesteinsbildung eingesetzt hatte, drangen aus dem darunter lagernden, noch glutflüssigen Magma mineralhaltige Gase in die bei der Abkühlung und Zusammenziehung aufgerissenen Spältchen und Klüfte und setzten dort Quarz, Zinnstein

G 5 und andere Stoffe ab. Die daraus sich neu bildenden Kristalle versperrten aber den folgenden Gasen den Weg, und diese wurden nun in die Poren des angrenzenden Gesteins gepreßt, ein Vorgang, den wir als Pneumatolyse bezeichnen. Das vorhandene Gestein erfuhr dabei eine mehr oder weniger weitgehende Imprägnierung mit Mineralniederschlägen, darunter besonders mit Zinn.

Als besondere Form der Metamorphose kennen wir in Altenberg infolgedessen eine Auto-Metasomatose des Granites, eine sofort nach dem Erstarren unter dem Einfluß leicht flüchtiger Bestandteile der Restschmelze eintretende Umwandlung. Mit abnehmender Hitze folgten pegmatitische (700 bis 500 °C), pneumatolytische (500 bis 400 °C) und als Nachphase hydrothermale (400 bis 300 °C) Vorgänge aufeinander. Der Feldspat des Granites wurde unter der Einwirkung von Fluorsäure durch gelben Pyknit (Stengeltopas) und grünen, in seinem Wesen noch nicht völlig geklärten Glimmer verdrängt. Es entstand eine sehr harte Abart des Granites, die von den Altenberger Bergleuten Zwitter, von denen in Sadisdorf und Zinnwald aber Greisen genannt wurde. Diesen Namen hat die Wissenschaft übernommen; nur für die feinkörnige, durch Zinn dunkel gefärbte Ausbildungsform in Altenberg wird noch der Name Zwitter verwendet, und so hat sich auch der alte Name Zwitterstock für die berühmte Lagerstätte erhalten.

Von der Umprägung wurden sehr stark der überlagernde Granitporphyr, in gewissen Grenzen aber auch der benachbarte Quarzporphyr und der ältere Schellerhauer Granit erfaßt, so daß Teile von ihnen von Zinnerzgängen durchzogen und durch Quarzbeimengung verkieselt sind. Wo ganz feine Erzadern oder sehr schmale Kluftgänge von dunklen Imprägnationsstreifen begleitet werden, sich dadurch deutlicher hervorheben und ungefähr parallel liegen, spricht der Bergmann von Zwitterbändern.

Im Altenberger Granitstock aber verlaufen die Kontraktionsrisse, die Spalten und Klüfte, in der Hauptsache kreuz und quer und scharen sich im Scheitel der Kuppe so dicht zusammen, daß dort der gesamte Granit in Greisen umgewandelt worden ist. Wie ein hängender Sack oder wie der Kern einer Glockenform erscheint der Greisenkörper eingesenkt (Abb. 16). Nach der Tiefe hin nimmt der Erzgehalt infolge der veränderten chemischen Zusammensetzung der zuletzt entweichenden Gase sehr stark ab und liefert von 500 m ü. d. M., von der letzten Gezeugstrecke des Bergwerkes an, keine nennenswerte Ausbeute mehr.

Über dem erzarmen, tiefliegenden Innengreisen haben sich, wie die Werkgeologen erst in allerneuester Zeit feststellten, mehrere verschiedenartige Gesteinshauben gebildet, eine glockenförmige von kaolinisiertem Granit, eine weitere von Pyknit und schließlich aus wässerigen Lösungen eine dritte von Pegmatit, einem grobkörnigen Granit, die nun von dem erzführenden Außengreisen, dem Zwitter, umgeben ist. Der Altenberger Zwitterstock ist also eine pegmatitisch-pneumatolytische Lagerstätte. In ihr hat sich gleichzeitig mit dem Topas des Greisens eine ganze Anzahl von Nebenmineralien niedergeschlagen, unter denen sich aber gerade die wirtschaftlich bedeutsamen befinden. DALMER

zählte 22 Mineralsorten, SCHREITER und andere kamen sogar auf 50 bis 58. Von ihnen seien nur Kassiterit (Zinnstein), Wolframit, Wismut, Pyrit (Eisenkies) und Eisen in anderer Ausbildung, Arsenkies, Kupferkies und Flußspat hervorgehoben. G 5

Durch den gesamten Altenberger Granitstock verläuft die „Rote Kluft", ein verhältnismäßig breiter Gang, der durch eine Granitbrekzie nebst Roteisen als Gangmasse gefüllt und dessen Nebengestein ein reichlich zinnhaltiger Greisen ist, der deshalb besonderen Ruf als Abbaustätte besaß. An ihm sind Verwerfungen bis zu mehreren Metern zu beobachten.

Eine zweite, aber sehr kleine vergreiste Granitkuppe ist nördlich von Altenberg an der Straße nach Hirschsprung durch einen vom 16. bis ins 19. Jahrhundert währenden Bergbau von geringerer Bedeutung erschlossen worden. Sie ist seit alter Zeit unter dem Namen Zinnkluft bekannt, und so nannte man auch die kleine Binge, die bis vor einigen Jahren unmittelbar nördlich der Eisenbahn als gebüschumgebene, wenige Meter messende Vertiefung sichtbar war.

f) Alte Aufbereitungsanlagen im Tiefenbachtal

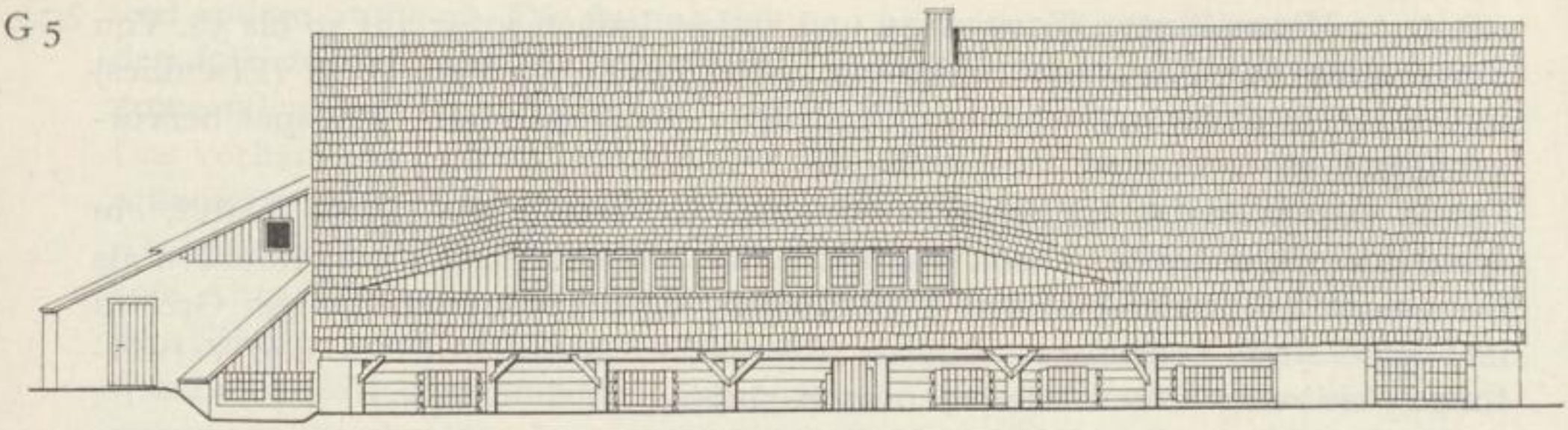
Wie die Heinrichssohle im Bingenbereich, so sind auch mehrere bis in die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts betriebene kleinere Aufbereitungsanlagen verschwunden, die sich unterhalb des Römerschachtes am Tiefenbach dicht aneinander drängten (Bild 6). Um 1840 waren es 14 Pochmühlen und 3 Schmelzhütten, die man nach den Namen ihrer Erbauer oder nachmaligen Besitzer unterschied. Die niedriger gelegenen empfingen das dem Bach entnommene Aufschlagwasser für ihre oberschlächtigen Räder in hölzernen Gerinnen von den nächst höheren. Wie sie miteinander in der Arbeit verknüpft waren, so hatten hier im Wald- und Felsental das altertümliche Menschenwerk und die Natur einen malerischen Bund geschlossen. Zeuge davon ist das bekannte Bild der letzten, bescheidenen, bretterverschalten Schmelzhütte unter dem wie selbstverständlich dazugehörigen hohen Fichtenbaum, der mit seinem Schatten ein Austrocknen des Rasens und damit die gefährlichen Wirkungen des Funkenfluges verhindern sollte.

Unterhalb der im Grunde liegenden neueren Aufbereitungsgebäude des VEB Zinnerz liegt die ehemalige Wäsche IV der alten Zwitterstocksgewerkschaft. Sie wurde als wertvolles bergbauliches Kulturdenkmal unter den Schutz des Gesetzes gestellt und durch das Institut für Denkmalpflege zu Dresden in jahrelanger Arbeit zur betriebsfähigen Schauanlage für ältere Methoden der Altenberger Zinnaufbereitung ausgebaut (Abb. 17). Die Gesamtanlage wurde erhalten; denn die großen Schindeldächer über den niedrigen Außenwänden der beiden zueinander fast im rechten Winkel stehenden Gebäudeteile sind bezeichnend für solche frühe berg- und hüttenmännische Anlagen im Erzgebirge.

Die betriebsfähige Inneneinrichtung der Wäsche IV besteht seit dem Wiederausbau aus vier Reihen zu je zehn Pochstempeln. Das sind schwere Hartholzbalken von 4,50 m Länge und einem Querschnitt von 20 mal 20 cm, die in einem festen hölzernen Rahmen durch eine Nockenwelle (über 50 cm Durchmesser)

SLUB
Wir führen Wissen.

G 5



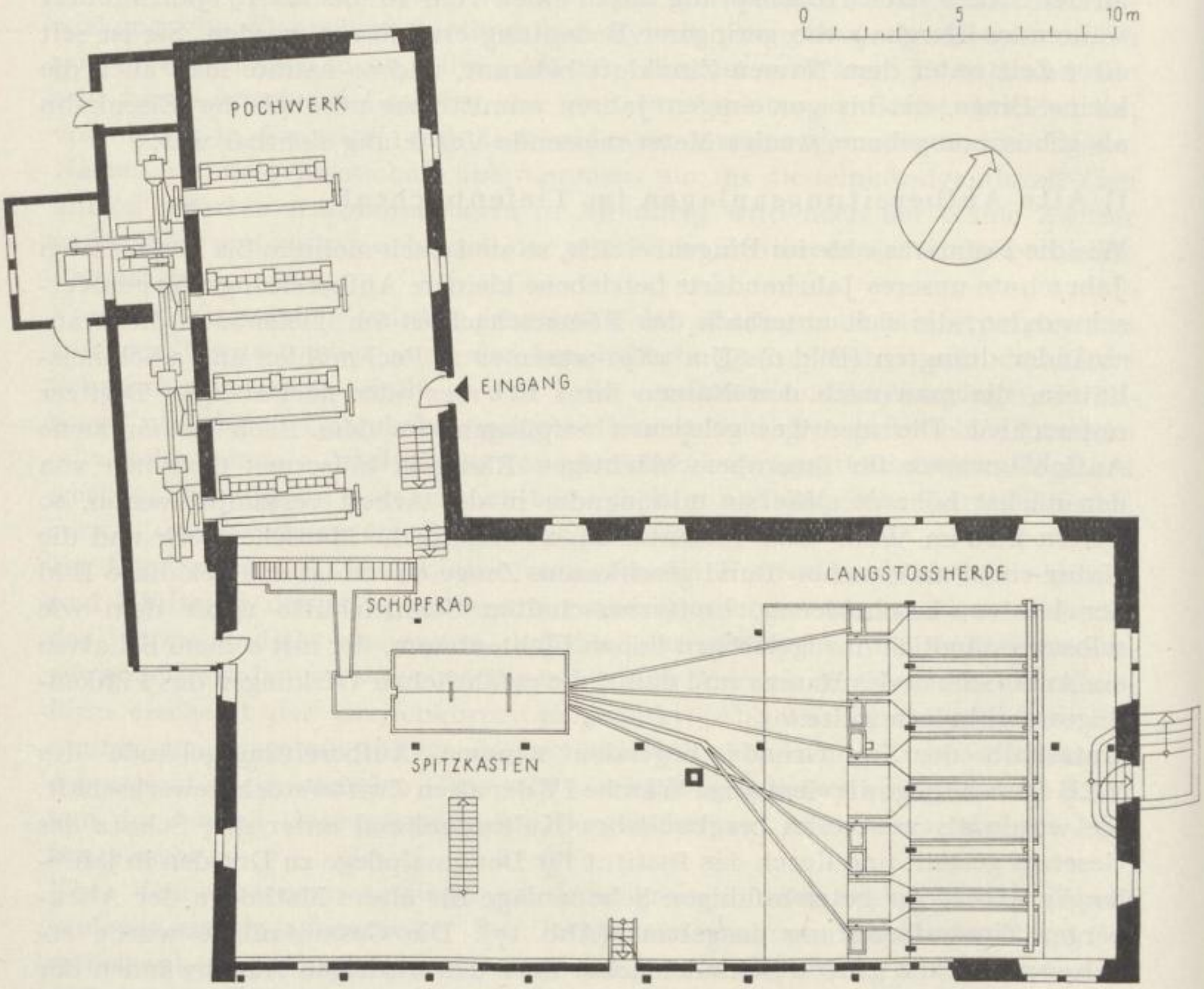


Abb. 17. Alte Zinnwäsche IV in Altenberg, Pochwerkseinrichtung und Ansicht

wechselweise je 20 cm aufgehoben werden und dann wieder herabfallen. Der G 5
aus Schmiedestahl gefertigte Fuß des Pochstempels zerschlägt das in die Pochrinne geschüttete zinnhaltige Zwittergestein, das bereits zu einer Korngröße von etwa 5 cm vorgebrochen wurde. Die aus dem zerschlagenen Zwittergestein und zurinnendem Wasser entstandene rötlich-milchige Pochtrübe fließt dem Schöpfrade zu, das diese in die Spitzkästen hebt. Der nun bereits mit Zinn angereicherte Teil der Trübe wird in Holzgerinnen den „Freiberger" Langstoßherden zugeleitet, die nach Siegfried Sieber im 18. Jahrhundert eingeführt wurden, während die Naßpochwerke bereits in Georg Agricolas Werk „De re metallica" (1556) abgebildet sind. Agricola zeigt nur Kurzherde auf einer Fließbandanlage. Die Langstoßherde bestehen aus Holzkästen von 4,50 m Länge und 1,50 m Breite, die an einem festen Gerüst mit 4 Ketten beweglich aufgehängt und deren Stirnseiten offen sind. Eine Nockenwelle stößt die Langstoßherde an, so daß sie in ruckweise Bewegung kommen. Die dem Langstoßherd zugeflossene Pochtrübe setzt die schweren Teilchen zuerst ab. Die leichten tauben oder erzarmen Bestandteile fließen mit ab. Bei genügender Wiederholung des Waschvorganges bleiben schließlich die schwereren Teile als ein Konzentrat mit 30% Erzgehalt zurück, das das Ausschmelzen lohnt.

Hauptaufgabe der Wäsche IV ist, die ursprüngliche Aufbereitungsanlage nicht nur zu zeigen, sondern in Betrieb vorzuführen. Die museale Ausstattung beschränkt sich deshalb auf wenige zusätzliche Stücke. So versucht eine Folge von Schnittmodellen, die erdgeschichtliche Entstehung des Zwitterstocks zu erklären. Gesteinsproben aus Altenberger Schächten zeigen die Vielfalt der vorkommenden Arten und Formen. Bei erneutem Aufschluß früher verlassener Stollen wurden und werden immer noch bergmännische Gezähe (Werkzeuge) gefunden, solche Belegstücke finden hier Platz. Ein Geländerelief gibt eine gute Übersicht über den Verlauf der Berggräben, die das Betriebswasser für Pochwerke und Wäschen, auch für die Pumpwerke im Schacht heranführten. In einem betriebsfähigen Modell eines Göpelwerkes fördern die im Kreis laufenden Pferde die Tonnen aus dem Schacht. Goethe erwähnt in seinem Reisebericht vom 10. Juli 1813 mehrere solcher Göpelwerke in Altenberg.

Traugott Faber (1786 bis 1863) malte und zeichnete im selben Jahr Ansichten der Stadt Altenberg, auf denen auch Göpelwerke mit ihren bezeichnenden Zeltdächern vorkommen. Das feuchte Klima aber, das ja in einer Erzwäsche herrschen muß, zwang dazu, auf die Ausstellung so wertvoller Aquarelle und mancher anderer empfindlicher Stücke zunächst zu verzichten.

Unter dem Steilhang des Friedhofs, wenige Schritte von der Nordostecke der Wäsche IV entfernt, befindet sich der halb verwachsene Eingang des Neubeschert-Glück-Erbstollens, von dem aus als Ersatz für das ehemalige Schaubergwerk Heinrichssohle die Rothbärthnergrube zugänglich gemacht werden soll.

G 5 g) Flurnamen

Unter den volkstümlichen topographischen Bezeichnungen, den Flurnamen, hat innerhalb des Altenberger Gemeindebezirkes die unbedingte Überzahl ihre Quelle im Bergwesen. Das realistische Denken der Bergleute bildete reine Ortsangaben, wie Grubenweg, uffm Gamsten (-sten = wohl Stein), Rote Kluft oder Benennungen nach den Besitzern: Commethauer (Komotauer), Graupener, Schellen-, Herrenzeche oder Römertreibeschacht. Nach technischen Einrichtungen sind benannt: der wichtige Rade- oder Radtschacht, der Dürre Haspelschacht und wahrscheinlich auch der Bockschacht. Auf Beschaffenheit der Grube verweisen Querzzeche (Quarz), Leim-(Lehm) und Rote Zeche. In guter Erwartung reicher Ausbeute fand man die Namen Hoffnung und Geduld, auf böse Erfahrungen deuten Halbverlohrn, Armer Bruder, Fauler Weg, Haderung, Mistzeche, Scheußer oder Scheißer, vielleicht auch Saustall. Neben diesen Ausdrücken der ungeschminkt harten Bergmannssprache entstammen alter Bergmannsfrömmigkeit Grubenbenennungen wie Christi Geburt, Heiliger Geist, Barbara, Gottesgabe, Engel Gabriel und viele andere. Auch Bezeichnungen wie Drey Gänse, Kühe-Kopf, Keptuch, Rabtuch, Haber-Sense, Pepptopf, Biermaul, Hosewetter finden sich in Balthasar Rösslers „Abriß der Altenbergischen Zwitterstockgebäude“ von 1664 und all den anderen Urkunden aus fünf Jahrhunderten.

h) Zinnausbeute

Das Ausbringen an Zinnerz und an reinem Zinn wechselte naturgemäß nach der Menge und dem Gehalt der Anbrüche, nach der Stärke der Wasserkraftzuflüsse und nach dem Stand der Aufbereitungsmethoden. Die Schwankungen beim Zinn waren nicht ganz so stark wie beim Silber, aber auch recht auffällig. Sichere Zahlen über die Gesamtausbeute lassen sich nicht aufstellen, die Schätzungen gehen weit auseinander. Angaben über einzelne Zeitabschnitte liefern aber ein eindrucksvolles Bild des Ertrages einer nun durch fünf Jahrhunderte gehenden berg- und hüttenmännischen Arbeit.
R. Schumann nimmt auf Grund von Zehntrechnungen für die ersten zwei Jahrzehnte einen Jahresdurchschnitt von etwa 6000 Zentnern an (der Bergzentner wurde zu 53,5 oder zu 52,0 kg gerechnet). Von den reichen Seifen und aus den im Tagebau rasch zu gewinnenden Erzen ist eine solche Menge in der Tat einige Jahrzehnte zu gewinnen gewesen; denn vom 9. Mai 1462 bis zum 25. Dezember 1463 verrechnete der Zehntner 9600,5 „Centner gemachten und gewogenen Zinnes“. Von 1577 bis 1599 lieferten die Gruben 96000 Zentner. Dagegen fiel das Ausbringen 1603 auf 3251,25 Zentner Zinn. Bald darauf aber unterbrach der große Bingenbruch vom Jahre 1620 die Produktion, die sich dann im Dreißigjährigen Krieg, der Sachsen seit 1631 erfaßte, nicht erholen konnte. Auch spätere Jahrzehnte haben die Anfangserfolge nicht wieder erreicht, wie folgende kleine Übersicht zeigt, die E. Reyer (1879) aufgestellt hat:

Jahrzehnt bis	1770	1780	1790	1800	1810	1820	1830	1840	1850	1860	1869	G 5
Zinn in Zentnern	1700	1800	1960	1750	1830	2070	2280	1920	2160	2370	1650	

Noch in unserem Jahrhundert ist die Menge anfangs beträchtlich gewesen, wenn man nicht die Maßstäbe der Weltproduktion, sondern die Ortsverhältnisse zugrunde legt.

Jahrzehnt bis	1909	1919	Jahr:	1920	1921	1922	1923	1924	1925	1926
Zinn in t	229	929		93	84	72	87	79	80	95

Für das erste Jahrzehnt des volkseigenen Betriebes, das eine Periode stärkster Produktionssteigerung war, wird eine Ausbeute an Zinn von 2000 t gemeldet.
Wir gehen ein überaus bezeichnendes Stück allgemeiner Wirtschaftsgeschichte ab, wenn wir das Altenberger Produkt als Abgabe und Handelsgegenstand betrachten. Die ersten großen Nutznießer waren die Landesfürsten, die mindestens seit dem Erwerb des Zinngebietes als Landes- und Grundherren in einer Person von den Fundgrübnern den Zehnten, von den Kaufleuten Geleitgeld und Waagegebühren beanspruchten; abgesehen davon erhielten sie Ausbeute aus Gruben, an denen sie selbst beteiligt waren.
In Fäßchen verpackt, nahm das Ballenzinn seinen Weg aus der Schmelzhütte in die Welt. Einheimische und reisende Händler kauften es in der Anfangszeit gewiß den einzelnen Erzeugern ab; denn die Zinnhütte war nur ein Lohnbetrieb — jede Grube mußte auf eigene Rechnung das Erz ausschmelzen lassen. Das hat sehr bald dazu geführt, dem frühkapitalistischen Verlagssystem Eingang in den Zinnhandel zu verschaffen. Schon 1490 gründeten süddeutsche Geldgeber mit einem Kapital von 30000 Gulden, also mit einem an Fuggersche Verhältnisse heranreichenden Betrag, eine Zinnhandelsgesellschaft, die sogleich ein Monopol anstrebte. An weiteren Versuchen, den Zinnhandel zu monopolisieren, hat es nicht gefehlt — fehlgeschlagen sind jedoch alle. Erst die Zwitterstocksgesellschaft hatte von 1663/64 an den gesamten hiesigen Bergbau inne und besaß damit ein Monopol der Zinnerzeugung und des Zinnhandels wenigstens für Altenberg.

i) Heutiger Bergbau

Der moderne Zinnbergbau von Altenberg geht noch immer im Bereich der Binge vom Römerschacht aus vor sich. Die wichtigste Aufgabe für den VEB Zinnerz während des ersten Fünfjahrplanes war die Schaffung eines geschlossenen Abbauringes um das gesamte Bruchgebiet. Von der 6. Abbausohle, in einer Tiefe von 172 m unter Tage, führten im Jahre 1956 über 80 Rollen (kurze Schächte) hinab zu dem 193 m unter Tage befindlichen Füllort auf der als Förderstrecke ausgebauten 7. Sohle (Bild 8). Von hier aus bringt die Grubenbahn die aus dem Bingenbruch entnommenen Erze zum Fördergestell des Schachtes.

SLUB
Wir führen Wissen.

G 5 Die Neuanlage gestattete eine gleichmäßige Verteilung der Schuborte, und dadurch konnte die Erzgewinnung bedeutend erhöht werden.
Während der Jahre des ersten Fünfjahrplanes bewältigte das Werk noch weitere umfangreiche technische und organisatorische Umstellungen: Anlegung eines Ablaufberges für leere Hunde auf der Fördersohle, Erneuerung der Grubenbahn auf der zur Förderung beibehaltenen 5. Sohle und Hinzufügung einer Brecheranlage über Tage zu der unter Tage vorhandenen. Eine sehr wichtige Aufgabe war die Schaffung von Bunkern, die mehrere hundert Tonnen Erz aufbewahren und dadurch die Arbeit unabhängig von den begrenzten Möglichkeiten der Schachtförderung machen. Der Einbau von zweistöckigen Fahrgestellen im Römerschacht erforderte die Erhöhung des Förderturmes auf dem Dach des Schachtgebäudes, der die Aufstellung einer zweiten Fördermaschine für diesen Schacht folgte. Die Belüftung wird nicht mehr wie früher der an sich nicht schlechten natürlichen Bewetterung überlassen, sondern ein neuer Grubenentlüfter bringt frischen Wetterstrom von der Roten Zeche her und vermag 100000 cbm Luft in einer Stunde zu bewegen und vor allem die langsam abziehenden Schießschwaden rasch zu beseitigen. Die Wetterstrecke ist zugleich als Fluchtweg für den Fall einer Absperrung des Römerschachtes hergerichtet.
Durch diese Maßnahmen wurde die Erzgewinnung bedeutend erhöht. Wenn die Förderleistung vor 1945 mit 100% angesetzt wird, so wurden 1952: 100%, 1953: 126%, 1954: 180%, 1955: 181% erreicht. Im Durchschnitt brachte es der einzelne Bergmann im Schubortbetrieb auf eine Tagesleistung von 30 bis 35 Tonnen bei jeder Schicht. Aber die Arbeit ist sehr anstrengend, weil die Erzmassen nur durch viel Kraft und Geschicklichkeit gelockert und gelenkt werden können. Ein neukonstruiertes Schlaggerät soll deshalb die schwere körperliche Arbeit des Zertrümmerns der großen Steine ersetzen.
In Erfüllung der zukünftigen volkswirtschaftlichen Aufgaben ist eine weitere Steigerung der Abbauleistungen im Gange. Als wesentlichste Neuerung gilt das Abteufen eines zweiten Schachtes, des jetzt etwa 80 m tiefen Zentral- oder Neuschachtes 500 m südlich vom alten Römerschacht, der durch das Fortschreiten des Bingenbruches bedroht ist. In der 5. und 8. Sohle wird der Zentralschacht mit dem alten Abbausystem verbunden. Er erhält eine durch ganz wenig Arbeitskräfte zu bedienende automatische Förderanlage, eine Fahrstuhleinrichtung für Mannschaft und für Erz, eine Fließbandanlage, Backenbrecher und Erzbunker. Die bisher betriebenen beiden Aufbereitungswerke werden in seinem Bereich durch ein drittes vermehrt. Da der neue Schacht zum Mittelpunkt des gesamten Betriebes werden soll, wird er mit allen nötigen Nebenanlagen versehen, mit Schalthaus, Belegschaftsgebäude, Küche, Sanitäts- und Rettungsstelle, Werkstätten, Magazinen und Speiseräumen.
Trotz aller Erfahrungen und moderner Fortschritte hat die heutige Bergwerkstechnik noch kein völlig befriedigendes Verfahren für die Aufbereitung der Zinnerze gefunden (GERSTENBERGER 1956). Darum lehnt sich dieser nicht minder wichtige Prozeß auch heute noch an die früher geübten Methoden an, auf die deshalb hier nochmals kurz eingegangen sei (s. G 5 f).

Das sehr harte Gestein wurde ehedem schon beim Abbau durch das Feuersetzen G 5
mürbe gebrannt und nach nochmaligem Rösten im Freien, wodurch zugleich die gefährlichen Beimengungen von Schwefel und Arsen herausgetrieben wurden, zwischen Mühlsteinen zerrieben. In fließendem Wasser wurde nach dem Prinzip der Schwerkraftaufbereitung aus dem Mehl das schwere Zinn herausgewaschen und grob sortiert.

In der Folgezeit stampfte man das Erz im Pochwerk. Sehr wirksam verbessert hat der Dippoldiswalder Bergherr und Amtmann Sigismund von Maltitz 1507 das Verfahren durch seine Erfindung des Naßpochwerkes. Er ließ in die Pochpfannen mit den Erzstücken, in die hinein die Stempel schlugen, Wasser laufen, so daß sowohl die gefährliche Staubentwicklung wie der Verlust wertvollen Metalles vermieden wurden; denn das wieder abfließende Wasser setzte das mitgespülte Erzmehl nach seiner Schwere, mithin nach seinem Erzgehalt, gestaffelt ab.

Infolge der Feinheit der Zinnteilchen gelangte bei allen älteren Verfahrensweisen aber immer noch so viel Zinn in den Tiefenbach und in die Müglitz, daß es etliche Kilometer unterhalb der Wäsche lohnte, das Bachbett in Abständen auszuheben und noch einmal zu verwaschen. Meist konnte noch feinstes Zinnerz in reichlicher Menge aus dem Sand und Schlamm des Flußbettes gesammelt werden. Die Nutzung der sogenannten „Flut“ galt als einträgliches Vorrecht der Grundherren, die sie teils verpachteten, teils selbst mit Lohnarbeitern betrieben.

Im Jahre 1780 wurden die noch bis 1952 benutzten Freiberger Langstoßherde eingeführt, die in Verbindung mit Spitzkästen eine ununterbrochene Aufbereitung gewährleisteten. Man lernte immer besser, die Verluste an wertvollem Pochschlamm zu vermindern und auch andere brauchbare Mineralien auszuscheiden. In dem 1938 erbauten Schwarzwasserwerk kam kurzfristig für die Dauer des Krieges ein Flotationsverfahren zur Anwendung, wobei die Unterschiede in der Schwimmfähigkeit verschiedener Mineralien ausgenutzt werden; an seine Stelle trat aber nach dem Krieg zunächst wieder die naßmechanische Aufbereitung.

Jetzt wird das schon im Bergwerk zerkleinerte Erz in riesigen Trommeln, den Hohlzylindern der Kugelmühlen, durch darin herumgeschleuderte Stahlkugeln zermalmt; auf Schwingherden wird der Pochschlich unter Wasserzusatz dreifach gesondert: in schmelzfähiges Konzentrat, in Mittelgut, das nochmals durch die Mühle geht, und in Abfall oder „Berge“, die in die Spülkippe geleitet werden. Man hat in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts den Metallgehalt des Konzentrats von durchschnittlich 41 auf 45% gebracht, arbeitet aber fortgesetzt daran, den Prozentsatz an reinem Zinn weiter zu erhöhen. Die Schwierigkeiten der Aufbereitung beruhen in erster Linie darin, daß die Erze gemäß der Entstehung der Lagerstätte sehr ungleichmäßig verteilt und durch den Bingenbruch noch mehr durcheinandergeworfen worden sind. Außerdem bewirkt die Feinheit der Zinnkörnchen immer noch Verluste. Die gebrochene Gesteinsmasse muß — ohne vorherige Scheidung in gehaltvolle und wertlose Stücke — zusammen aufbereitet werden. Das rohe Erz enthält nur 0,1 bis 0,9%, im Durch-

G 5 schnitt gewöhnlich 0,3% reines Metall. Die kostspielige und verhältnismäßig wenig ergiebige Aufbereitung lohnt deshalb, weil der Bruch- und Schubortabbau so billig ist.

Das wegen seiner Reinheit berühmte Altenberger Feinzinn wurde, in der Geschichte der Bergbautechnik ein einzig dastehender Fall, bis 1939 an Ort und Stelle in den kleinen, altertümlichen Hütten des Tiefen Grundes ausgeschmolzen und trat von Altenberg aus seinen Weg in die Welt an. Der Verhüttungsprozeß bestand aus folgenden Hauptvorgängen: Das Rösten — ursprünglich, um Vergiftungen zu vermeiden, im Freien stattfindend — entfernte Schwefel und Arsen, das Lösen in Salzsäure schied Wismut als Chlorid ab, das Glühen mit Soda band Wolfram als Natriumwolframat. Damit waren die unvermeidlichen Beimengungen abgeschieden und konnten nutzbar gemacht werden. Das übrigbleibende Zinnerz wurde in Herdflammöfen mit Anthrazit und Kalk zu chemisch fast reinem Zinn reduziert. Wismutchlorid, dessen die medizinische Behandlung bedarf, und technisches Wolfram, das den Stahl härtet, fielen als wertvolle Nebenprodukte an.

Heute wird das Altenberger Konzentrat in der neuen Zinnhütte in Freiberg zusammen mit den anderen sächsischen Zinnerzen aus Ehrenfriedersdorf und Tannenbergsthal zu Mischzinn verarbeitet. Auf die eine Zeitlang bewußt außer acht gelassene Erfassung von Wolfram, Molybdän, Wismut und Arsen soll künftig wieder das Augenmerk gerichtet werden.

Als Antriebskraft für das gesamte Altenberger Werk dient aus dem Verbundnetz entnommener elektrischer Strom, nicht mehr das herangeleitete Wasser und auch nicht mehr mit dessen Hilfe innerhalb der Grube erzeugte Elektrizität. Aber der Bedarf an Wasser für die eigentliche Erzaufbereitung ist immer noch sehr beträchtlich; für 1 t durchgeführtes Erz benötigt man 6 bis 7 cbm Wasser. Es wird aus den zusammen 550000 cbm speichernden Staubecken der beiden Kunstteiche und aus dem Aschergraben (Bild 12) entnommen.

Das immer noch nicht befriedigend gelöste Problem der Unterbringung der abfallenden Sandmengen, der „Berge“ (Bild 9), hat man zunächst durch Anlegen der Spülkippe im Tiefenbachgrund bewältigt. Aus hochgebauten Rinnen strömen durch Eisenoxyd rot gefärbte, gurgelnde Wässer und spülen die Abfallmassen der Erzwäsche in tiefrot glänzende Schlammteiche, die in drei Stufen angelegt sind. Sie werden durch einen trocken gemauerten Schwergewichtsdamm abgeschlossen, der auf Grund seiner Masse die erforderliche Festigkeit gewinnt und bei einem Fußdurchmesser von 80 m eine Höhe von 70 m erhält. Auf der weniger steilen Außenseite soll er mit Erde und Rasen bedeckt und mit Wald bepflanzt werden.

Die Teile der „Berge“, die bereits trocken geworden sind, färben sich infolge des Auslaugens des Eisengehaltes graugrünlich. Schon ist mit ihnen der hier verfügbare Raum weitgehend gefüllt, und es meldet sich wieder das schwierige Problem des Altenberger Bergbaus, die Abfallmassen unterzubringen. Deshalb ist ein weiterer Bau einer Spülkippe im Tal des Kleinen Bielbaches vorgesehen.

Leider fielen den Zerstörungen des zweiten Weltkrieges viele der Gebäude zum Opfer, die den großen Stadtbrand von 1876 überstanden und den Charakter der alten Bergstadt wesentlich bestimmt hatten: der Bergfaktoreihof mit seinen mächtigen Walmdächern, das alte Amtshaus mit mittelalterlichen Kellern, die meisten der bis dahin noch vorhandenen Häuser mit Umgebinde; ferner schöne

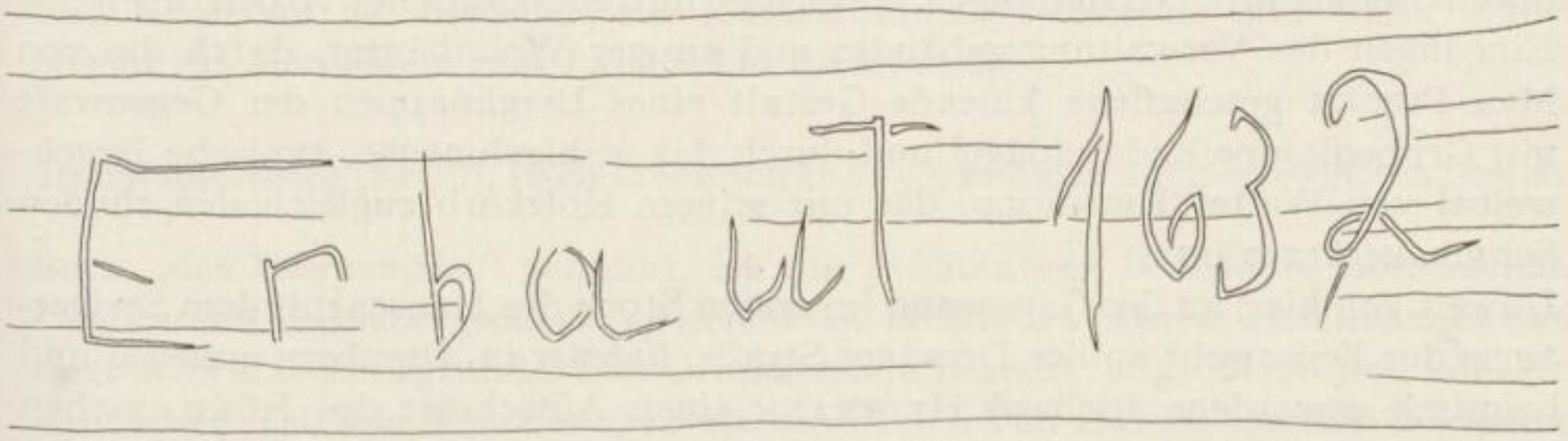


Abb. 18. Inschrift am Deckenbalken des Hauses Bachstraße 15 in Altenberg

Fachwerkhäuser, darunter das durch Spruchinschriften gezierte Weidenmüllersche, und die große Bergmannskirche. So finden wir heute nur noch wenig, was aus früheren Jahrhunderten bewahrt werden konnte. Von den alten Umgebindehäusern verblieben nur das kleine Wohnhaus Römerstraße 6, das einfache Pfosten und Kopfbänder sowie eine Bohlenstube besitzt, und die „Wäsche IV". Im Winkel zwischen Teplitzer und Geisinger Straße schart sich eine Gruppe Alt-Altenberger Häuser mit schindelbeschlagenen Dächern und Giebeln, mit Heubodentüren im Obergeschoß und mit Gleitstangen zum Emporziehen der Heubündel. Es finden sich auch noch einiges gute Fachwerk und einfache, sandsteinerne Türgewände aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Das älteste vollständig erhaltene Haus ist wahrscheinlich das in der Bachstraße 15 mit der Jahreszahl 1632 am Deckenbalken der Werkstatt (Abb. 18). Ursprünglich war es ein auffallend großes Umgebindehaus, dessen profilierte Deckenbalken zum Teil noch sichtbar sind.

Von Neubauten, an denen ernstes Bemühen um Wahrung der örtlichen Bautradition abzulesen ist, sind zu nennen das für starken Sportverkehr eingerichtete Empfangsgebäude im Bahnhof, die Schule an der Dresdner Straße, der an das Faktoreigebäude erinnernde große „Berghof Raupennest" an der Straße nach Zinnwald und das Gasthaus „Bergglöckchen". Besonders wirksam füllt den ihm zugewiesenen Platz das Stadtkaffee, ebenso der neue Amtshof und, mit guten älteren Einzelheiten, „Stadt Dresden" und Büttners Gaststätte. Bei den meisten neuen Häusern äußern sich eine erfreuliche Beachtung der klimabedingten Zweckmäßigkeit, verbunden mit dem Sinn für schlichte Schönheit, Anschluß an gute Überlieferung und ein berechtigter Stolz auf alles, was heimat- und landschaftsverbunden ist.

G 5 Der Stadtkern mit seinen dreigeschossigen Bauten ist völlig neu errichtet worden. Beherrschend steht in seiner Mitte das Verwaltungsgebäude des VEB Zinnerz. Zusammen mit zwei Flügelbauten, die Geschäfte, Bergmannswohnungen und die Räume der Stadtverwaltung beherbergen, umschließt es den mauergestützten „Platz des Bergmanns". Gebirgs- und Bergstadtcharakter sucht man an diesen Gebäuden beizubehalten durch Steildächer im Neigungswinkel von etwa 50°, durch Holzverschalung des zweiten, obersten Stockwerkes, durch Reliefs mit Darstellungen berg- und hüttenmännischer Arbeit über den Eingängen des Verwaltungsgebäudes und einiger Wohnhäuser, durch die von Max Pirоch geschaffene kniende Gestalt eines Bergknappen der Gegenwart mit Grubenlampe und Schlägel und durch das wohlgelungene, typische Buschweibel von Walter Reinhold, das mit seinem Holzkorb zugleich den runden Schmuckerker trägt.

Unweit von hier, an der Gangwand im ersten Stock des Hauses mit dem Steigerturm der Feuerwehr an der Dresdner Straße, hat der in Altenberg ansässig und heimisch gewordene Richard Heinmann einen Ausschnitt des Rösslerschen Risses von Altenberg in Vergrößerung gemalt: die lockere, wenig geregelte Anlage der Stadt des 17. Jahrhunderts (1664) tritt ebenso klar hervor wie die wichtigsten Gebäude und eine Anzahl Bergwerkskauen, Göpel und Schmelzhütten mit der unerläßlichen Binge. Derselbe Maler hat den Flur des Hauses Bachstraße 9 mit der Darstellung eines Bergmannes vor dem altenbergischen Stadtbild geschmückt. Im großen Gastzimmer des „Knappensaales" (Kulturhaus) führen Wandgemälde von Johannes Kügler, Dresden, in zwei Triptychen altenbergische Bergwerksarbeit und altenbergische Bergleute aus Vergangenheit und Gegenwart anregend vor Augen. Ortsgemäß sind auch der kleine Bergmannsbrunnen in der Stützmauer des ehemaligen Kirchhofes und das große Schiläuferstandbild neben der Stadtschule, gegenüber dem Start- und Zielplatz winterlicher Sportwettbewerbe.

Zwischen dem Platz des Bergmanns und dem Breiten Markt, an verkehrsreicher Stelle ungefähr an ihrem ehemaligen Platz, ist eine Postsäule wieder errichtet worden, ein schlanker Obelisk auf hohem Sockel, versehen mit einem gemeißelten Posthorn, der Jahreszahl 1722 und zwei Wappenpaaren. Aber im Unterschied zu der Mehrzahl dieser Distanzsäulen Augusts des Starken finden wir nur das kurfürstlich und das herzoglich sächsische Wappen, nicht das königlich polnische. Es fehlen auch alle Entfernungsangaben. Die Säule ist nach dem ersten Weltkrieg im Mittelteil unrichtig erneuert worden; die in Bärenstein kann jedenfalls Anspruch auf größere Echtheit erheben. Ihr nahe steht ein gedrungener etwa hundertjähriger Meilenstein. Den beiden Hilfsmitteln inländischen Verkehrs gesellen sich zwei Zeichen zu, die Altenberg in das Gradnetz der Erde einknüpfen, zwei Meridiansteine, der eine hinter dem Berghof Raupennest und der andere in rund 1000 m Entfernung an einem Feldweg hinter der Neustädter Straße. Eine Inschrift besagt, daß durch sie im Jahre 1832 „der wahre Meridian von Altenberg" (13° 34′ 4″ ö. L.) festgelegt worden ist. Der Anlaß sie aufzurichten, war jedenfalls die in jener Zeit für die Neu-

ansetzung der Grundsteuer angeordnete allgemeine Landesvermessung, der wir auch die so wertvollen Flurkrokis verdanken. G 5

Sammel- und Ausstrahlungspunkt des modernen Verkehrs sind der Bahnhof und der Platz des Bergmanns. Durch die am stärksten befahrene Kraftverkehrslinie von Dresden nach Zinnwald werden auch Dippoldiswalde, Schmiedeberg und Kipsdorf mit Altenberg verbunden. Pirna, Gottleuba, Lauenstein, Schellerhau und Olbernhau sind ebenfalls durch Autobusse zu erreichen. Von Dresden und Heidenau her befördert die Müglitztalbahn Fahrgäste und Güter, dabei Glashütte, Bärenstein und Lauenstein berührend.

Raupennestberg (825 m, Höhenmeßpunkt 823,5 m nicht auf der höchsten Stelle), **G 6**

kurz „das Raupennest“ genannt, ist die größtenteils bewaldete nordöstliche Bastion des Kahlebergsockels zwischen der Senke des oberen Tiefenbaches und dem Schwarzwassergrunde. Das Grundgestein besteht im größeren und höheren westlichen Teil aus Teplitzer Quarzporphyr, den von Zwitterbändern begleitete Imprägnationsklüfte durchziehen. Deshalb hat auch hier etwas Zinnbergbau stattgefunden. In seinem östlichen Teil tritt ohne einen im Relief bemerkbaren Übergang Granitporphyr auf.

Raupennest schlechthin oder Raupennests Holz wird der dortige Wald genannt. Er trägt seinen Namen nach den ersten und führenden Bergherren in Altenberg, der aus Graupen kommenden Familie Raupennest. Sie besaß Fundgruben und den Wald auf der nach ihr benannten Höhe und ist noch 1540, also mindestens 100 Jahre lang, in Altenberg nachweisbar.

Auf der Höhe des Berges liegt das „Alte Raupennest“, ein bekanntes Wirtshaus, in dem der ehemalige Besitzer Max Nacke Lieder und Erzählungen in erzgebirgischer, wenn auch nicht rein bodenständiger Mundart einer immer empfänglichen Hörerschaft vortrug. Der Brauch wird auch noch nach seinem Tode aufrechterhalten.

Sanatorium Raupennest **G 7**

Die Aktiengesellschaft Sächsische Werke, damals die Besitzerin der besten sächsischen Braunkohlengruben, errichtete Ende der zwanziger Jahre das vornehme Hotel „Berghof Raupennest“, von der Bevölkerung „Neues Raupennest“ genannt. Seine etwas massige Gebirgshausform erinnert wohl bewußt an das ehemalige Gewerkenhaus in Altenberg. Die Wände des großen Gastzimmers hatte der Tiroler Maler Rudolf Stolz, ein Schüler von Egger-Lienz und Hodler, mit trefflichen, geschichtlich treuen Bildern einer Bergparade ausgestaltet; leider sind diese nicht erhalten, da das Haus wie sein Vorbild am Ende des Krieges ausbrannte. Die Sozialversicherung hat es in den Jahren 1950/51 als Genesungsheim wiederausgebaut und eine schöne Empfangshalle, wohnliche Gästezimmer und Aufenthaltsräume, Bäder und Liegehallen geschaffen. Das Haus gilt als erstes Sanatorium unserer Republik für Unfall- und Sportverletzte.

G 7 Durch 3 Ärzte und mehr als 70 medizinische und technische Fachkräfte können hier 150 Verletzte nach vollendeter Krankenhausbehandlung betreut und völliger Genesung entgegengeführt werden.

G 8 Goethe-Denkmal

Als GOETHE 1813 von Teplitz aus das Zinnerzgebiet besuchte, wanderte er am 10. Juli auf dem Aschergrabensteig von Zinnwald nach Altenberg und freute sich, wie er selbst berichtet, des angenehmen Weges, des Blickes auf „die sich abstufenden Berge und Hügel zwischen hier und der Elbe", auf die Stadt Geising im Tal, auf die hohen Felswände der Binge und den „mit Fichten wohlbewachsenen Geisingberg". Seine Absicht, das Altenberger Bergwerk kennenzulernen, konnte er jedoch nur zum Teil verwirklichen, da er gerade an einem bergmännischen Feiertag eintraf. Er sah dafür die ganze Knappschaft „im Putz und Ornat", hörte einen Teil der „in hergebrachten bergmännischen Phrasen" gehaltenen Bergpredigt, suchte Gesteine auf den Halden und ließ sich von seinem Führer und einem Einwohner die Pochwerke erklären. Am Abend traf er sich in Zinnwald mit dem literarisch tätigen, ungemein tüchtigen Altenberger Bergamtsassessor SCHMIDT, der ihm die gewünschten Auskünfte über den Zwitterstocksbetrieb gab.
An diesen Besuch GOETHES erinnert das 1913 errichtete Denkmal am Aschergraben. Ein hoher Block aus Granitporphyr, dem Gestein des Untergrundes, trägt das Bronzebild des großen Mannes und einen Hinweis auf seinen Besuch. Ein zweiter Stein hält des Dichters eigene Worte aus „Künstlers Apotheose" fest:

Es wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf seinesgleichen;
denn was ein guter Mensch erreichen kann,
ist nicht im Raum des engen Lebens zu erreichen.
Drum lebt er auch nach seinem Tode fort
und ist so wirksam, als er lebte.
Die gute Tat, das schöne Wort,
es strebt unsterblich, wie er sterblich strebte.

G 9 Aschergraben

Da der Altenberger Zwitterstock gerade auf einer Wasserscheide liegt, machte sich bald nach der Entstehung des Bergbaus ein Mangel an Nutzwasser, vor allem für die Pochwerke, bemerkbar. Deshalb wurde bereits um 1460 die erste künstliche Wasserzuführung eingerichtet. Dieser Aschergraben ist in einem Kaufvertrag aus dem Jahre 1464 zwischen Hans MÜNZER und den Altenberger Gewerken genannt.
Für das erste Stück der Anlage am flachen Wald- und Wiesenhang des Zinnwaldberges oder „Toten Kindes" — wohl die Bezeichnung eines zeitig wieder

aufgegebenen Bergwerkes — wurde ein natürlicher Wasserlauf verwendet. Un- G 9
mittelbar nach seinem Zusammentreffen mit dem Pfarrwiesenbach beginnt dann der ausgebaute Graben wie der Neugraben mit dem geringstmöglichen Gefälle. Er begleitet den Bach des Zinnwaldgrundes, quert das Heerwasser und fließt in scharfem Bogen am Hang der Scharspitze entlang in das Schwarzwassertal, um sich danach unter der Geisinger Straße hindurch den Aufbereitungswerken zuzuwenden. Wo er auf das Heerwasser und auf das Schwarzwasser trifft, regelt eine sinnreiche, einfache Schiebervorrichtung das Weiterfließen des Wassers nach dem Graben oder zum Bach. Bei einer Gesamtlänge von etwa 7 km mit der natürlichen Quellader, ohne diese sind es knapp 6 km, und seinem Höhenunterschied von 80 m hat der Aschergraben fast dasselbe geringe Gefälle wie der 100 Jahre jüngere Neugraben, nämlich 1 : 87,5. Überall dort, wo er nicht im Schutz des Waldes verläuft, ist er gegen Schneeverwehungen und hereinstürzendes Geröll mit Brettbelag verdeckt. In den Jahren zwischen 1916 und 1945 kam die Hauptmenge des Wassers dem Kraftwerk in einem am Tiefenbach gelegenen Hüttengebäude zugute und erzeugte bei 200 Sekundenlitern Aufschlagwasser und 96 m Gefälle 140 Kilowatt Drehstrom zu 5000 Volt.
Neben Köhlern arbeiteten in der Gegend des Grabens in früher Zeit Aschebrenner (Ascher, Äscher) und gewannen durch Verbrennen von Holz pottaschehaltige Rückstände, die im Mittelalter zur Herstellung von Laugen für die Seifensiederei, Färberei und Bleicherei, in noch größeren Mengen aber von den Glashütten benutzt wurden. Ihr Wert für die Wirtschaft jener Zeit geht daraus hervor, daß Asche aus den Ostseeländern ein begehrter Handelsgegenstand der Hanse war. Dem Bergbau und seinen Köhlern mußte aber der Äscher weichen.

Paradies G 10

ist der allzu hoffnungsvolle Name einer Fundgrube an der Straße von Altenberg nach Rehefeld, in der man einst Zinn- und Kupfererz abbaute. Sie mußte, wie die meisten Kleinanlagen im 19. Jahrhundert, aufgelassen werden. Auf einer niedrigen Halde steht noch das kleine Huthaus. In dessen unmittelbarer Nähe ist ein Stollen in südöstlicher Richtung nach dem Nordhang des Kahleberges getrieben worden, der das Randgebiet des hier in Greisen umgewandelten Schellerhauer Granits und feine Gangspalten mit spärlichem Zinnerz durchstoßen hat und im Quarzporphyr auf Trümer, Gänge von geringer Ausdehnung mit ebenfalls nur minderem Erzgehalt, traf. Das verlassene Grubengebäude erwarb der Staat und überließ es einem Forstinvaliden als einsame Wohnung und zum Betrieb einer kleinen Gastwirtschaft. Heute dient es als Wanderhütte.

Kahleberg (905,1 m) G 11

80 m höher als der Geising, ist der Kahleberg auf unserem Staatsgebiet die höchste Erhebung des Osterzgebirges. Als langgezogene Platte, die den Kamm nur um 40 bis 50 m übersteigt, tritt er aber im Landschaftsbild viel weniger her-

G 11 vor als sein markanter Nachbar, der Geising. Er ist ein Glied des ausgedehnten Quarzporphyrhärtlings, der von Teplice (Teplitz) bis fast nach Dippoldiswalde zieht und der an dieser Stelle noch nachträglich von Klüften aus mit Kieselsäure durchtränkt und gefestigt worden ist.

Der Porphyr des Kahleberges, in dem die Grundmasse meist vorherrscht und die Einsprenglinge — hauptsächlich Quarze — kaum die Größe eines Stecknadelkopfes erreichen, neigt zu plattiger Absonderung (K. Dalmer 1908). Er gehört noch zur Imprägnationszone des Schellerhauer Granits und enthält infolgedessen mehrfach schwache und auch stärkere Gänge von Topas und Zinnstein. Daß die letzteren nicht bloß in jüngerer Zeit durch die „Paradiesfundgrube", sondern auch in älteren Zeiten abgebaut worden sind, geht aus einer Reihe kleiner Bingen hervor, die vom Vermessungsturm aus in nordnordwestlicher Richtung am Hang sichtbar sind. Ein noch festeres Gestein ist im Erzgebirge dem Bergmann kaum begegnet.

Bei der Erstarrung des Porphyrmagmas entstandene Klüfte haben selbst bei diesem harten Gestein der Verwitterung Vorschub geleistet. An den Hängen liegen überall die Blockhalden, und den steilen Südwesthang bedeckt ein wahrer, hochgebirgsmäßiger Blockstrom, der „Grüne Stein", in dem wenige verkrüppelte Fichten um ihr Dasein kämpfen. Weil der Quarzporphyr durch chemische Verwitterung nur wenig angegriffen wird, sind die meisten Blöcke scharfkantig und spitzeckig geblieben und wirken, wie die Felsrippen am Fuße des Blockstromes, noch auffällig frisch.

Der niedrige Steinturm aus dem Jahre 1865 dient der Landesvermessung, das daneben hochaufragende Holzgerüst der Beobachtung des Waldes und etwa aufkommender Brände. Wir bedürfen der erhöhten Standpunkte nicht, um eine prächtige Sicht zu genießen (Bilder 10 und 11): Von einem helleren Wiesen- und einem dunkleren Waldrahmen umschlossen, glänzen seeartig die beiden Galgenteiche herauf. Nach Norden und Osten dehnen sich Rücken mit Feld- und Waldstücken aus; den Süden und Westen verkleidet der Fichtenhochwald.

Im Stau des Kahleberges entstehen infolge des Vorherrschens feuchtigkeitsgeladener westlicher Luftströmungen häufig Steigungsregen, die schon in Rehefeld wirksam werden (dort 1078 mm Jahressumme der Niederschläge). Die starken Niederschläge speisen einen Kranz von Mooren um das Kahleberg-Lugsteingebiet und machen es zu einem bedeutenden Quellzentrum (Abb. 14). Abgestorbene Wipfel, vielfach kahle, gekrümmte Äste und nach Osten gezerrte Zweige zeugen von Winterstürmen und Rauhreiflast auf der Gipfelfläche des Berges.

Für die Entwicklung der Vegetation sind im Naturschutzgebiet Kahleberg der geologische Untergrund und seine unmittelbaren Verwitterungsprodukte von ungleich größerer Bedeutung als anderwärts. Innerhalb des Blockmeeres macht das nahezu völlige Fehlen von Feinerde die Existenz von wurzelnden Pflanzen unmöglich. Auf der Hochfläche des Berges ist der blockreiche Untergrund nur von einer dünnen Rohhumusschicht überdeckt, am Bergfuß dagegen findet sich ein etwas tiefgründigerer Boden auf oberflächlich stark zermürbtem Granit.

Diesen eben genannten, vor allem edaphisch (bodenbedingt) unterschiedenen Bezirken ist auch eine unterschiedliche Phanerogamenvegetation (Blütenpflanzen) zugeordnet. Natürlich ist nirgends mehr ein auch nur einigermaßen ursprüngliches Waldbild anzutreffen. Die vorhandenen Unterschiede prägen sich deshalb lediglich floristisch aus. G 11

Im Fichtenwald der Hochfläche ist relativ wenig Unterwuchs vorhanden: Drahtschmiele *(Deschampsia flexuosa)* und etwas Heidelbeere *(Vaccinium myrtillum)*, an lichteren Stellen auch Wolliges Reitgras *(Calamagrostis villosa)*. An den Oberhangkanten und an der Ostseite der Hochfläche tritt — trockenere Bezirke anzeigend — Preiselbeere *(Vaccinium vitis-idaea)* auf. Stauden und Hochstauden des Fichtenwaldes fehlen fast völlig, lediglich der Dornige Wurmfarn *(Dryopteris filix-mas)* kann das Bild etwas beleben.

Am Hangfuß ist die Vegetation durch die größere Frische des Bodens besser entwickelt. Zwischen die Fichten sind Ebereschen, vereinzelt auch Birken eingestreut. Zu den oben erwähnten Pflanzen der Bodenvegetation gesellen sich noch Fuchs-Kreuzkraut *(Senecio fuchsii)*, Hain-Kreuzkraut *(S. nemorensis)*, Siebenstern *(Trientalis europaea)* und Rippenfarn *(Blechnum spicant)*. An vernäßten Stellen gewinnen Torfmoose die Überhand.

Der interessanteste Biotop am Kahleberg wird jedoch zweifelsohne von den Blockhalden gebildet. Extrem ungünstige Bedingungen sind hier vereint. Das fast vollständige Fehlen von Verwitterungsboden läßt eine Phanerogamenvegetation nur in winzigen Inselchen aufkommen. Verkrüppelte, halb abgestorbene und vom Wind zerzauste „Wetterfichten“ und Ebereschen zeugen von den Nordwest-Stürmen, die hier mit unverminderter Wucht auf die von Norden bis Westen exponierten Hänge des Berges treffen.

Der ungünstige Einfluß des Sturmes wirkt sich insbesondere bei den Fichten im Winter als Frosttrocknis aus. In diesem Zusammenhang ist bemerkenswert, daß die im Schutze des Schnees liegenden unteren Äste sehr gut und regelmäßig ausgebildet sind. In einigen Fällen scheinen diese den Blöcken direkt aufliegenden Äste sogar von entscheidender Bedeutung für die weitere Existenz des Baumes zu sein.

Neben den Bäumen, die hier nicht viel höher als 3 m werden, sind noch einzelne kleinere, nordwestlich des Turmes auch größere Flecken von Zwergstrauchheiden in die Blockhalden eingestreut. Extreme Flachgründigkeit des Bodens und die stark austrocknende Wirkung der Winde werden hier wohl eine Besiedlung mit Bäumen dauernd verhindern.

Die floristische Zusammensetzung gleicht der anderer Zwergstrauchheiden, die jeweils dominanten Arten wechseln jedoch infolge der Kleinheit der Flächen sehr stark. Heidekraut *(Calluna vulgaris)*, Heidel- und Preiselbeere sind dabei häufig. Besonders erwähnenswert ist das Vorkommen kleiner Bestände von Rauschbeere *(Vaccinium uliginosum)* und Schwarzer Krähenbeere *(Empetrum nigrum)*, die hier — wie auch anderwärts in den höchsten Regionen des Erzgebirges — das Hochmoor verlassen und auf humusarmen Mineralböden siedeln können. Auch die Zwergstrauchheide zeigt keine optimalen Wuchsverhältnisse, besonders

G 11 nicht auf den großen Halden im Westen und Südwesten. Die Sträucher bleiben klein, sind dürftig entwickelt und infolge Auswehung im Winter mit vielen abgestorbenen Ästen durchsetzt.

Die weitaus interessanteste Vegetation am Kahleberg wird von den Flechten gebildet, die unter diesen extremen Bedingungen noch gut gedeihen können. Sie überziehen die Quarzporphyrblöcke fast lückenlos und machen deren graugrüne Färbung aus. Es sind vor allem zwei Arten der Landkartenflechten (Gattung *Rhizocarpon)*, die diese Färbung hervorrufen: *Rhizocarpon oreites* und *Rh. geographicum*. Diese Krustenflechten, die dem Gestein unmittelbar angewachsen sind, werden noch durch Arten mit anderer Färbung (*Rhizocarpon polycarpum, Rh. obscuratum, Lecidea pantherina* u. a.) ergänzt, so daß sich insgesamt ein Mosaik aus grünen, braunen, schwarzen und grauen Tönen ergibt. Dabei bleibt kaum eine Stelle des Gesteins von den Flechten unbesiedelt. Zwischen diesen Krustenflechten finden sich — in weit geringerer Anzahl — Laub- und Nabelflechten *(Parmelia encausta, P. incurva, P. stygia* und *Umbilicaria polyphylla, U. hyperborea, U. cylindrica)*. Sie folgen bei ihrer Ansiedlung bestimmten Gesetzmäßigkeiten, die sich aus ihren ökologischen Ansprüchen herleiten.

Zwischen den Zwergsträuchern und überall dort, wo sich etwas Rohhumus angesammelt hat, entwickeln sich zahlreiche Erdflechten. Hier ist vor allem die Gattung der Becherflechten *(Cladonia)* zu nennen. Neben der echten Rentierflechte *(Cladonia rangiferina)* kommen die sehr ähnlichen *Cl. sylvatica* und *Cl. mitis* vor. Weitere häufige Arten sind *Cl. squamosa, Cl. gracilis, Cl. chlorophaea* und *Cl. floerkeana*. Das Isländische Moos *(Cetraria islandica)* bedeckt in verschiedenen Wuchsformen ansehnliche Flächen.

Aber nicht allein die Vielfalt der hier vertretenen etwa 60 Flechtenarten lenkt das Interesse auf sich, sondern vor allem ihre Zugehörigkeit zu bestimmten Flechtengesellschaften und ihre sonstige geographische Verbreitung. Das starke Vorherrschen von *Rhizocarpon oreites* unter den Krustenflechten weist auf die Zugehörigkeit dieser Gesellschaft zu einem *Rhizocarpetum alpicolae* hin. Diese ist auf Silikatgestein in den europäischen Hochgebirgen wie im hohen Norden weit verbreitet und stellt dort eine der charakteristischsten Gesellschaften in der alpinen bis subalpinen Stufe dar. Vereinzelt erscheint sie — wenn auch artenmäßig verarmt — auf den höheren Gipfeln zahlreicher Mittelgebirge.

Ähnlich wie das *Rhizocarpetum alpicolae* ist eine Gesellschaft von Erdflechten, das *Cladonietum alpicolae*, verbreitet. Die diagnostisch wichtige Artengruppe, *Cladonia alpicola* und *Cl. bellidiflora*, ist am Kahleberg ebenfalls vertreten.

Bemerkenswert ist noch, daß die erwähnten Gesellschaften im Osterzgebirge einen ihrer niedersten Fundorte besitzen. *Rhizocarpon oreites* ist noch bei ca. 700 m unterhalb der Schellermühle gefunden worden (Schade 1936).

Für diese Flechten ergibt sich eine direkte Beziehung zwischen Höhenlage und Artenreichtum in der Form, daß in den niederen Lagen die Lebensform der Krustenflechten bei weitem überwiegt, in den höheren dagegen die Laub-, Strauch- und Nabelflechten immer mehr Anteil gewinnen. Demzufolge zählen am Kahleberg auch die Nabelflechten *Umbilicaria hyperborea* und *U. cylindrica* zu

den Seltenheiten, wogegen sie in anderen, durchweg höher gelegenen Mittel- G 11
gebirgsteilen meist häufig sind.
Des weiteren erhält der Kahleberg durch das Vorkommen einer pflanzengeographisch bemerkenswerten Flechtenart ein besonderes Gepräge: *Parmelia incurva* wird von SCHINDLER zum nördlichen Element in der Flechtenverbreitung gezählt. Ihre Funde in den mitteldeutschen Gebirgen sind als letzte Ausstrahlungen eines größeren nördlichen Verbreitungsgebietes anzusehen, da die Flechte in Süddeutschland sehr selten ist und den Alpen fast völlig fehlt.
Somit besitzt der Kahleberg in der Flechtenvegetation seiner Blockhalden eine bemerkenswerte Pflanzengemeinschaft, die als einzige in Sachsen subalpin bis alpines Gepräge trägt und deshalb unserer Fürsorge und unseres Schutzes wert sein sollte.
Am Nordosthang des Kahleberges verläuft die Schneise 31, die auf einer Tafel als „Schneise der antifaschistischen Widerstandskämpfer" gekennzeichnet wird. Auf ihr gingen 1933 Niedersedlitzer Arbeiter über die Staatsgrenze, um in Böhmen gedruckte Flugblätter antifaschistischen Inhaltes zu holen. Eines Nachts wurden sie von Grenzbeamten, Polizei und SA gestellt, und bei dem sich entwickelnden Kugelwechsel fanden drei von ihnen den Tod; ein Gedenkstein an der Schneise ehrt die Gefallenen (Bericht von Paul SEIFERT).

Quergraben **G 12**

heißt ein kürzerer und einige Jahre jüngerer Zubringer der Kunstteiche (s. G 2). Er sammelt sein Wasser in dem anmoorigen Gelände östlich des Kahleberges, hat eine Quellader des Schwarzwassers als Oberlauf und nimmt weiteres Wasser an der Moorkuppe auf. Seine Mündung finden wir in der Südostecke des Großen Galgenteiches. Von 855 auf 787 m Meereshöhe absteigend, hat er bei knapp 3 km Lauflänge das beträchtliche Gefälle von 1 : 40. Seine Anlage, die 1560 entstand, war nicht besonders schwierig, zeigt aber wieder die geschickte Ausnützung der naturgegebenen Verhältnisse durch den Bergmann.

Langegassenweg **G 13**

Die alte Verbindung zwischen Altenberg und Zinnwald verdankt ihren Namen der beharrlichen Geradlinigkeit, mit der sie den Wanderer bergan und wieder bergab, aber auf kürzester Strecke über den Riedel zwischen Schwarz- und Heerwasser leitet. Dieser Weg führt vorüber an der zweiten Aufbereitungsanlage des Zwitterstocks, dem vom Dröhnen der Kugelmühlen erfüllten Schwarzwasserwerk mit seinen immer noch fast kahlen, grauen Sandhalden und dem dazugehörigen Wasserhochbehälter. An der Kreuzung mit dem Goldhahnweg ist eine Binge zu bemerken, die auf die alte Grube „Gnade Gottes" zurückgeht. Am Südende stand bis vor kurzem das charakteristische turmartige, brettbeschlagene Gebäude des Albertschachtes, der 1938 stillgelegt wurde. Auf der Höhe des Weges liegen in der Blickrichtung nach Norden die Bergwerke von Altenberg, nach Süden zu die Berggebäude von Cinowec (Böhmisch-Zinnwald).

G 14 Ehemalige Grube „Gnade Gottes“

Im Winkel zwischen Langegassen- und Goldhahnweg war seit dem 16. Jahrhundert die Fundgrube „Gnade Gottes in der Langen Gasse“ im Gange. Sie kam um 1850 zum Erliegen, weil sie als kleiner gewerkschaftlicher Betrieb mit verhältnismäßig hohen Kosten arbeiten mußte, die die wenigen Gewerken nicht aufzubringen vermochten. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wurde ja die Lösung der Grubenwässer immer schwieriger. Deshalb unterstützten die Werkinhaber eine Gewerkschaft, die in jenes Grubenfeld einen neuen Stollen trieb, der den Tiefen Bünaustollen noch um 30 m unterteufte. Als nun aber auch dadurch die Erträge sich nicht genügend hoben, beschloß die Grubengewerkschaft in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, den Stollenbau in weitere Zinnwalder Grubenfelder, bis zum Reichtrostschacht an der Staatsgrenze, zu verlängern. 1868 wurde dieser, der „Tiefe Hilfe-Gottes-Stollen“, mit einer Streckenlänge von rund 1800 m vollendet. Ein kleines Tor in einer Stützmauer am Fuß der langen Sandhalde, dem klares Wasser entfließt, ist sein Mundloch.

Die Gewerken der Gnade-Gottes-Fundgrube rafften sich aber 1852 noch einmal auf und schlossen sich der Gewerkschaft „Vereinigt Zwitterfeld zu Zinnwald“ an. Von dieser 1876 aufgegeben, lag die Grube 28 Jahre still, bis sie 1904 durch eine Hamburger Metallhandelsfirma wieder in Betrieb genommen, aber trotz nicht unerheblicher Erzförderung 1910 wiederum stillgelegt worden ist. Das Bergwerk war Gegenstand großkapitalistischer Transaktionen geworden. Daß es nicht nur aus Mangel an Erzen aufgelassen wurde, geht aus folgenden Ausbeutemengen hervor: 1905 12,361 t Wolframerz, 1906 27,137 t Wolframerz und 7,03 t Zinnstein, 1907 42,683 t Zinn-Wolframerz und 1910 noch 23,274 t Zinn-Wolframerz. So ist es verständlich, daß die alte Grube im Jahre 1911 nochmals neu verliehen und 1914 wiederum mit der „Vereinigt-Zwitterfeld-Fundgrube“ verbunden wurde; mit dieser war sie noch bis 1931 im Betrieb, mit kurzen Unterbrechungen also fast 400 Jahre.

G 15 Ehemalige große Erzwäsche

Ursprünglich befand sich die „Reiche-Trost-Wäsche“, die zum Reichtrostschacht in Zinnwald gehörte, an der Stelle der neueren Erzwäsche. Als während des ersten Weltkrieges das hier gefundene Wolframerz zur Stahlhärtung sehr begehrt wurde, pachtete 1915 das „Stahlwerk Becker“ aus Willich im Rheinland die Anlage, und der Dresdner Architekt HERRFURTH wandelte sie in ein Bauwerk um, das mit den Bedürfnissen moderner Erzaufbereitung die baukünstlerischen Anforderungen des Heimatschutzes aufs beste verband. Aus dem durch Spitzkästen und Schüttelherde gesonderten Pochgut wurden durch schwächere Magneten die Eisenbestandteile und durch stärkere das Wolframit ausgeschieden, Zinnstein und Glimmer blieben zurück. 1926 ging die gesamte Anlage in den Besitz der Frankfurter Metallgesellschaft „Hans-Heinrich-Hütte“

über, die aber nur aus dem vorhandenen Sand Lithionglimmer gewann, dessen Lithium für medizinische Zwecke und zur Herstellung von Duralumin Verwendung fand. 500000 cbm Sand, der von der Wolframaufbereitung zurückgeblieben war, hatte eine Seilbahn auf eine Halde hinter der Schule von Zinnwald hinaufbefördert. Nun stürzte man ihn noch einmal durch einen Schacht auf die Sohle des Tiefen Bünaustollens hinab und fuhr ihn von dort aus mit Hunden zur erneuten Durcharbeitung auf Lithionglimmer in die Wäsche. Die lange, weiße Sandhalde unterhalb der Wäsche, von der der Pflanzenwuchs allmählich Besitz ergreift und auf deren unbewachsenen Stellen die Erosion ablaufenden Regenwassers interessante Kleinformen erzeugt hat, rührt von diesem letzten Arbeitsgang her. Die nach dem Ausbau der Werkanlagen übriggebliebenen Teile der Gebäudegruppe sind Wohnzwecken zugeführt worden. G 15

Tiefer Bünaustollen G 16

Das Eisentor des Zechenhauses im Heerwassergrund trägt die Inschrift „Mundloch des Tiefen Bünaustollens“. Hier, in 750 m Meereshöhe, 90 m tiefer als der höchste Punkt der Zinnwalder Bergwerksanlagen, setzt der Stollen an, der 3 Jahrhunderte lang, bis zum Durchschlag des Tiefen Hilfe-Gottes-Stollens im Jahre 1868, Lebensader des Zinnwalder Bergbaus war (Abb. 20 u. 21). Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts wurde er durch die Grundherren von Bünau auf Lauenstein, wahrscheinlich unter späterer Mitwirkung der Grundherren von Bilin und Teplitz, gebaut. Bis zum Ende des hier umgehenden Bergbaus hat er seine drei Aufgaben, der Fahrung bis zum Erz zu dienen, die Wässer der Lagerstätten des Zinnwaldes abzuführen und Frischluft in die Gruben zu bringen, gut erfüllt. Noch heute ist der Stollen begehbar, wenn auch nicht für öffentliche Besichtigungen.

Der Abbau von der Stollensohle her folgte der wechselnden Lage der „Flöze“ nach, und deshalb wendet sich der Stollen wiederholt in scharfem Winkel. Knapp 600 m dringt er in das Grubengebiet des Nachbarstaates ein, nimmt Nebenstollen von etwa 500 m auf und befreit auch die dortigen Bergbaubetriebe vom hinderlichen Wasser. Die gesamte Länge der von der Grubenbahn früher belegten Strecke beträgt rund 1400 m. 30 m höher und reichlich 100 m bergaufwärts setzt der 1100 m lange „Obere Bünaustollen“ an, und 500 m talwärts und 30 m tiefer beginnt der Tiefe Hilfe-Gottes-Stollen (s. G 14).

Der Tiefe Bünaustollen durchstößt zuerst auf eine Länge von 240 m Teplitzer Quarzporphyr, trifft darin schon auf eines der berühmten Zinnwalder Flöze, tritt dann in den Granit und somit in die eigentliche Erzlagerstätte ein. Er schneidet schwächere und stärkere Erzgänge an, die flach nach Norden einfallen und sich dunkel vom weißlich-grauen Granit abheben, geht an Schächten und wieder ausgefüllten Aushieben vorüber und verschafft Zugang zu zwei gewaltigen Höhlungen, die durch den Abbau von Greisenstöcken entstanden sind. In 60 m Länge, 40 m Breite und 40 m Höhe öffnet sich der Riesendom der Reichtroster Weitung, so daß er die ungefähr darüberstehende Zinnwalder Kirche mitsamt

G 16 ihrem Turm in sich aufnehmen könnte. Daneben setzt sich die von der Staatsgrenze geschnittene Schwarzwänder Weitung aus drei Riesenhallen zusammen. Im Gegensatz zu diesen großen und etlichen kleineren Weitungen stehen die bedrückend engen Gänge und Schlote, durch die die Häuer zu ihrer Arbeit vor Ort kriechen mußten. Der Ruß des Feuersetzens am festen Gestein, die Schrammen vom Bergeisen im mürberen Granit erinnern noch an die mühevolle Häuerarbeit früherer Jahrhunderte. Als Goethe am 12. Juli 1813 mit großer Aufmerksamkeit den Tiefen Bünaustollen befuhr, wurde ihm auch an der „Verschleppung eines Flözes durch eine Kluft" das heute noch sichtbare klassische Beispiel einer Verwerfung gezeigt.
Durch die Schächte strömt beständig trockene Frischluft zu, so daß Verzimmerungen, Geräte und Maschinen nicht faulten oder rosteten. Das ganze Jahr hindurch hält sich die Stollentemperatur auf etwa 8° Wärme. Sinkt die Außentemperatur darunter, so hauchen und rauchen die Schächte und Stollen.
Die zur Rüste gegangene Berganlage leistet heute noch immer einen wertvollen Dienst als Wasserwerk für Zinnwald und auch für die Aufbereitung am Schwarzwasser. Ein großer Behälter bewahrt bestes Frischwasser, das im Oberen Bünaustollen gesammelt und vom Tiefen Bünaustollen aus an die Oberfläche gepumpt wird.

G 17 Wüster Teich

Das einsame künstliche Gewässer südlich des Kahleberges, auch Alter oder Schwarzer Teich genannt, wird von hohen Fichten und Tannen dicht umschlossen. Es speichert seit dem 16. Jahrhundert Wasser aus den Quelladern des Großen Warmbaches (Abb. 14) und verstärkte früher beim Holzflößen die Wasserführung dieses Baches und der Wilden Weißeritz. Oeder nannte es auf seiner Karte den „Flosteich im Buchwaldt"; daneben schrieb er „am hinder Fieltz". Unter „Filz" verstehen wir, wie vom Schneeberger Filzteich her bekannt ist, mooriges Gelände, das hier im Westen und Süden an den Teich grenzt.

G 18 Zinnwald

Wandert man von Altenberg her auf der von wettergezeichneten Vogelbeerbäumen gesäumten Fernverkehrsstraße 170 südwärts, so erschließt sich sofort nach dem Verlassen des Waldes dem Blick die Eigenart des Ortsbildes der Doppelsiedlung Zinnwald-Georgenfeld (s. G 19). Nur seitlich von Waldrändern eingefaßt, sonst auffällig kahl, erhebt sich der Gebirgskamm um ein geringes mit sanften, breiten Formen. Weiße Häuser mit dunklen, steilen Dächern, eine Kirche mit starkem Turm, in größerer Entfernung Halden, Bohrtürme und Fördergerüste als Zeugen des Bergbaus zwischen den Gebäuden sind scheinbar ohne Plan und Regel über das Gelände verteilt.
So bietet sich uns eine Streusiedlung (Abb. 19, Bild 14) in reiner Ausprägung, das eigentliche Zinnwald, dar, im Volksmund „Der Ziehwald" oder mit Betonung

der hohen Lage „Uffm Ziehwald“ genannt. Bei genauerem Zusehen wird deut- G 18
lich, daß der gesamte Siedlungskomplex aus zwei Teilen besteht, die durch die Staatsgrenze getrennt sind, aus dem kleineren Sächsisch-Zinnwald und dem größeren tschechoslowakischen Cinowec. Ungefähr die Hälfte der Anwesen des

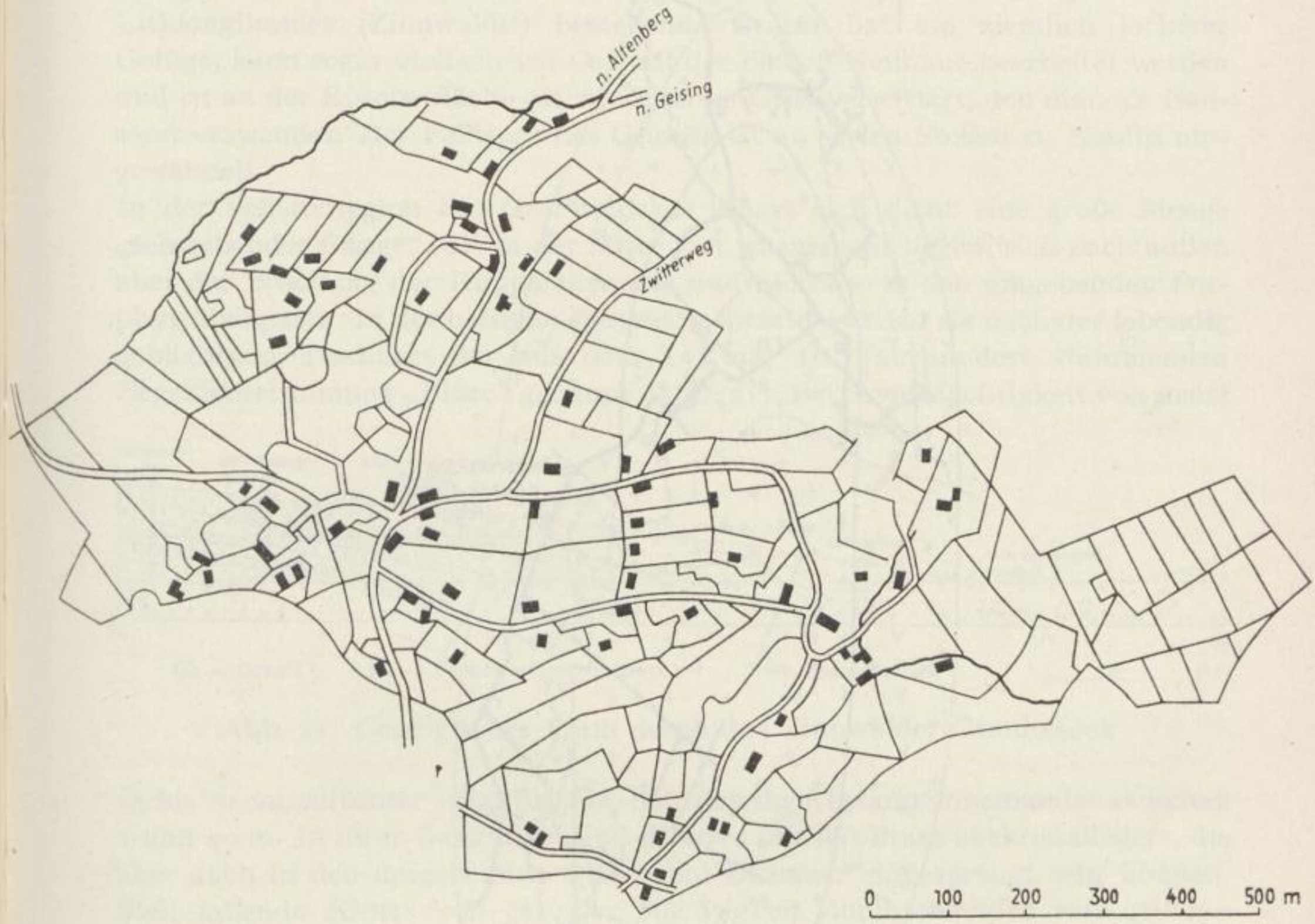


Abb. 19. Flurplan Zinnwald 1835 ff.

deutschen Zinnwald liegt, dem Blick aus der Ferne verborgen, in einem mäßig tiefen Tal, dem Rosengrund, durch den das Zinnwalder oder Petzoldwasser neben dem Aschergraben als „wilde Flut“ abfließt.

a) Geologische Grundlagen

Für das Verständnis der Entstehung der mit dem treffenden Namen Zinnwald belegten Bergbausiedlung ist das Wissen um den geologischen Untergrund bedeutsam (K. Dalmer 1908, O. W. Oelsner 1952, E. Reyer 1879, R. Schreiter 1927). Hier ist ein granitischer Schmelzfluß vermutlich in der Zeit des Rotliegenden, aber etwas später als im Gebiet des heutigen Altenberg, in den schon vorhandenen Teplitzer Quarzporphyr eingedrungen und hat eine unterirdische

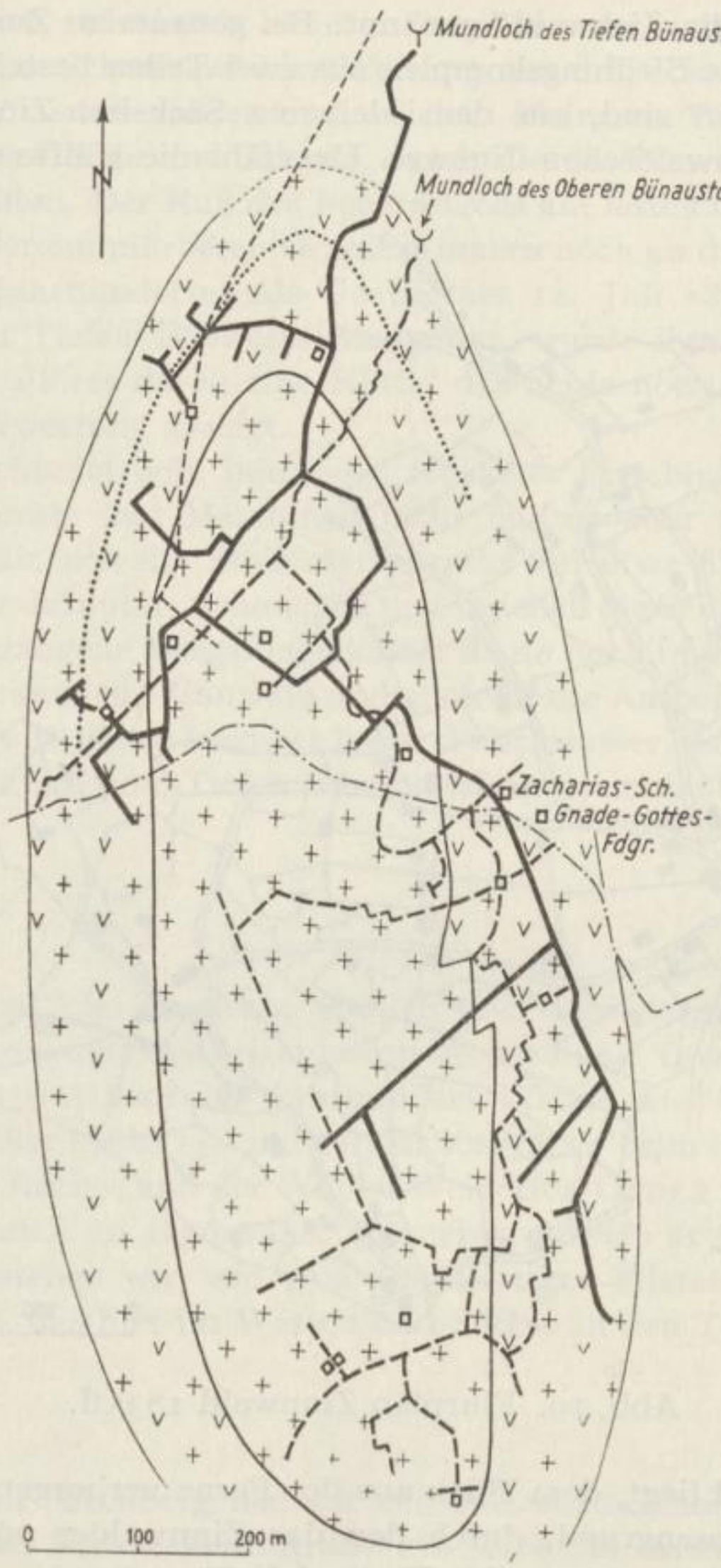


Abb. 20. Der Zinnwalder Granitstock mit Stollen und Schächten um 1900 nach Dalmer und Gäbert

Kuppe erzeugt (Abb. 20). Die allgemeine Landabtragung während eines Zeit- G 18
raumes von Jahrmillionen hat eine Deckschicht aus Porphyr von etwa 600 m und die Spitze jener Kuppe aus Granit beseitigt, so daß jetzt ein nordsüdlich gerichteter elliptischer Ausstrich von 1200 m Länge und etwa 300 m Breite zutage liegt. Der aus Quarz, sehr viel Feldspat und dunklem oder gebleichtem Lithionglimmer (Zinnwaldit) bestehende Granit hat ein ziemlich lockeres Gefüge, kann sogar vielfach vor Ort mit der bloßen Keilhaue bearbeitet werden und ist an der Erdoberfläche oft zu lockerem Grus verwittert, den man als Bausand verwendet. Der Feldspat des Granits ist an vielen Stellen zu Kaolin umgewandelt.

In der Scheitelregion des Granitstockes schart sich dicht eine große Menge „schwebender Gänge", die in der Mitte fast waagerecht liegen, sich nach außen aber der Böschung der Kuppe anpassen und teilweise in den umgebenden Porphyr übergehen; in der hiesigen Bergmannsprache werden sie nach der lebendig gebliebenen Tradition der aus dem 15. und 16. Jahrhundert stammenden Begriffsbestimmung „Flöze" genannt (Abb. 21). Bei einer Mächtigkeit von meist

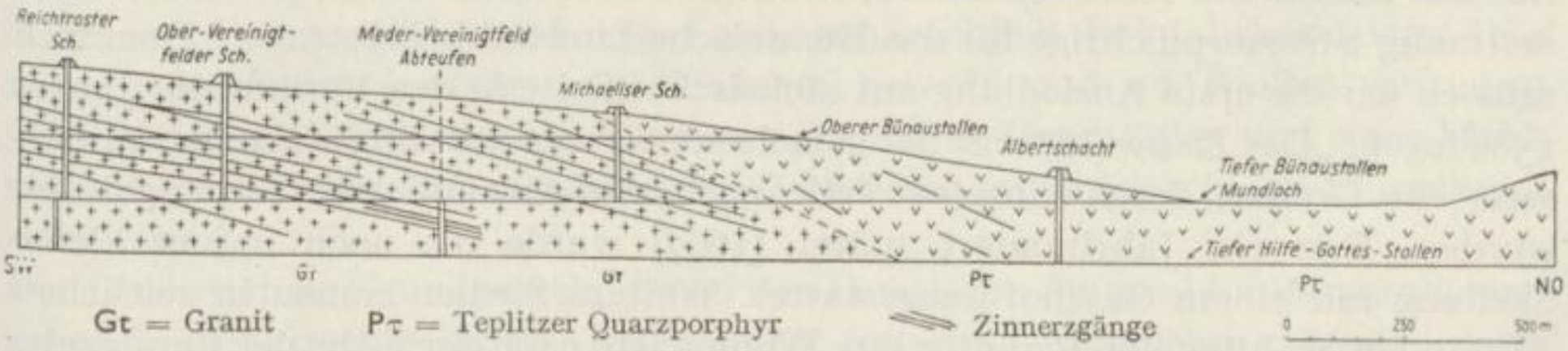


Abb. 21. Geologisches Profil durch den Zinnwalder Granitstock

15 bis 70 cm, mitunter sogar bis 2 m, hält sich ihr Abstand voneinander zwischen 1 und 40 m. In ihrer Gangmitte sind Zinnerz und Wolfram auskristallisiert, die aber auch in den umgebenden Quarz und Glimmer eingesprengt sein können. Steil fallende Klüfte von geringer Mächtigkeit durchschneiden mit gleicher Mineralfüllung die schwebenden und haben Verwerfungen hervorgerufen, die manchmal nur der Flözbreite entsprechen, manchmal aber eine Sprunghöhe von 10, sogar von 14 m aufweisen. Beiderseits der Gänge ist der Granit vielfach in Greisen umgewandelt. In diesem Zinnstein enthaltenden Gestein stellen wir Quarz, grünlich- oder bräunlich-grauen Lithionglimmer, meist nur mikroskopisch wahrnehmbaren Topas, mitunter auch dunkelvioletten Flußspat und mattschimmerndes Wolframerz fest. Der Greisen tritt aber auch für sich in kleinen Nestern und umfangreichen Stöcken auf.

Wie in Altenberg wird die Bildung des Greisens und der Flöze auf Aushauchung heißer, metallischer Fluor- und Chlorverbindungen, auf pneumatolytische Metamorphose, zurückgeführt. Der stets minimale Zinngehalt beträgt in den Flözen zwischen 0,4 und 0,8% des Gesteins, im Greisen sinkt der Erzgehalt unter 0,2%. Wolframit kommt in kleinen Kristallen, aber auch in derben, bis zentnerschweren Massen vor. In einer Imprägnationszone rings um den Granitstock

G 18 durchziehen auch den Porphyr dunkle, mehrere Zentimeter breite „Zwitterbänder"; von feinen Spältchen aus ist der Quarzporphyr in ein zwitterartiges Gestein, eine Art Greisen mit grünem Glimmer und geringen Mengen von Zinnstein umgewandelt worden.

b) Geschichtliche Entwicklung

Zinnwald ist eine Spätsiedlung der jüngeren bergmännischen Erschließung. Hatte man um 1240 reiche Zinnablagerungen im Abtragungsschutt am Südfuß des Gebirges bei dem heutigen Krupka (Graupen) entdeckt, so war man in der Folgezeit zur primären Lagerstätte des Erzes, zum Granitstock des Mückenberges, hinaufgestiegen, um Zinn abzubauen. Dann hatte man, auf dem Kamm nordwestwärts weitergehend, am „Toten Kind" aufs neue Seifenzinnlager gefunden und schließlich auch Schächte geteuft (E. Reyer 1879). Von Graupen her entstanden um die Zeit des Fündigwerdens von Altenberg die Ortsteile Vorder-, Mittel- und Hinterzinnwald. Während die 1588/89 ausgeführten Kartenaufnahmen Matthias Oeders noch kein sächsisches Zinnwald kennen, sondern nur das böhmische Hinterzinnwald, werden in das Landsteuerregister von 1590 erstmalig 2 Steuerpflichtige für das Bünauische Zinnwald eingetragen. Demnach müssen wir die erste Ansiedlung auf sächsischer Seite in den Verlauf des Jahres 1589 legen. „Der Zienwald" war der gemeinsame Name für die Siedlungen beiderseits der Grenze, deren einzelne Teile nach den Grundherren unterschieden wurden. Erst ein Jahrhundert später (1697) wurde die noch immer kleine Siedlung mit einem Gasthof ausgestattet. Weitere Siedler kamen in zeitlichen Abständen, wählten den Platz für ihre Wohnstätte nach der Nähe der Fundgrube oder eines Brunnens oder eines schützenden Waldrestes und erwarben ein umliegendes „Haus- oder Grasefleckel" für eine Wiese und ein kleines Ackerstück. So bildete sich mit einer Kleinblockflur die ungeordnete Streusiedlung allmählich aus.

Starken Zuzug erhielt das sächsische Zinnwald, das 1651 nur 8 Häuser besaß, in den Jahren 1729 bis 1733 (Chr. Meissner 1747, F. A. Brandner 1845). Auf Betreiben der Jesuiten setzte von seiten der bisher um der Erhaltung der Arbeitskräfte für den Bergbau willen toleranten böhmischen Grund- und Gerichtsherren, des Fürsten Lobkowitz in Bilin, des Grafen Clary in Teplitz und des Rates zu Graupen, eine letzte Welle der Gegenreformation in dem noch immer fast ganz evangelischen Böhmisch-Zinnwald ein. Allen Drohungen und Überredungsversuchen zum Trotz kehrte kein Protestant zum alten Glauben zurück, sondern unterwarf sich lieber der Ausweisung. „Es emigrierten 800 Seelen von dem Böhmischen Zienwald, welche sich teils auf dem Bünauischen Zienwalde, teils auf dem Georgenfelder, teils aber in Altenberg, Geysing und der Orten niederließen" (Meissner 1747). Gestärkt wurde das Festhalten am protestantischen Glauben durch den Pfarrer Emanuel Kauderbach aus Geising, der, nachdem man ihm das Betreten Böhmens untersagt hatte, als Knappe verkleidet, in das Bergwerk eingefahren war und den Glaubensgenossen in dem unterirdischen Dom der Schwarzwänder Weitung gepredigt hatte.

Zeiten reichlicher Ausbeute der Gruben zogen neue Bergleute herbei, die, einmal angesiedelt, auch bei Abnahme des Bergbaus größtenteils seßhaft blieben. Dadurch kam 1843 der Bergflecken Zinnwald, der bis 1717 noch Ortsteil von Neu-Geising war (K. Blaschke 1957), auf 80 Häuser. G 18

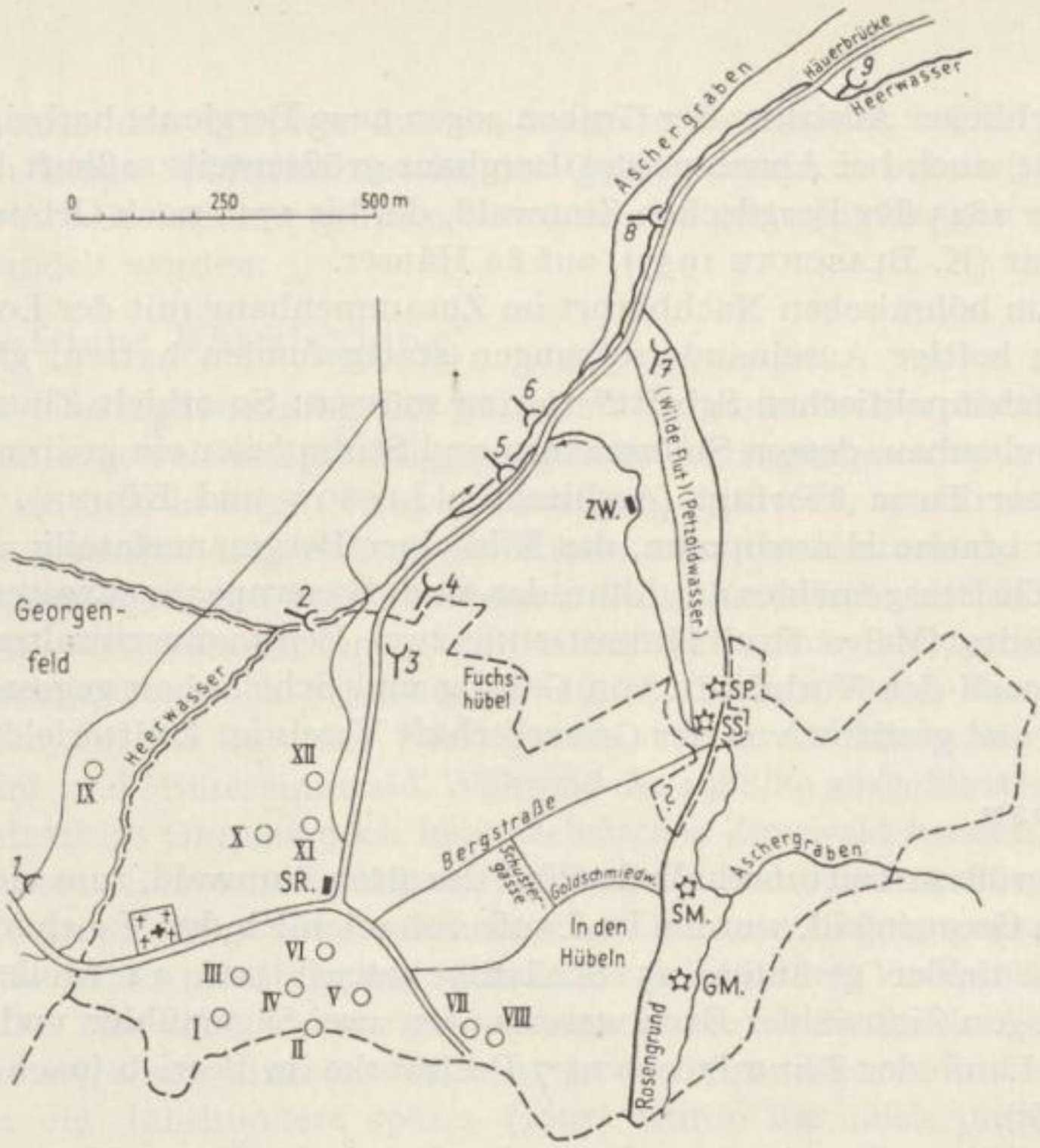
Als 1909 im böhmischen Nachbarort im Zusammenhang mit der Los-von-Rom-Bewegung heftige Auseinandersetzungen stattgefunden hatten, glaubte man, einen „kirchenpolitischen Schritt" tun zu müssen: So erhielt Zinnwald seinen ersten Kirchenbau, dessen Steinmauern und Stützpfeiler ein gedrungener, holzbeschlagener Turm überragt (Architekten Lossow und Kühne). Im Inneren finden wir braune Holzemporen, das Bild einer Bergmannsfamilie an der einen Seite des Christusgemäldes am Altar, das eines Bauernpaares unserer Zeit an der anderen Seite (Maler Paul Herrmann), zwei Bergmannsgestalten als Altarleuchter, nach den Vorbildern von Geising und Schellerhau gegossen aus Zinn des Ortes und gestiftet von der Gewerkschaft Vereinigt Zwitterfeld.

c) Bergbau

Zum allergrößten Teil innerhalb der Flur des alten Zinnwald, zum viel geringeren in der von Georgenfeld, wurden im Laufe von reichlich drei Jahrhunderten über 140 Grubenfelder gemutet, 25 Schächte geteuft und 12 Stollen getrieben (Abb. 22). Am Zinnwälder Bach waren neben zwei Sägemühlen und einer Mahlmühle im Laufe der Zeit mindestens 7 Pochwerke im Betrieb (nach Flurnamenverzeichnis).

Die Lauensteiner Grundherren, denen das sächsische Zinnwald unterstand, vergaben Mutungsrechte im 16. Jahrhundert zuerst an Eigenlehner, bauten dann aber auch auf eigene Rechnung, und zwar griffen sie den Zinngranitstock von der Seite her an und ließen zu diesem Zweck vom Heerwassergrund aus Stollen nach den Erzlagern treiben. Erst wurde jedenfalls der Obere und um die Mitte des Jahrhunderts der Tiefe Bünaustollen (s. G 16) angesetzt. Nach und nach führte man auch Schächte von der Oberfläche oder „Blindschächte" von Stollen aus in die Tiefe (E. Reyer 1879). Durch das Feuersetzen entstanden 2 unterirdische Weitungen, von denen die Reichtroster mit 60 m Länge und je 40 m Höhe und Breite angegeben wird (Bild 13).

Nachdem die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts wohl die reichste Ausbeute gebracht hatte, war vom Ende des Jahrhunderts an bis weit über die Zeit des Dreißigjährigen Krieges hinaus dem Bergbau nur ein begrenzter Erfolg beschieden; ja, er ging bis zum zeitweiligen Erliegen zurück und erholte sich erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Danach wirkte sich der Zuzug erfahrener Bergleute von der böhmischen Seite aus; es standen nun mehr Arbeitskräfte zur Verfügung, und der Ertrag stieg, nachdem die Eigenlehner kleine Gewerkschaften gebildet und ihre rückständige Betriebsweise aufgegeben hatten. Um 1800 beschäftigten die Gruben etwa 150 Bergleute, in der Zeit der Kontinentalsperre 172, im Jahre 1842 waren es 94, 1851 nur noch 72. Ein dauerndes Hemmnis der Wirtschaftlichkeit des Zinnwalder Bergbaus war die geringe Menge an Aufschlagwasser. Jahrhunderte hindurch mußte fast tausendfach mehr taubes



Y Stollenmundlöcher
1 Hoffnung-Erbstollen
2 Oberer Hoffnung-Gottes-Stollen
3 Oberer Bünaustollen
4 Tiefer Bünaustollen
5 Tiefer Hoffnung-Gottes-Stollen
6 Gnade-Gottes-Stollen
7 Carl-Anton-Stollen
8 Tiefer Hilfe-Gottes-Stollen
9 Leopold-Stollen

O Schächte
I Neuschacht
II Name?
III Wunderlich-Köpfen-Schacht
IV Name?
V Werner-Zeche
VI Neue Hoffnung
VII Zacharias-Schacht
VIII Rosa-Pels-Schacht
IX Neugeorgenfelder Tagschacht
X Gnad und Segen Gottes
XI Name?
XII Name?

GM. Grumbtsche Mühle
SM. Ehemalige Schellesche Mahlmühle
SS. Ehemalige Schellesche Schneidemühle
SP. Schöppische Pochstatt
ZW. Zinnwäsche
SR. Sächsischer Reiter

Abb. 22. Stollenmundlöcher und Schächte in Zinnwald nach Popp

Gestein als Erz mit Menschenkraft in den Schächten emporgehaspelt werden. Es lohnte sich schließlich nur, Erze mit höherem Zinngehalt als in Altenberg zu verarbeiten (über $^1/_2$%, in Böhmisch-Zinnwald nur über $^2/_3$%). Von 1800 bis 1850 hat man in Sächsisch-Zinnwald den Betrieb nur mit 20000 Talern Zubuße aufrechterhalten können. Von 950 Zentnern Erz aus den Flözen gewann man hier im Durchschnitt nur 4 bis 6 Zentner allerdings sehr geschmeidiges, hochwertiges Reinzinn, beim Abbau des Greisens in der Schwarzwänder Kluft allerdings bis 10 Zentner aus der gleichen Erzmenge.

Vom Beginn des 19. Jahrhunderts an sank die Zinnausbeute beständig, während G 18
die Erzeugungskosten stiegen. Aber erst im Jahre 1852 schlossen sich die noch bestehenden 7 Fundgruben Zinnwalds mit der „Gnade Gottes Fundgrube samt Hilfe Gottes Erbstollen bei Altenberg“ zur großen Gewerkschaft „Vereinigt Zwitterfeld zu Zinnwald“ mit dem Ziele zusammen, den genannten Stollen weiterzuführen und dadurch den Gruben einen Abbau in größerer Tiefe zu ermöglichen. Doch glückten weder dieser Anlauf noch einige weitere, um die Zinngewinnung zu erhöhen. „Vereinigt Feld“ wurde mehrmals zur Zwangsversteigerung gebracht und kam erst wieder in Blüte, als das reichlich vorhandene Wolfram plötzlich ein stark gefragtes Erz wurde. Das neue Metall war aus Zinnwaldit 1783 von den beiden Spaniern Fausto und José D'EL HUYAR entdeckt worden.
Seit 1880 wurde die Gewinnung dieses zur Stahlveredlung dienlichen Metalls zum Hauptgegenstand des Zinnwalder Bergbaus. Die Halden, auf die das früher nutzlose Wolframit gelangt war, wurden nochmals durchgekuttet, und 1890 begann man sogar erneut den Tiefbau auf dieses neue bergmännische Gut. Die Wolframitgewinnung überwog bald die Zinnsteinausbeute. Im ersten Weltkrieg betrieb man auch die Zinngewinnung wieder in stärkstmöglichem Maße. Ferner erreichte die Gewinnung von Lithionglimmer bald große Mengen. Doch wieder gelang es auch damit nicht, den Betrieb auf die Dauer wirtschaftlich zu gestalten. Nach kurzer Pachtzeit durch das Stahlwerk Becker AG. in Willrich/Rheinland entschloß man sich in den zwanziger Jahren zur Schließung der Gruben. Sie sind bis heute nicht wieder eröffnet worden.
Der Bergbau hinterließ seine Spuren auch in der Benennung einzelner Flurteile Zinnwalds wie Georgenfelds. Für viele Grubenfelder verwendete man im 19. Jahrhundert unsere gebräuchlichen Vornamen. Die älteren Fundgrubenbezeichnungen „Weiße Taube“ und „Schnepfe“ gehören einer weit verbreiteten Gruppe von Grubennamen an, die von Tieren abgeleitet sind. Auch die folgenden Namen ordnen sich in die üblichen Bezeichnungen mit theologischem Hintergrund ein: „Reicher Trost“ und „Ungläubiger Thomas“, der neben „Reichtrost“ der einzige Silberschacht des Ortes war. An den Schacht mit dem ungewöhnlichen Namen „Wunderliche Köpfe“, zu dem sich die Gewerkschaft „In Vogelköpfen“ gesellt, knüpft sich eine Sage (A. KLENGEL 1938). Auf dem „Zwitterweg“, der als älteste Verbindung mit Geising östlich des „Sächsischen Reiters“ einsetzt, die steile „Hemme“ überwindet und schon in alter Zeit wohl von der „Häuerbrücke“ an das Heerwassertal benutzte, wurde das zinnhaltige Gestein nach Geising befördert. Ein zweiter „Zwitterweg“, der am Zinnwalder Bach entlang den Verlauf des Petzoldweges innehielt, diente wohl der Erzbeförderung zur Reichtrostwäsche.

d) Landwirtschaft

Zinnwald wie sein Nachbarort Georgenfeld blühten und welkten mit dem Bergbau. Die Löhne waren immer knapp bemessen. Fielen sie weg, so kehrten erst recht Mangel und Entbehrung in den Hütten ein, und nur kümmerlich konnten mit Hilfe von Wiese und Feld, Kuh und Ziege die schlechten Zeiten überwunden

G 18 werden. Die Landwirtschaft vermag in dieser Höhenlage nur eine recht unzuverlässige Existenzgrundlage zu bieten. Der dürftige Boden und die rauhe Witterung (Ackerwertzahl 21) lassen nur beim Gras auf sichere Erträge rechnen. Deshalb überwiegen die Wiesen so bedeutend, daß sie etwa 90% der landwirtschaftlich genutzten Fläche ausmachen, die jetzt im gesamten Zinnwald-Georgenfeld 183 ha beträgt.

Bei der hier von jeher ausgeprägten Brachen- oder Feldgraswirtschaft wechselt eine Spanne von 2 bis 3 Jahren, in der die Felder mit Hafer, Roggen und Kartoffeln bestellt werden, mit 8 bis 10 Jahre langen Perioden, in denen dieselben Äcker brach liegen, mit Gras bzw. Klee besät werden oder sich auf natürliche Weise begrünen. Der Körnerertrag des Getreides ist gering; die Kartoffeln, die nicht immer geraten, müssen nicht selten unter der Decke des ersten Schnees hervorgeholt, der Hafer muß manchmal grün gemäht und so verfüttert oder auf dem Dachboden getrocknet werden. Der Ackerbau lohnt kaum für die eigenen nötigsten Bedürfnisse, das kräuterreiche, vom Vieh gern genommene Gebirgsheu ist das Haupterzeugnis der Fluren. Allerdings gestattet die Kürze der Vegetationsperiode nur eine einmalige Mahd des Grases; der für die Grumtgewinnung nicht genügende zweite Wuchs wird abgeweidet.

Die bäuerliche Tätigkeit wird heute wie früher in den meisten Fällen nur zusätzlich zur Bergmannsarbeit (in Altenberg) oder zur Arbeit im Walde ausgeübt. Andere Kleinstbauern sind als Arbeiter auch im Schmiedeberger Eisenwerk oder in der feinmechanischen Industrie des Müglitztales tätig.

e) Fremdenverkehr

Der vergehende Bergbau Zinnwalds wurde in unserem Jahrhundert ersetzt durch die einträglichere Fremdenzimmervermietung. Da Zinnwald-Georgenfeld der höchstgelegene Ort unseres Gebietes und rings von Waldungen umschlossen ist, wurde es das beliebte Ziel von Erholungsuchenden und Wintersportlern. Der FDGB richtete das ehemalige Gasthaus „Lugsteinhof“ mit dem benachbarten „Luginsland“ zu Genesungsheimen mit zusammen 74 Betten her, verfügt über ein eigenes Erholungsheim mit 18 Betten und hat vertraglich 123 Plätze in Privathäusern belegt. In 3 Herbergen kann die wandernde Jugend Unterkunft finden. Ein Radebeuler Betrieb unterhält zwei Erholungsheime. Sehr stark ist der Besuch des ziemlich schneesicheren Ortes bei größeren sportlichen Veranstaltungen, wie beim Finnischen Langlauf, der vom Grenzsteinhof aus gestartet wird. Die Zahl der Dauergäste wird von der Gemeindeverwaltung auf 4000 bis 5000 im Jahr geschätzt.

Der bedeutendste Gast, den Zinnwald gesehen hat, war kein geringerer als Goethe, und Zinnwald darf sich einer zwar knappen, aber das Wesentliche treffenden Ortsbeschreibung aus seiner Feder rühmen. Er weilte vom 10. bis 12. Juli 1813 in Zinnwald, sammelte auf Halden Gesteine, ließ sich von Bergfachleuten über mineralogische und geologische Verhältnisse, über die technischen Einrichtungen des Abbaus und der Aufbereitung der Erze und über die Wirtschaftsweise der Zwitterstocksgewerkschaft unterrichten, wanderte zu

diesem Zweck auch nach Altenberg (s. G 8) und bereitete sich das auch für ihn G 18
bedeutsame Erlebnis der Befahrung des Tiefen Bünaustollens (s. G 16). Sein Aufsatz „Ausflug nach Zinnwalde und Altenberg“ ist ein sachlicher, nüchterner Bericht des Gelehrten und Forschers, hinter dem man den Dichter nicht vermutet, der aber um so einprägsamer diese Seite seines Schaffens zeigt.
Die Eigenart Zinnwalds und seiner Landschaft regte in neuerer Zeit zu künstlerischem Schaffen an. Die Maler Erich Buchwald, der Zinnwald seinem Namen hinzugefügt hat, und Willy Becker, dem Ort und Umgebung seit früher Kindheit vertraut sind, nehmen die herbe, ja karge Natur des Gebirgskammes und die dort sich behauptenden menschlichen Behausungen in immer neuen Abwandlungen zum Vorwurf ihrer Werke.

Georgenfeld G 19

Im Gegensatz zur Streusiedlung Zinnwald bietet sich das benachbarte Neugeorgenfeld mit einem Muster an Regelmäßigkeit (Abb. 23) dar: Seine 28 Häuser, 16 an der Nord- und 12 an der Südseite, sind in zwei fast ganz geraden, gleichlaufenden Reihen dicht aneinandergeordnet. Fast ohne Ausnahme sind sie quer zum Dorfweg gestellt, und zwar so, daß die Wohnräume jeweils auf der südlichen, der wärmeren Seite untergebracht sind. Zwischen den beiden so unterschiedlichen Siedlungsteilen Zinnwald und Neugeorgenfeld finden sich in einer einzigen losen Reihe 24 Häuser Altgeorgenfelds an einem Weg, der von Südwesten her zuerst in kaum 50 m Entfernung von der Staatsgrenze verläuft, dann die Fernverkehrsstraße überschreitet und sich hinunter nach dem Heerwassergrund zieht. An der scharfen Straßenkurve, gegen die die Staatsgrenze von Süden her zurückgedrängt wird, trägt der Grenzstein Nr. 15 die Jahreszahl 1673 und die Wappen der damals hier rainenden Herrschaften: das kurfürstlich-sächsische (Amt Altenberg), das Bünauische (Herrschaft Lauenstein) und das des böhmischen Grafen Sternberg.
Wie kam es zu der so späten Ortsgründung? Aus Akten des Landeshauptarchivs wissen wir, daß Wohnungsnot in Böhmisch-Zinnwald („Die Wohnungen waren seltzam geworden“) gegen Ende des 17. Jahrhunderts 6 dortige Bergleute veranlaßte, bei der kurfürstlichen Regierung die Erlaubnis zum Hausbau auf sächsischem Boden zu erbitten. Der Altenberger Amtmann Zumbe befürwortete das Gesuch mit der Begründung, daß die Bergleute „emsig in der Arbeit“ seien, daß der gewünschte Boden kaum Holz trage und die Siedler die Nutzung durch Gräserei verbessern würden. Als ein damals beim „Landesvater“ besonders wirksames Argument führte er noch auf, daß die bebauten Anwesen dieser Bergleute Wild von jenseits der Grenze hereinlocken würden. Der Kurfürst Johann Georg II. verfügte daraufhin am 1. Juli 1671, daß 3 an der Grenze liegende Räume des Altenberger Amtes abgetrennt, vorsorglich in 10 Grundstücke eingeteilt und jedem Antragsteller eins davon und 50 Baumstämme zum Hausbau zugewiesen werden sollten. 1673 waren erst 2 Häuser fertig, 1701 aber alle vorgesehenen 10, und 1717 nach Zuteilung weiterer Bauplätze waren es 23, also

G 19 stand schon fast der ganze heutige Ortsteil Altgeorgenfeld, der den Namen des Kurfürsten erhielt. Die Grundstücke waren gleichlaufende, jeweils 6 Scheffel umfassende Streifen; sie erstreckten sich quer durch die gesamte lange Flur, und da jede Behausung in ihrem Geländestreifen, ihrem Los, errichtet wurde, entstand ein einreihiges Dorf.

Der Amtmann Zumbe machte sich zum Siedlungsleiter, übernahm selbst ein Grundstück von 9 Scheffeln und ließ sich darauf 1674 das Bierbrauen, das Schlachten und Backen, den Bier- und Salzverkauf, also die üblichen Berechtigungen eines Erbgerichts, zugestehen. Diese Privilegien wurden später auf den heutigen Grenzsteinhof übertragen, der deshalb lange den Rang eines Erbgerichts hatte und diesen Namen führte. Als im Jahre 1692 neun Einwohner neu verpflichtet wurden, ergab sich, daß 4 aus dem „Graupischen Zinnwald", 1 „exul" aus Grünwald in der Herrschaft Bilin, 2 aus Neugeising und je einer aus Altgeising und Schellerhau stammten; 4 werden ausdrücklich Bergleute genannt, einer war Kohlenbrenner, ein anderer Kramer, vorher wurde ein Bergschmied, später ein Maurer aufgenommen (Kaufbuch Altenberg Nr. 1).

Als im Jahre 1826 die Waldhutungsrechte des Ortes abgelöst wurden, erhielt wohl jeder Georgenfelder in einem vom Amtsholz abgetrennten neuen Ansatz (Abb. 23) noch ein Los von 1 Scheffel, so daß der Grundbesitz der Altgeorgenfelder auf 7 Scheffel = $3^1/_2$ Acker = 1,925 ha kam. Für die Bewohner Altgeorgenfelds wurden auch die „Kiefernweichen", das Hochmoorgebiet, aufgeteilt, ein wirtschaftlich geringwertiger und wohl nicht in jene 7 Scheffel eingerechneter Zuwachs.

Die Anlegung von Neugeorgenfeld geschah in einem Zuge ausschließlich durch Exulanten. Anlaß war die harte Verfolgung der Evangelischen von Böhmisch-Zinnwald im Jahre 1728, die den Auszug der Achthundert bewirkte (s. G 18). Im Jahre 1731 wies eine kurfürstliche Verordnung einer Gruppe dieser Vertriebenen einen Siedlungsplatz unmittelbar neben Altgeorgenfeld und ganz nahe der alten Heimat zu, aber ebenfalls „an rauhem, saurem und feuchtem Orte". Ein bis dahin der Zwitterstocksgewerkschaft gehöriger und noch nicht in Kultur genommener Raum wurde für 29 Siedler in gleichlaufende Streifen zerschnitten; diese waren wie in Altgeorgenfeld dem sanft abfallenden Gelände genau angepaßt und erstreckten sich quer zur Hangneigung. Sie fielen aber bedeutend schmaler und kürzer als die der älteren Gründung aus und umschlossen nur einen Scheffel Landes. Jeder Siedler erhielt ein solches „Hauslos", worauf er seine Wohnstätte erbauen und einen Grasgarten anlegen konnte, ferner ein „Feldlos" von einem Scheffel in den Neugeorgenfelder „alten Lösern" nach dem Hochmoor zu. Fast 100 Jahre später, 1826, wurde der Besitz ergänzt durch einen dritten Scheffel in dem nordwestlichen neuen Ansatz der Gemeindeflur, so daß dem einzelnen Haus in der neuen Siedlung schließlich $1^1/_2$ Acker = 0,825 ha zugehörten. Um das Holz der auch nach Aussage der Siedler sehr gelichteten Wälder zu schonen, ordnete die Regierung an, daß die Häuser kleiner als in Altgeorgenfeld, nämlich nur 20 Ellen lang und 14 Ellen breit und die Erdgeschosse ganz aus Stein gebaut werden sollten, was offenbar bei den Altgeorgenfelder Häusern im

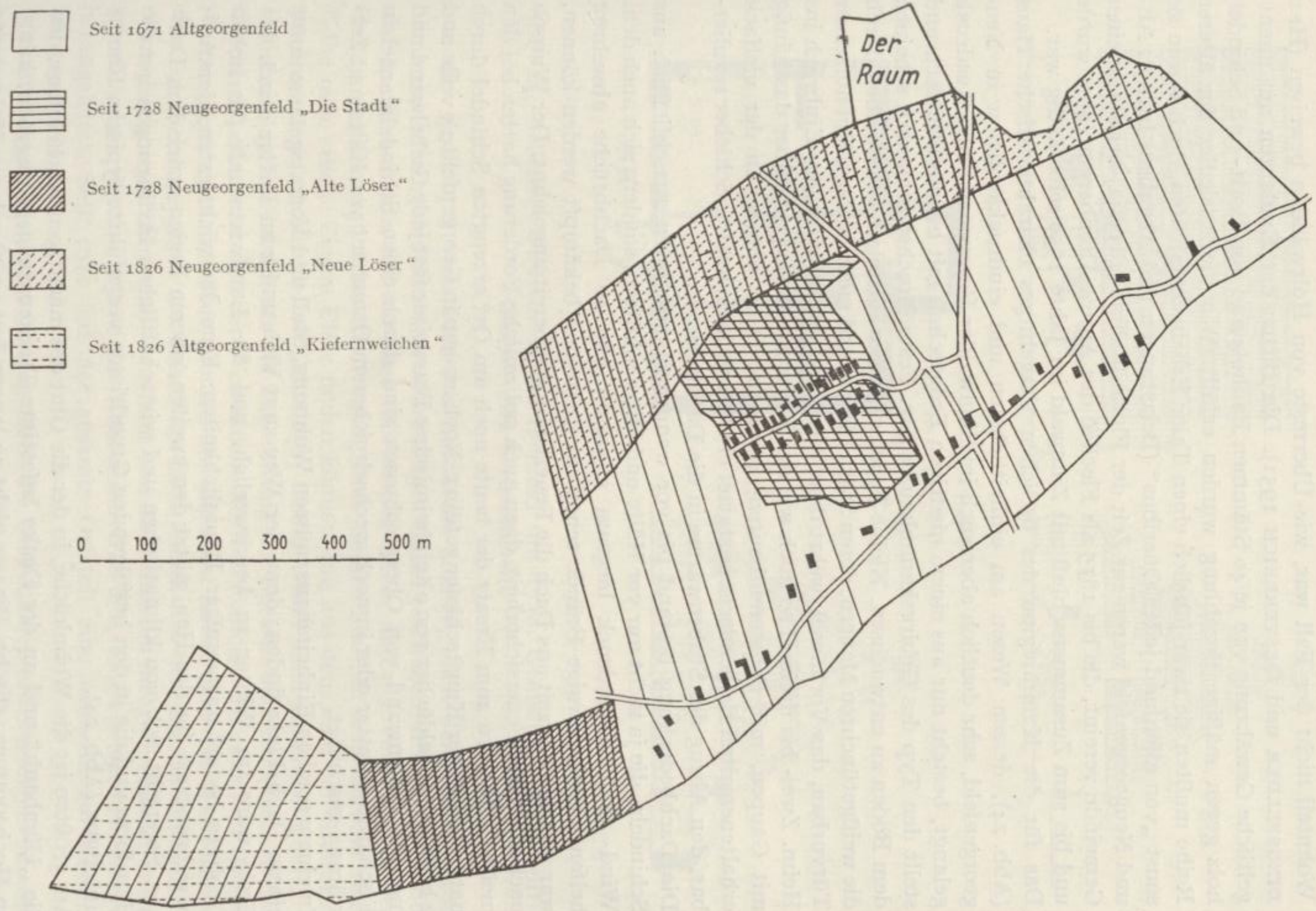


Abb. 23. Flurplan Georgenfeld 1835 ff.

G 19 Wohnteil nicht der Fall war, wie Überreste von Holzwänden beweisen (Heidingsfelder und Oesterreich 1951). Die Bitten der Exulanten um unentgeltliche Gewährung von je 40 Stämmen Bauholz und von Brett- und Schindelholz gegen mäßige Bezahlung wurden erfüllt. Wie die Ansiedler der älteren Reihe mußten sie zwar jährlich einen Taler Erbzins entrichten, doch waren sie sonst „von allen und jeden Oneribus“ (Belastungen und Abgaben) befreit. Alt- und Neugeorgenfeld waren zur Zeit der Fluraufnahme (1835/41) bereits zu einer Gemeinde vereint, die bis 1875 als Flecken des Amtes Altenberg geführt wurde und bis zum Zusammenschluß mit Zinnwald im Jahre 1950 selbständig war.

Das für die Kammregion des östlichen Erzgebirges charakteristische Haus (Abb. 24), dessen Wesen am einheitlichsten und eindrucksvollsten in Neugeorgenfeld, sehr deutlich aber auch im Zinnwalder Rosengrund zum Ausdruck gelangt, besteht nur aus einem niedrigen Erdgeschoß mit hohem Steildach und stellt den Typ des Gebirgskammhauses dar. Feste Bruchsteinmauern scheinen dem Boden zu entwachsen. Kleine Fenster blicken mit blanken Scheiben durch die weißgetünchten Mauern, deren Stärke 60 cm und mehr beträgt. Ein hölzerner Türvorbau, das Vorhäusel, wehrt dem Wind und dem Winter den Einbruch ins Heim. Zwei- bis dreimal so hoch wie das Erdgeschoß steigt darüber das häufig mit Gaupen, mit Fenstereinbauten, versehene Dach empor. In der vielfach erhaltenen alten Balkendecke gestattet ein Wärmeloch, mittels Schieber regulierbar, den Abzug der Stubenwärme in die Dachkammer.

Die Dachbedeckung bestand bis vor wenigen Jahrzehnten ausschließlich aus Schindeln, die ja nicht nur vor Kälte und Hitze schützen, sondern sich auch dem Wind- und Schneedruck biegsam anpassen und so Dachbrüche abwehren helfen. Damit etwaige Brände schon im Entstehen bekämpft werden können, war und ist jederzeit ans Dach die Feuerleiter griffbereit angelehnt. Der Wunsch nach stärkerer Feuersicherheit, dazu auch polizeiliche Forderung hatten bei den meisten Häusern zum Ersatz der heute noch am Ort erzeugten Schindel durch natürlichen oder Kunstschiefer geführt. Noch zeugen in Georgenfeld 13 volle und 2 halbe Schindeldächer von alteinheimischer Bauweise; fast jede Giebelwand und manche Außenwand von Obergeschossen sind durch einen Schindelmantel in Fischgrätenmuster oder in noch wechselreicherem Ornament vor Kälte und Zerstörung geschützt.

In einem solchen Einheitshaus müssen Wohnung, Stall und Vorratsgelasse unter einem Dach Platz finden; denn der Weg zum Vieh und zum Futter durch das Freie wäre im Winter zu beschwerlich, und die Landwirtschaft des hohen Gebirges bedarf nur weniger Räumlichkeiten. Eine der wichtigsten, der Aufbewahrungsort für das Heu, nützt den zweiten, oberen Boden unter dem Dach aus. So ergibt sich von klimatischen und wirtschaftlichen Bedingungen her die Hausform und die in den beifolgenden Grundrissen vorgeführte typische Raumeinteilung (Abb. 24).

Am größten ist die Wohnküche, in der die Glut des mächtigen Kachelofens, den die „Ufenbank“ und an der Decke befestigte Trockenstangen umgeben, kaum im Hochsommer erlischt. Bis vor nicht zu langer Zeit wurden lange Holzscheite

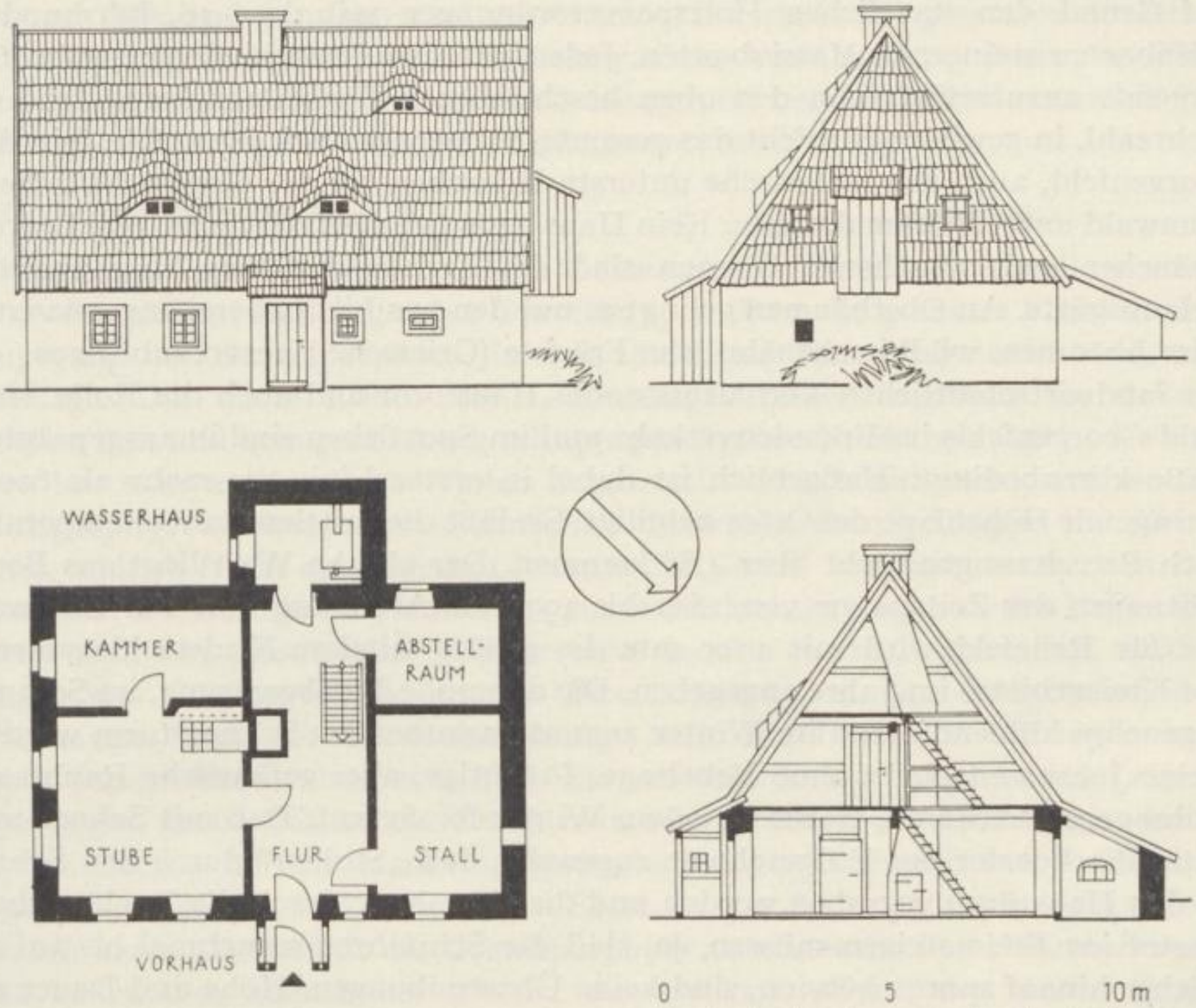


Abb. 24. Arbeiterwohnhaus in Georgenfeld um 1730. Grundriß, Querschnitt, Giebel- und Seitenansicht

und die Kochtöpfe vom Flur aus durch die einzige, auch dem Rauchabzug dienende Öffnung des Ofens mit einer langen Gabel geschoben; über der Ofentür war der Rauchfang, der zur Esse führte. Gegenüber und nur vom Inneren des Hauses aus zugänglich ist der Eingang zum kleinen Stall, in dem ein oder zwei Kühe oder etliche Ziegen Platz finden können und aus dem man den Stallmist gewöhnlich durch ein kleines „Mistloch" in der Wand nach außen befördert.
Wie der Hausflur ist der für die Zubereitung der Speisen und das Waschen des Geschirrs bestimmte Teil der Wohnküche noch in manchen Häusern mit Gneisplatten gepflastert. Im Flur oder an ihn angebaut findet man das Wasserhaus, eine Schutzanlage gegen die Gefahr des Einfrierens. Aus dem eigenen im Grundstück gegrabenen Brunnen — nur hier und da benutzten mehrere Häusler einen gemeinsamen Born — wurde das Wasser durch in den Boden gelegte Holzrohre herangeleitet. Seit 1911 hat der gesamte Ortsteil eine neuzeitliche Wasserleitung.
Während ursprünglich im Osterzgebirge die Umgebindebauweise allgemein vertreten gewesen sein dürfte, schritt man in den Spätausbauten der Kammregion

G 19 auf Grund der staatlichen Holzsparverordnungen seit dem 16. Jahrhundert offenbar zu steinernen Massivbauten. Jedenfalls sind Umgebindehäuser im Ort nirgends anzutreffen. Von den oben beschriebenen Einheitshäusern steht die Mehrzahl, in gewisser Hinsicht das gesamte Neugeorgenfeld, ferner Nr. 8 in Altgeorgenfeld, auch das malerische unterste Häuschen bei der Großen Wäsche in Zinnwald unter Denkmalschutz. Kein Haus entbehrt des Gärtchens, und Beerensträucher und mancherlei Blumen sind die Freude der Bewohner und der Urlaubsgäste. An Obstbäumen gelingt es nur den aus Liebhaberei angepflanzten Kirschbäumen, wildkirschenähnliche Früchte (Grietschel) hervorzubringen.
Die landwirtschaftlichen Verhältnisse, die Hausform und auch die Rolle Zinnwald-Georgenfelds im Fremdenverkehr und im Sportleben sind in ausgeprägtem Maße klimabedingt. Maßgeblich ist dabei in erster Linie die mehr als 800 m betragende Höhenlage des Ortes beteiligt. Sie läßt die mittlere Jahrestemperatur nach Berechnungen nicht über 4,8° kommen. Der gleiche Wert liegt aus Beobachtungen der Zeitspanne von 1881 bis 1930 für Altenberg vor. Für Zinnwald wie für Rehefeld wird mit 1100 mm die größte mittlere Niederschlagsmenge des Kreisgebietes im Jahre angegeben. Die dauernde Luftbewegung, im Sommer angenehm kühlend, kann im Winter zum atemraubenden Schneesturm werden. Keine Jahreszeit bleibt ohne Nebeltage. Prächtige, aber gefährliche Rauhfrostbildungen, „Anraum", treten in jedem Winter häufig auf. Daß mit Schnee mitunter die Fenster der Erdgeschosse zugeweht, daß „Stollen" durch den Schnee zu den Haustüren gegraben werden und die Bewohner durch die Dachgeschoßfenster ins Freie steigen müssen, ja, daß die Schifahrer manchmal bis auf die Dächer hinauf spuren können, sind keine Übertreibungen. Höhe und Dauer der Schneedecke sind einer langen Ausübung des Wintersportes günstig. Wie das Osterzgebirge überhaupt, ist auch die Zinnwalder Kammlandschaft verhältnismäßig reich an winterlichem Sonnenschein.

H 1 Geising

a) Lage

Vom Abhang des Geisingberges her überblickt man die in zwei aneinanderstoßende Täler eingebettete Stadt Geising. Im Osten wird sie von der steilen Lehne der Leiten begrenzt, im Westen vom schrägen Anstieg zu den Höhen von Altenberg und jenseits der Pforte des Tiefen Grundes vom steil abfallenden Vorland des Geisingberges. Die von 560 bis zu 605 m Meereshöhe ansteigende geschlossene Siedlung überragen im Norden der mächtige Geisingberg (824,5 m), im Süden der Schauhübel (690 m, Kuppe im Feld dahinter 735 m) und die Kohlhaukuppe (786 m). Diese Abschirmung gegen starke und kalte Winde verleiht Geising ein etwas milderes Klima als Altenberg und Zinnwald. Der Einfluß der rauheren Umgebung ist nicht völlig ausgeschaltet; denn die Täler sind immerhin Hochtäler. Die mittlere Jahreswärme weicht infolgedessen nach den Angaben des Hauptamtes für Klimatologie mit 5,4° (Mai bis Juni 12,5°) nicht zu sehr von der Altenbergs ab; die durchschnittliche Niederschlagsmenge im Jahre wird mit

1010 mm (Mai und Juni 300 mm) verzeichnet. Innerhalb der gesamten Stadtflur sind allerdings die klimatischen Unterschiede beträchtlich; denn die Flur erstreckt sich von 520 m ü. d. M. im Geisinggrund bei der Hartmannmühle bis zu 800 m in der Gegend des Zinnwaldberges an der Staatsgrenze. H 1

b) Naturausstattung

Geising hat innerhalb seiner heutigen Gemeindegrenzen keinen Anteil an einer der unterirdischen zinnbergenden Granitkuppen. Fast die gesamte Flur hat den Hauptgang des Granitporphyrs, in den sämtliche Täler eingesenkt sind, zur Unterlage. Die obere Kante des Leitenhanges bildet ungefähr die Grenze zwischen ihm und dem grobkörnig-schuppigen Grauen Freiberger Gneis, der von Osten her nahe an das Rote Wasser heranreicht. Frisch aufgeschlossen ist der Granitporphyr in dem neuen Steinbruch unterhalb der Spülkippe im Tiefen Grund, leidlich frisch am Bahnhof jenseits der Gleise. In grusig zersetztem Zustand, aber noch dunkelrot, finden wir ihn in der kleinen Grube an der Kurve der Straße nach Löwenhain. Als verwitterter Fels tritt er am Roten Stein, an den Hängen des Geisinggrundes und in Bruchstücken auf den Steinrücken des Leitenhanges und der Hüttenbachhänge auf. Im Bett des Geisingbaches, namentlich in dessen unterstem Teil, wie auf dem dortigen Ansatz des Leitenweges liegen große Blöcke, an denen man sehr deutlich die feinkörnige, meist rote Grundmasse und die darin eingesprengten fleisch- bis ziegelroten, manchmal auch gebleichten, oft über 2 cm langen Kristalle von Feldspat (Orthoklas) unterscheiden kann. Der Gehalt des Granitporphyrs an mineralischen Nährstoffen ist nicht bedeutend, aber höher als der des Quarzporphyrs; der sterile Quarz herrscht bei ihm mit 67%, beim Teplitzer Quarzporphyr dagegen mit 74% vor.
Auf den schmalen Talböden der Bäche, ja, bereits in ihren breiten Sammelmulden sind holozäne Sedimente abgelagert, Schotter, die mehr oder weniger von Lehm überzogen werden. Westlich der Karl-Sieber-Straße kam bei Ausschachtungsarbeiten für eine Kläranlage eine stark mit Geröllen verschiedener Größe erfüllte obere Schicht von 0,5 bis 1 m Mächtigkeit zum Vorschein und darunter eine bis zu weiteren 3,5 m erschlossene rotbraune, überaus gleichmäßige und steinlose, lehmig-feinsandige Ablagerung, jedenfalls älterer Aulehm.
Das Gewässernetz im Bereich von Geising (Abb. 14) zeigt, zum Teil durch menschlichen Eingriff verursacht, eine gewisse Kompliziertheit, und bis heute sind nicht alle Bezeichnungen mit Sicherheit festgelegt. Von Altenberg herunter fließt mit stärkstem Gefälle der Tiefenbach (im Tiefen Grunde 1 : 15), 1463 und 1464 wird er die Tiffenbach, 1767 die Altenbergische Bach, auch Altenberger Wasser genannt. Da dieser als erstes Gewässer die rotgefärbten Rückstände der Erzaufbereitung mitführt, wird die Bezeichnung Rotes Wasser mitunter auch auf diesen Wasserlauf ausgedehnt. In früherer Zeit begegnen auch die Namen Rote Müglitz und Geisinger Wasser (Bergamt 1790) für seinen Unterlauf.
Der Tiefenbach empfängt von rechts — jetzt in verborgener Tiefe in einem Tunnel unter der Spülkippe — das Schwarzwasser, dessen Name mit dem von ihm gefüllten „Schwarzen Teich“ zusammenhängen kann. Die einstige Benen-

H 1 nung lautete scheinbar gegensätzlich „das Helle Wasser", (d. h. im „Höllen"-Grund).

Das bei Georgenfeld entspringende Heerwasser wird auch als Zinnwälder Wasser bezeichnet. Es kreuzt den Aschergraben, nimmt von rechts das eigentliche Zinnwalder oder Petzoldwasser und dann das Pfarrwasser (1682 so genannt) aus den Pfarrwiesen auf und vereinigt sich oberhalb von Geising mit einem weiteren Gewässer, das bei Fürstenau als Erdbach entspringt und mit dem Kalten Brunnen zusammenfließt. Vom Zusammentreten dieser beiden Wasseradern an gilt wegen des durchflossenen Hüttenteiches der Name Hüttenbach, der mitunter für den ganzen Lauf bis zum Roten Wasser gebraucht wird.

Im Ort selbst besteht noch heute Unklarheit über die genaue Bezeichnung des Baches. Vertretbar wäre, von der Verbindung des Hüttenbaches mit dem Heerwasser an, also für das ganze Laufstück innerhalb der Stadt, beide Namen zugunsten der schon von MEISSNER 1745 verwendeten Benennung Geisinger oder Geisingbach fallen zu lassen.

Vom Hüttenbach aus ist ein Graben zum Heerwasser geleitet worden, auf den die Bezeichnung Querwasser (1682) angewendet wird. Sein Wasser setzte ursprünglich ein Pochwerk, dann ein daraus entstandenes Sägewerk in Bewegung und ergänzt jetzt den elektrischen Antrieb einer Säge- und Mahlmühle.

Den zahlreichen Gewässern entspricht eine Vielzahl von Terrassenbildungen, die sowohl für die Wahl hochwassersicherer Wohnplätze als auch für die wirtschaftliche Nutzung der Flur bedeutsam sind. Doch ist eine geomorphologische Einordnung des mannigfachen Terrassensystems im Geisinger Talkessel nicht möglich, da eingehende Untersuchungen hierüber noch nicht vorliegen. Es seien daher nur einige Hinweise gegeben. Jene langgestreckten flächenhaften Terrassenfluren unterbrechen das Gefälle der Hänge mehrfach. Ihre Lehnen messen von knapp 2 bis über 12 m. In den meisten Fällen scheint es sich um Schotterterrassen, also Reste alter Talböden, zu handeln, in die sich die Gewässer mit der Zeit wieder tiefer eingegraben haben. Besonders deutlich sind die Terrassenbildungen am Heerwasser, zwischen Pfarrwasser und Hüttenbach und am Rotwasser, ganz ausgeprägt aber am Hüttenbach aufwärts.

Auf Terrassenflächen sind die älteren Siedlungsteile Geisings an der Altenberger und Dresdner Straße angelegt. Auch die bekannte Bergmannssiedlung wurde auf einer Terrasse erbaut, und eine am Fuß des Schauhübels ansetzende Terrasse trägt die Häuser der Löwenhainer und der Karl-Sieber-Straße. Die ausgebreiteten und nur sanft geböschten westlichen Terrassenfluren konnten dem Ackerbau dienstbar gemacht werden. An den Fortsetzungen der Talformen des Geisinger Gebietes sind je zwei präglaziale und postglaziale Terrassensysteme festgestellt worden (WILHELM 1925).

c) Ortsanlage und Hausformen

Die von Süden, von Zinnwald her, in die Stadt eintretende Teplitzer Straße teilt sich in zwei durch den Geisingbach getrennte gleichlaufende Straßenzüge. Rechts läuft die etwas gewundene „Hauptstraße", an der, ihren Namen rechtfertigend,

Rathaus, Schule, Kirche und fast sämtliche Geschäfte liegen, und links vom Wasserlauf die geradliniger geführte, aber locker bebaute und im Stadtverkehr zurücktretende Lange Straße. Nach einem Verlauf von 600 m vereinigen sich beide an der hohen Überführung der Eisenbahn wieder und stoßen senkrecht auf einen Siedlungsteil, der sich aus dem untersten Talstück des Tiefenbaches in das beginnende Rotwassertal, von der Altenberger in die Dresdner Straße, hineinzieht. Hier sind die Anwesen wieder sehr dicht geschart, und bei ihrer tiefen, eingeengten Lage ist das Haften des alten Namens Geisinggrund an diesem Ortsteil einleuchtend. Von der Hauptstraße zweigt nach Südosten die Verbindung nach Löwenhain ab, die außerhalb der Stadt als regelrechte Paßstraße die Höhe dieses Dorfes gewinnt. Einige Wege zwischen den beiden Straßenhauptzügen vollenden die Anlage der älteren Siedlung, in der geringer Raum im Tal und die durchfließenden Gewässer nirgends die Erweiterung zu einem Marktplatz zuließen. Neue Ansätze sind die hochgelegene Karl-Sieber-Straße im Südosten mit den Häusern der Arbeiterwohnungsbaugenossenschaft, die steilen Verbindungswege der Berg- und der Poststraße, die Landhäuser am Schauhübelhang und die Bergmannssiedlung an der äußeren Teplitzer Straße. H 1

Geising, eine Kleinstadt ohne Schloß aus feudalistischer Vergangenheit, aber auch ohne größere Bauten gegenwärtiger Industrie, hat doch seinen ausgeprägten baulichen Charakter. Die schlichten alten Häuser sind hervorgegangen aus den natürlichen Bedingungen des Gebirgslandes, den wirtschaftlichen Gegebenheiten und der handwerksgerechten Verwendung der Baustoffe. Zumeist beobachten wir zwei Vollgeschosse, nicht selten nur das Erdgeschoß, ferner hohe und stark geneigte Dächer mit sparsam verteilten, niedrigen Gaupen, überwiegend Eindeckung mit Schiefer, dazwischen vereinzelt noch Schindelbedachung, Schutz der freien Giebel durch Schindelverkleidung, aber auch durch Brett- oder Schieferbeschlag, richtige Verhältnisse der Fenster und Türen zum Ganzen. Oft ragt das Obergeschoß um ein Geringes, etwa um halbe Balkenbreite heraus. Den leichten Biegungen der Straße folgend, treten die Häuser oft etwas vor oder zurück, lassen auch Lücken für grüne Gärtchen, so daß sich reizvolle Straßenbilder ergeben.

Fachwerk, das gewiß noch mehrfach unter Kalkputz verdeckt erhalten ist, hebt sich mit braunen oder schwarzen Balken und weißen Feldern malerisch hervor, so an der Engen Gasse (Nr. 110) oder der Teplitzer Straße (31); mit liegenden Bockkreuzen (Andreaskreuzen) schmückt es das Ackerbürgerhaus Dresdner Straße 75. Eine noch vollständige bäuerliche Hofanlage zeigt das benachbarte Anwesen Nr. 74, dessen einzelne Gebäude infolge der Hanggestaltung unregelmäßig angeordnet sind (Abb. 25). Das Wohn-Stallhaus ist massiv aufgeführt, während Scheune und Schuppen verbrettertes Fachwerk besitzen. Hervorzuheben sind die verschindelten Giebelfelder von Wohnhaus und Schuppen.

Der alte Blockbau hat in Geising noch einige Vertreter. Bei dem Haus Enge Gasse 112 mit der Jahreszahl 1668 sind Träger und Verstrebungen des Umgebindes und die Bohlenstube, deren Wand allerdings außen verputzt ist, noch vorhanden; das Fachwerk des ein wenig überstehenden Obergeschosses ist leider

H 1

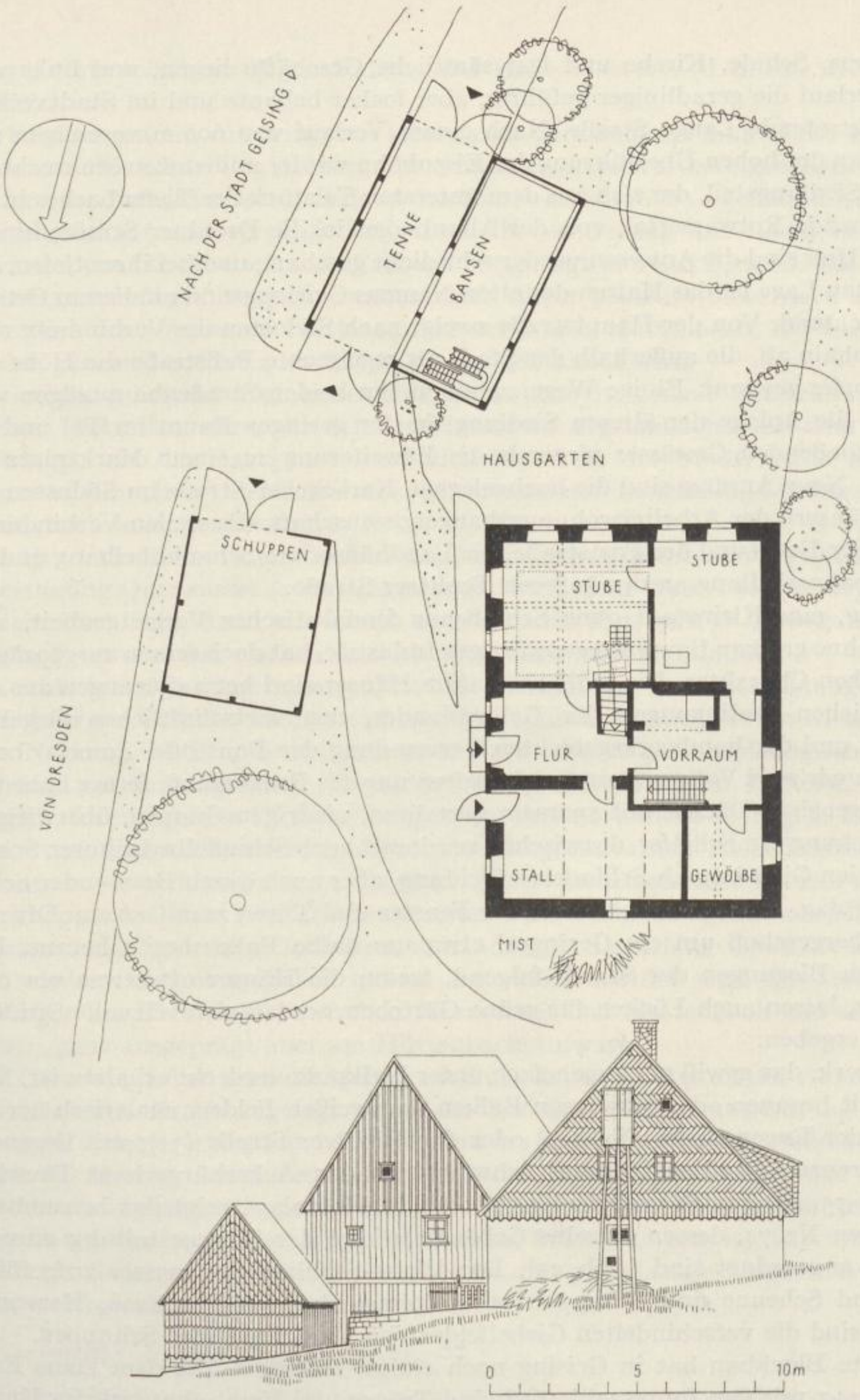


Abb. 25. Bauernhof in Geising, Dresdner Straße 74. Lageplan mit Grundrissen und Ansicht

ebenfalls mit Mauerputz überzogen; die aus lehmüberstrichenen Brettern hergestellte Schleppesse wurde erst 1938 entfernt. Am Erdgeschoßhäuschen Dresdner Straße 88 sind die unter senkrechtem Bretterverschlag verborgenen Bohlenwände und die Ständer erhalten, die Kopfbänder aber wurden weggeschnitten und die Fugung durch Nagelung ersetzt. Das Schindeldach wurde 1960 erneuert. In der Dresdner Straße 92 sind eigentlich nur noch Andeutungen der alten Bauweise sichtbar; die Querbalken ruhen auf Säulen aus Ziegelsteinen, die Wände sind auch in Stein umgebaut. Aber die Haustür mit der Strahlensonne und die Balkendecke im Inneren sind die alten. H 1

Eine erfreulich große Zahl von Hauseingängen, aus denen die Absicht spricht, dem Wohnsitz bei aller Bescheidenheit Ansehen und Gefälligkeit zu verleihen, ist in Geising zu finden. Es sei zunächst auf die Häuser Nr. 117, 118, 141, 171, 189, 191, 204 und 220 verwiesen. Die zumeist aus Sandstein hergestellten Türstöcke werden durch den Schwung der Korbbogen überwölbt und durch Schlußsteine bekrönt. Die ziemlich hohen Sockel der seitlichen Gewändeteile sind leicht gerieft oder tiefer ausgekehlt. Darüber und am Türsturz sind mitunter Blattranken aus dem Stein gearbeitet. Ganz geradlinige, strenger wirkende Türstöcke haben wenigstens den Schmuck konsolengetragener Simse. Glücklicherweise sind oft die Jahre der Erbauung angegeben; wir lesen 1759, 1797, 1803, 1805, 1807, 1829, 1840, also 18. und frühes 19. Jahrhundert, nicht etwa Zeiten besonderen Wohlstandes.

Die hölzernen Türflügel folgen meist dem Gesamtstil, sind in guten Verhältnissen in Einzelfelder gegliedert und mit erhabenen Fächerhalbkreisen oder ganzen und halben Strahlensonnen verziert. Im Bogen des Türsturzes oder auf dem Schlußstein erfüllt oft das Monogramm des Bauherrn seine schmückende und zugleich berichtende Aufgabe. Auch bildliche Zeichen sind manchmal hinzugefügt, so beim Ratskeller und an dem besonders eigenartigen Monogramm des Hauses 191 an der Hauptstraße ein Anker, der in chronikalischen Betrachtungen fälschlich auf einen Seefahrt treibenden Besitzer gedeutet wurde, aber jedenfalls das bloße Sinnbild der Hoffnung ist. Das Posthorn mit der Jahreszahl 1748 über dem Eingang des Hauses 38 an der Langen Straße kennzeichnet dieses als ehemalige Posthalterei für eine Linie der Dresden—Teplitzer Fahrpost. Aus dem großen Steintrog des gegenüberliegenden Stalles wurden die Pferde getränkt.

Einige Häuser verdienen eine Sonderbetrachtung, so in erster Linie das aufs beste erhaltene „Alte Kaufhaus“ oder das „Saitenmacherhaus“ (Abb. 26), wie es nach der von etwa 1690 bis 1948 darin ansässigen Familie auch genannt wird. Ein mächtiges Walmdach verleiht dem wohlgegliederten Fachwerkoberbau über schlichtem steinernem Erdgeschoß einen imposanten Abschluß. Über dem in strengen Formen gehaltenen Renaissanceportal ragt eine Stange mit einer zweihenkligen Zinnkanne heraus. Ist dies auch kein altes Wahrzeichen des Zinngießerhandwerks, so charakterisiert es das Haus als Eigentum eines Zinngießers genügend. Ein schmiedeeisernes Gehänge — Waage, Herz, gerollte Zweige und Blumen sowie ein Schriftband — sind 1939 hinzugekommen. In die

H 1

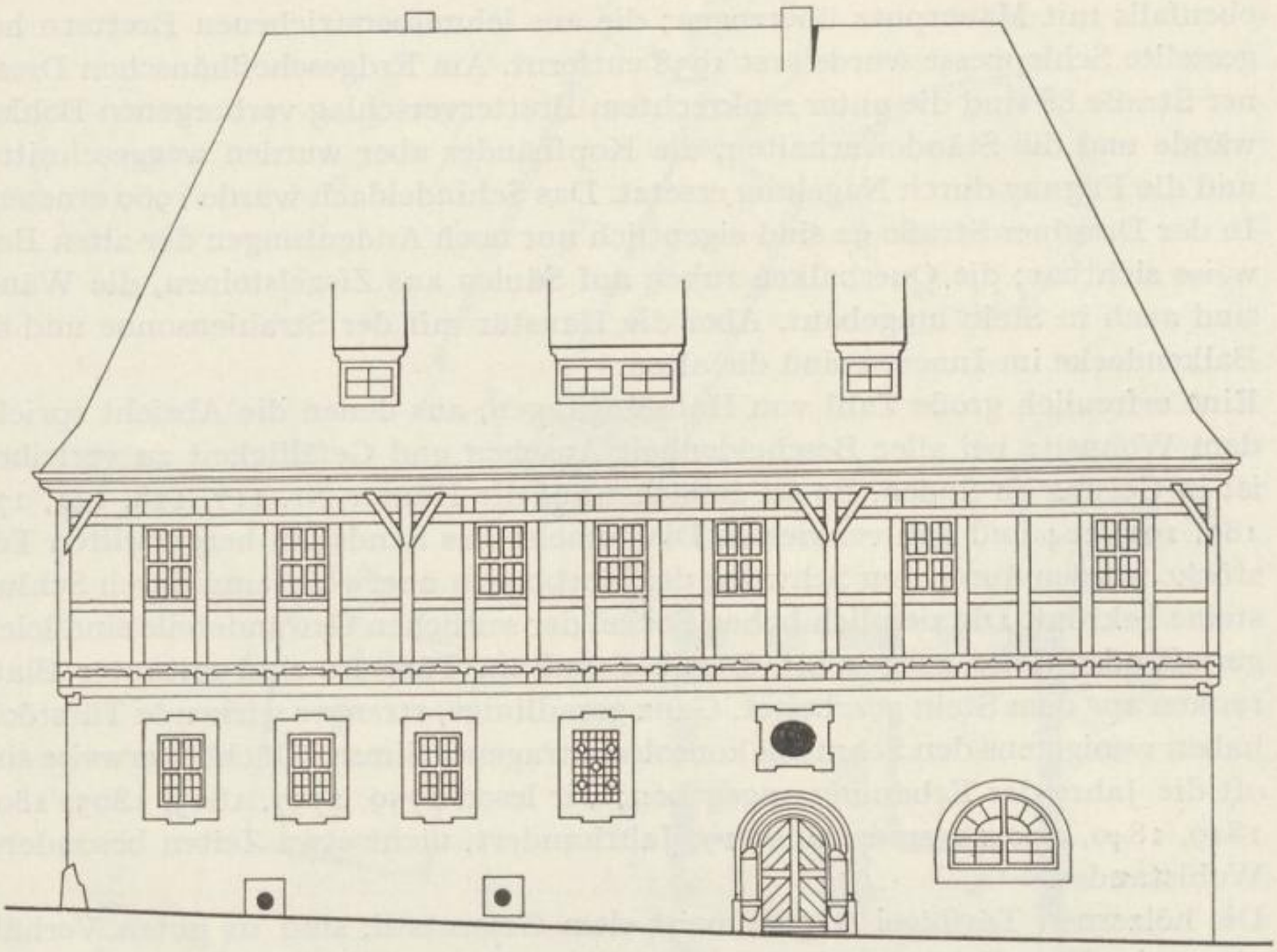


Abb. 26. Ansicht des Saitenmacherhauses in Geising

Wand des weiten Flures ist eine Steintafel mit einem Wappenschild eingemauert, das zwei Bergleute halten und auf dem die abwägende Göttin der Gerechtigkeit in naiver Weise dargestellt ist. Hinzugeschrieben sind das Jahr 1688 und der Name Johann Christoff Wendsch — vermutlich personengleich mit dem 1685 als Mitstifter der Bergmannsleuchte in der Kirche genannten Ratsherrn und Kaufmann J. Chr. Wendisch, der ein begüterter Zinnhändler war. Über die am Deckenbalken befestigte große Hängewaage von 1692 ist wohl mancher Zinnbarren in den Handel gegangen. Einen Raum seitlich des Flures überspannt ein Kreuzgewölbe, das gegenüberliegende Zimmer mit steinernem Türgewände ziert ein Stuckstern an der Decke. Eine hölzerne Treppe, die wie ihr Säulchengeländer farbig marmoriert ist, führt zum Oberstock, um dessen Vorsaal die mit schmiedeeisernen Bändern beschlagenen Türen der Einzelräume sich symmetrisch anordnen. Sie und die Balkendecken sind mit teils alten, teils 1939 erneuerten Ornamenten bemalt. Die gegenwärtige Besitzerin, die der Saitenmacherschen Familie entstammt, hat in ihrer Jugend noch gesehen, wie im Hause aus dem einheimischen Metall blanke, frischem Silber ähnliche form-

schöne Eßgeschirre, Becher und Leuchter gegossen wurden. Das ganze Gebäude H 1
ist ein Zeugnis dafür, wie aus dem Zusammenwirken kunstfertiger Werkleute und eines kunstsinnigen Bauherrn ein eindrucksvolles Wohn- und Geschäftshaus entstand.

In seiner einfachen Gesamtform tritt das alte Brauhaus der Bürgerschaft, Lange Straße 12, nicht besonders hervor. Es zeichnet sich jedoch durch eine wohlabgewogene, etwa reichlich hundert Jahre alte Tür nach der Straße und durch ein Portal an der Hofseite aus, das sicher älter als das Gebäude in seiner jetzigen Gestalt, vielleicht auch dorthin versetzt worden ist. In Muschelformen auslaufende Nischen rechts und links, Reste von Sitzen daran, Rundstäbe, Hohlkehlen und Zahnfries im Bogen ordnen das Hofportal der Renaissance zu und stellen es neben die beiden derselben Epoche entstammenden Bürgerhausportale am Markt in Lauenstein.

Dem baulichen Charakter der Stadt, insbesondere dem des Alten Kaufhauses, ist das 1908 erbaute Rathaus angeglichen (Architekt Gerlach, Dresden): Dem allgemeinen Straßenbild entspricht der Zweigeschoßbau; der Eingang, das etwas vorragende Obergeschoß, das hohe Walmdach, die lange Dachgaupe lehnte der Architekt an ortsübliche Formen an.

Das Haus Hauptstraße 223 mit der Inschrift A E 1759 über der Tür, in seinen baulichen Formen dem größeren Nachbarn, dem Kaufhaus, angenähert, besitzt kunsthandwerklich gestaltete Schmuckteile und Erinnerungszeichen aus der Hand seines Besitzers, des Schlossermeisters Bruno Kadner.

Vor dem Haus Altenberger Straße 63 steht ein verwittertes Steinkreuz, das aus dem Bach, in den es gestürzt war, geborgen wurde. Aus dem eingeritzten Messer oder Krummschwert ist zu schließen, daß es, wie eine nicht geringe Zahl anderer Steinkreuze in Sachsen, als Sühne für eine Gewalttat von deren Urheber gesetzt worden ist. Ein Rechtsbrauch stand zwar hinter dieser Sitte nicht, und infolgedessen ist die Deutung nicht überall gesichert, aber es scheint doch oft vorgekommen zu sein, daß Totenstein und Sühnezeichen zusammenflossen.

Der Stadtpark ist eine schon ältere Anlage. Von ihm aus beginnt der 1924 durch den Erzgebirgsverein und die Stadtverwaltung angelegte, sehr glücklich aus einzelnen Wegstücken zusammengefügte Leitenweg; ein Gang auf ihm erschließt sehr deutlich die Hauptwesenszüge der Stadt und ihrer Landschaft. Aus neuesten Bemühungen um die Schönheit des Ortes, und zum Teil im Nationalen Aufbauwerk errichtet, entstanden die Schmuckanlagen am Bahnhof, am Leitenhof und an einigen anderen Stellen.

Um der Stadt die Eigenart und Geschlossenheit ihres Charakters zu erhalten, hat die Stadtverordnetenversammlung im Einvernehmen mit dem Institut für Denkmalpflege und im Sinne der Verordnung vom 26. Juni 1952 zur Erhaltung des nationalen Kulturerbes am 1. Januar 1960 den „Beschluß zum Schutze des Ortsbildes von Geising“ gefaßt. Dieser gilt in erster Linie Gebäuden und sonstigen baulichen Anlagen, bezieht aber auch wertvolle Naturdenkmale ein.

SLUB
Wir führen Wissen.

H 1 d) Kirche

Die weiträumige Kirche, deren Gemeindeglieder einst nicht nur aus Alt- und Neugeising, sondern auch aus Sächsisch-Zinnwald, Böhmisch-Hinterzinnwald und aus Georgenfeld hier zusammenkamen, steht in der jetzigen Form seit 1689/90, ihr achteckiger Turm mit der Welschen Haube seit 1694. Sie ist die Nachfolgerin eines in den Jahren 1484 bis 1513 errichteten spätgotischen Baues, den der Abt des Klosters Altzella bei Nossen kraft seines bischöflichen Ranges weihte. Diesem Gebäude ging 1479 eine der Jungfrau Maria geweihte Kapelle voraus, durch deren Gründung sich die Neugeisinger Gemeinde von der Kirche zu Lauenstein unabhängig zu machen begann. Endgültig gelang dies aber nur dadurch, daß der Bergherr Hans MÜNZER, als damaliger Grundherr von Lauenstein 1487 zusagte, er wolle dem „pfarner zcu Lawensteyn" als Ersatz für die ihm in Neugeising entgehenden Gebühren „järlich . . . reichen vnnd gebin sieben scheffel korn, zehn scheffell haffern". Die Altgeisinger gehörten ursprünglich dem Kirchspiel ihrer Grundherrschaft in Bärenstein an, ließen sich aber bald nach Neugeising einpfarren, so daß sie zwar nur über den Bach, aber in ein anderes Herrschaftsgebiet zur Kirche gingen. Das Wappen über dem Kircheneingang ist das eines Patrons der Kirche und Förderers des Baues, eines Lauensteiner Bünau.

Die Vorhalle bewahrt zwischen Tafeln zur Erinnerung an die drei 1870/71 gefallenen Stadtsöhne und an die 41 Opfer des ersten Weltkrieges die Gestalt des mit blutenden Wunden sehr realistisch behandelten gekreuzigten Christus, die etwa 1480 geschaffen worden ist. Der über dem Sockel mit dem Bilde des Abendmahls in drei Staffeln errichtete hohe Altar wird bergstadtmäßig mit Schlägel und Eisen bekrönt; das Jahr 1750 darunter ist das seiner endgültigen Fertigstellung. Auf dem Altartisch stehen zwei schlichte, barocke Bergmannsfiguren aus Zinn, 57 cm hoch, historisch getreu in ihrer Tracht; künstlerisch befriedigen diese beiden handwerklichen Leistungen besonders, weil hier eigentlich gegen die Vorliebe ihrer Zeit auf alles Beiwerk verzichtet worden ist. Jede hält in der einen Hand den Untersatz einer Kerze und in der anderen einen angelehnten Schild, der die Namen der Stifter, des „Bürgers, Rathsgliedes und Handelsmannes zum Neuen Geising J. Chr. Wendisch" und des Gräflich Sternbergschen, demnach in Böhmisch-Zinnwald tätigen Berggeschworenen Johann Grundig, dazu den Stiftungstag, „an Pfingsten 1685", kündet. Aus dem Metall des heimatlichen Bodens ist auch das Taufbecken gefertigt, das zum sandsteinernen, mit zwei barocken Kinderfiguren geschmückten Taufstein gehört. Aus Zinn gegossen sind noch einige Leuchter, eine das Abendmahl darstellende Bildtafel und die Verzierung des Leichenvortragekreuzes. Zu Seiten des Altars schweben an langen Seilen zwei aus Holz geschnitzte Engel, über dem Taufstein der kindliche „Taufengel" und an der anderen Seite der ein Spruchband haltende, erwachsen erscheinende „Predigtengel". Am hölzernen Lesepult, das vielleicht ein Teil der alten Kanzel war, bricht die Sonne aus Wolken, leuchtet das Zeichen Gottes, und Engel schauen heraus. Ein umfänglicher Rest des spätgotischen Flügel-

altars aus der alten Kirche ist an der Rückwand aufgestellt, eine rechtschaffene, nicht über den Durchschnitt hinausgehende Schnitzarbeit des ausgehenden 15. Jahrhunderts. Beachtung verdient wegen der seltenen Erhaltung der Hintergrund aus gepreßtem und vergoldetem Leder; vor diesem stehen im Mittelteil der auferstandene Christus, links Maria als Himmelskönigin auf der Mondsichel mit dem Jesuskind, rechts Maria Salome, die Salbenbüchse tragend, auf den Seitenteilen mit porträtartigen Gesichtern Bischof Erasmus und der Heilige Hieronymus von Stridon, der auch von DÜRER abgebildete Verfasser der Vulgata. Die ausgezeichnete Orgel von 1745 ist das Werk eines Silbermannschülers, Johann Daniel RANFFTS; sie steht unter Denkmalschutz. Als Zeugnisse starker Überzeugungstreue verwahrt die Kirche das Grabdenkmal des Bergmeisters Jakob KNAUTH, der zweimal wegen seines evangelischen Glaubens ins Exil ging und 1728 mit den Exulanten aus Böhmen kam, sowie die Grüfte mehrerer Pfarrer, die die Gegenreformation aus böhmischen Orten vertrieb. H 1

e) Geschichtliche Entwicklung

Seit alter Zeit, urkundlich erstmals 1551, in Wirklichkeit wohl seit dem Hinzutreten einer neuen Siedlung rechts vom Geisingbach im Jahre 1462, wird unser Städtchen in Alt- und Neugeising geschieden. Über die Entstehung von Altgeising sind sichere Nachrichten nicht bekannt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß es älter ist als Altenberg. Wenn das „Städtchen Geising", wobei es sich nur um Altgeising handeln kann, 1446 in einem Gutachten für den Kurfürsten als Ort der Flöße, d. h. des letzten Ausschmelzens des Zinnes, und als Markt dafür in dem neu eröffneten Bergbaubezirk vorgeschlagen wird, dürfte es schon zu einer gewissen Entwicklung gelangt sein. Drei Jahre nach dieser ersten erhaltenen Urkunde ist ein Besitzverzeichnis der Herrschaft Bärenstein ausgefertigt, nach dem im Jahre 1449 in Altgeising ein Hammerwerk für Eisenverarbeitung bestand. Das würde einer mehrfach belegbaren Entwicklung des Bergbaus im Erzgebirge entsprechen, in der Abbau und Aufbereitung des Eisens der Gewinnung anderer Metalle vorausgegangen sind. Die in der „Meißnischen Land- und Bergchronica" von 1589 ausgesprochene Meinung Peter WEISSES (Petrus ALBINUS, 1534 bis 1598), daß Geising sein Entstehen den „daselbst gewesenen Schmelzhütten" zu verdanken habe, ließe sich in dieser Weise auch verstehen, doch wissen wir nicht, welche Urkunden ihm zur Verfügung standen.
Die älteren neuhochdeutschen Sprachformen geuß, geußt neben gieß, gießt veranlaßten die meisten Chronisten, auch die Bildung des Ortsnamens auf das Schmelzen und Gießen zurückzuführen, doch fehlen Beweise. „Gewsing" (= Geusing) heißt der Ort in der Urkunde von 1449, und am Ende des 15. Jahrhunderts taucht die Form „im Geysigk" auf, die noch OEDER verwendet. Altenberg wird 1451 „Off dem Geußingißberge" genannt, vielleicht liegt auch darin ein Hinweis auf den Altersvorrang des Städtchens Geising. Dessen Bewohner wurden von den höher siedelnden Nachbarn als „die im Geisingsgrunde" (1477 Gusingeßgrunt, 1536 im alten Geußingesgrunde) unterschieden.

H 1 Die schon von Oeder-Zimmermann verzeichnete und heute noch bemerkbear dichte Häufung von Anwesen am unteren Tiefen- und Geisingbach und am beginnenden Rotwasser, dazu die dort sich sammelnde starke Wasserkraft lassen an dieser Stelle den Kern von Altgeising mit dem Hammerwerk vermuten.
Urkundlich nachweisbar ist die Entstehung Neugeisings; denn ein im Sächsischen Landeshauptarchiv vorliegender Erlaß des Kurfürsten Friedrich II. vom 6. Juli 1462 an „Fritze von Kockericz, voit zcum Lawensteyn" legt für die ersten, namentlich genannten 11 Neugeisinger Bürger die Erbzinsen, für je ein Haus mit anliegendem Grundstück und mehrfach für eine Wiese fest und gewährt ihnen mit der Erlaubnis zum Bau von Fleisch- und Brotbänken sowie von Brauhäusern städtische Rechte. In der Hoffnung auf weiteren Zuzug und eine rasche Entwicklung erhielten also diese wenigen Familien von Bergleuten nicht alle, aber wesentliche Rechte einer städtischen Gemeinde.
Da Heerwasser, Geisingbach und Rotwasser die Grenze zwischen den Herrschaften Bärenstein und Lauenstein bildeten, unterstand Altgeising der Herrschaft Bärenstein und wurde mit dem gesamten Bernsteinschen Besitz am 15. August 1491 an Herzog Georg verkauft. Es wurde Teil des Amtes Altenberg und lebte im Schatten der Stadt Altenberg. Dagegen suchten die Lauensteiner Grundherren Neugeising so viel als möglich zu heben, indem sie ihm neben der Stadtgerechtigkeit und der Erlaubnis zur Einrichtung einer eigenen Kirchgemeinde noch weitere Freiheiten erwirkten. Im Jahre 1517 wurden bestätigt oder neu gewährt: freies Bau- und Brauholz aus den grundherrlichen Wäldern, freier Markt mit Schlachten, Backen, Brauen, Schenken von allerhand Getränken, wie süßem Wein, Met und Bier, freier Salzmarkt, Handel auf dem Markt und in Häusern. Natürlich flossen dafür den Grundherren Einkünfte aus den oben erwähnten Berechtigungen der Stadt und ferner als Erbzins zu. Andererseits blieben die Neugeisinger Einwohner laut dem Erbregister Lauensteins von 1686 von Abgaben und Diensten an die Erb-, Lehn- und Gerichtsherren in Lauenstein nicht verschont, eben weil die erhoffte Entwicklung zur blühenden Bergstadt ausblieb. Die Ortsbildung ging nicht sehr weit über die eines Dorfes hinaus — und die Bürger hatten fast die gleichen Feudallasten zu tragen wie die Bauern. Fronen mußten die Geisinger in fast derselben Weise wie die Häusler auf den Dörfern, nämlich in Form von Diensten mit der Hand. Wurden diese nicht in Anspruch genommen, so forderte der Herr anstelle von je 30 Tagen Dienst 4 leichte Groschen oder 3 große Groschen $7^1/_2$ Heller. Nach den Erbzinsregistern des 17. und 18. Jahrhunderts traf ferner der Kinderzwangdienst auch hier die Jugend. Die Hausgenossen hatten sodann für die Herrschaft gegen die geringe Entlohnung von 3 Groschen grobes, mittleres oder feines Garn zu spinnen; die Leineweber hatten das Stück für 2 Groschen 6 Pfennige zu wirken. Die Maurer und Zimmerleute mußten, solange die Herrschaft ihrer bedurfte, auf deren Bauten für 3 Groschen den Tag, die Meister für 4 Groschen, die Handlanger für 2 Groschen 6 Pfennige arbeiten.
Sehr bald ging die Nachbarstadt Altenberg gegen die städtischen Privilegien Geisings an (Chr. Meissner 1747). Schon 1496 beschwerten sich „die vom

Geysingsberg“ über die Ausbreitung des Handels derer „vom Geysingsgrunde“. H 1
Tatsächlich wurde damals den Geisingern untersagt, Bier nach auswärts zu verkaufen und mit auswärtigem Brot zu handeln; auch sollten die Geisinger Handwerker alle Erzeugnisse, die sie nicht im eigenen Hause verkauften, auf dem Markt in Altenberg feilbieten.

Mit Geising bringen ältere Nachrichten die Bergherrenfamilie Kölbel in Verbindung, die einst auf einem ritterlichen Gut in Kulm in Böhmen ansässig war. Das Geschlecht, das später Böhmen seines evangelischen Glaubens wegen verlassen mußte, trieb nachweisbar eifrig Bergbau in Graupen, gehörte zu den ersten Unternehmern in Altenberg und soll in Geising das „Hohe Haus“ erbaut und sich danach Kölbel von Geising genannt haben. Sicher besaß ein Kölbel um 1570 die Dörfer Naundorf und Schmiedeberg (Wappen am Dreibrüderstein), allerdings ohne sich je „von Geising“ zu nennen. Umstritten ist aber, ob das bescheidene Haus Nr. 55 in Altgeising, das über der sehr alten Tür die Jahreszahl 1497 zeigt, als jenes Hohe Haus zu betrachten ist. Leider ist der ursprüngliche Zustand stark verändert, weil das alte Obergeschoß 1768 durch das jetzige ersetzt wurde.

Die gegenreformatorische Bewegung des Jahres 1728 in Böhmen und das Wirken des Geisinger Pfarrers Kauderbach führten auch nach Geising Zinnwälder Exulanten (s. G 18 b). Hungersnot und Teuerung trieben dagegen 1771/72 manche Bewohner mit ihren Familien zum Wegwandern (F. A. Brandner 1845). Durch Lieferung von Lebensmitteln und durch Geldbeihilfen suchte die Regierung dem entgegenzuwirken.

Im Befreiungskrieg von 1813 zogen zunächst französische Truppen und dann die der Verbündeten auf dem Weg nach Dresden durch Geising. Auch der Rückzug nach der Schlacht am 27./28. August 1813 erfolgte durch Geising. Den Einwohnern blieb, soweit sie nicht ihr Eigentum in Schächten und Stollen oder im Wald hatten verbergen können, nur das Armseligste an Kleidung und Vorräten zurück. Brandner (1841) berichtet in seiner Lauensteiner Chronik folgenden bezeichnenden Vorfall aus Geising: „Bei einem Kindtaufs-Actus bestand der Ornat des damaligen Pfarrers . . . in einer alten Schachtmütze, einem Bergkittel und alten Pantoffeln, während die Pathen, denen auf dem Wege die Stiefel ausgezogen worden waren, in Strümpfen, barfuß und in lumpiger Kleidung um den Tisch herumstanden.“

Bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts hinein stand weder Neugeising noch Altgeising eine eigentliche Ratsverfassung zu. Richter und Schöppen vertraten die Stelle eines städtischen Rates und übten in Neugeising im Namen der Herrschaft Lauenstein die niedere Gerichtsbarkeit aus. Ein Zeichen dieser Berechtigung war die in den Statuten der Stadt Neugeising (1690, S. 10) genehmigte „Gerichtshand“, die heute noch im Rathaus aufbewahrte, bronzene Nachbildung einer menschlichen Hand. Der Ortsrichter sollte sie bei der Durchsicht der Wirtshäuser und bei der Schlichtung von Zänkereien und Schlägereien bei sich führen und durfte Ungehorsamen einen „guten Streich“ geben. 1857 wurden beide politische Gemeinden, die zwar stets eine räumliche und wirtschaftliche Einheit

H 1 gebildet, aber ihr Schulwesen getrennt gehalten hatten, verwaltungsmäßig miteinander verbunden.

f) Wirtschaft und Verkehr

Dem Bergbau der näheren Umgebung verdankt Geising seine Entstehung, während die Erzaufbereitung und das Schmelzen seinen Bestand mit gewährleistet haben, als die Erzgewinnung wegfiel. Er war trotz seiner stets bescheidenen Ausmaße einige Jahrhunderte hindurch bestimmend für das Wirtschaftsleben des winzigen Städtchens. Quellenmäßig greifbar wird er im 15. Jahrhundert als Zinnbergbau. Namentlich in der Gegend des heutigen Sportplatzes und oberhalb davon im Heerwassertal enthält eine jetzt baumbewachsene Schotterablagerung außer Blöcken von Porphyr solche von zinnhaltigem Granit, die der Zinnwalder Bach ins Heerwasser verfrachtet hat; hier ist einst geseift worden. Vielleicht hatte Geising auch Anteil an den untersten Seifen des Tiefen Grundes; dies würde am leichtesten die Gründung des Ortes als Bergstadt erklären.

Mit der Zeit wurde auch im festen Gestein auf Zinn geschürft, und Chr. Meissner weiß von 15 Fundgruben, darunter 3 Stollen, für die in den Jahren 1586 bis 1620 die Belehnung erfolgt ist. Auf der Altgeisinger Sommerleite sollen zwischen 1568 und 1627 sogar 53 Fundgruben und 1 Erbstollen in Angriff genommen worden sein. Das 1937 vollendete Flurnamenverzeichnis kennt noch ehemalige 16 Fundgruben und 8 Erbstollen, dazu 13 Pochwerke, 4 Flutmühlen, die abgeschwemmte Pochmassen verarbeiteten, und 2 Schmelzhütten, denen mindestens noch als dritte die der Herren von Bünau an der Straße nach Zinnwald hinzuzurechnen ist. Doch zeigt schon die Zahl der Anlagen, daß Geising als Bergort nicht an die Bedeutung Altenbergs heranreicht. Die meisten Versuche „fielen bald wieder ins Freie“, weil sie sich nicht lohnten. Der gesamte Bergbau Geisings hat wahrscheinlich nie sehr hohe Erträge gebracht und kam zum großen Teil schon im 18. Jahrhundert zum Erliegen. Die in Geising wohnhaften Bergleute mußten überwiegend auswärts ihrer Arbeit nachgehen, vorzugsweise auf dem nahen Altenberger Neufang und in Zinnwald, manche fuhren sogar in die entfernten böhmischen Bergwerke von Graupen und Niklasberg ein.

Auffallend zahlreich blieben Pochwerke und Schmelzhütten. Das erklärt sich damit, daß hier reichlicher als in Altenberg und Zinnwald Wasser und Wasserkraft zur Verfügung standen und daß die vor dem Schmelzen notwendige langwierige Aufbereitung von Erzen aus der gesamten Herrschaft Lauenstein und aus Böhmisch-Zinnwald hier erfolgte, ehe aus dem Konzentrat in den hiesigen Hüttenwerken Zinn ausgeschmolzen werden konnte. Im Zinnhandel hat Geising in der Tat eine wichtige Rolle gespielt; auch die Weiterverarbeitung, und zwar nicht nur Zinngießerei, ist noch lange betrieben worden. So verarbeitete im 18. Jahrhundert Zinn der in der Sandermühle begründete und bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts bestehende Folienhammer, der noch 1802 30 Zentner Blattzinn (Stanniol) lieferte. Mit ihm stand eine Spiegelfabrik im Zusammenhang (A. Schumann, Bd. 7, 1820).

Neugeising war ferner für die Herrschaft Lauenstein, also vor allem auch für Zinnwald, der Sitz des Bünauischen Vasallenbergamts, das schon 1475 mit einem Bergmeister, einem Geschworenen und einem Markscheider und später mit 8 Personen besetzt war. Die 1692 erlassene Berg- und Hüttenordnung hatte bis ins 19. Jahrhundert ihre Gültigkeit, und erst 1865 erlosch die Funktion des gräflichen Bergmeisters infolge der Neuregelung des Bergrechts in ganz Sachsen. H 1

Fieberartig flackerte die Erzgewinnung während des ersten Weltkrieges wieder auf, als bekannt wurde, daß in nicht geringer Menge noch in Abraumhalden und weggeworfenen Schlacken Wolframit enthalten war, mit dem man den großen Bedarf an Wolfram zur Stahlveredlung decken zu können hoffte. Man sah die Geisinger die Gartenerde durchsieben, Wegeschotterung und sogar aus irregeleitetem Patriotismus Stubendielen der Erdgeschosse aufreißen, der Bach wurde ausgebaggert, jeder Haldenrest mit kundigem Blick durchsucht (s. G 18). In die Kasse der Stadtverwaltung, die die Sammelarbeit leitete, flossen Millionen — um in den Wogen der Inflation bald wieder zu verschwinden.

Die Verarbeitung des heimischen Holzes, das lange vom Hüttenwesen beansprucht wurde, ist erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts stärker hervorgetreten. Zwar gab es vorher schon Sägewerke, von denen heute nur noch eines arbeitet, aber die Holzdrechselei, wie sie sich heute in zwei Zubringerbetrieben für die volkseigene Industrie findet, und die kunsthandwerkliche und künstlerische Verwendung des Holzes haben sich erst in neuerer Zeit entwickelt. Von den beiden Holzschleifereien ist nur noch die Kämpfemühle in Betrieb.

Die Menge und Güte des Wiesenwuchses ermöglichte bis zur Jahrhundertwende einen ansehnlichen Heuhandel, der sich für den Transport auch nach Erbauung der Eisenbahn noch der großen, 40 bis 50 Zentner fassenden Pferdeplanwagen bediente und als Rückfracht Waren des Dresdner Marktes mitbrachte.

Nicht weniger als 134 landwirtschaftliche Betriebe gehörten noch bis in die jüngste Vergangenheit in den Rahmen der „städtischen“ Wirtschaft. Die beachtliche Menge von 88 Kleinstbetrieben bis zu 2 ha und von 31 zwischen 2 und 5 ha im Erhebungsjahr 1925 erklärt sich daraus, daß jedes ältere Grundstück der Stadt mit etwas Feld und Wiese ausgestattet war. Außerdem bewirtschafteten 9 Betriebe 5 bis 10, 5 Betriebe 10 bis 20 und einer über 20 ha Land. Die am 13. April 1960 erfolgte Gründung einer landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft des Typs I dürfte die ungünstige Kleinteilung beseitigen, und der Name „Weideglück“ für die Genossenschaft betont, daß der Hauptwert auf die Viehhaltung gelegt wird, die von jeher ergiebiger als der Ackerbau war (Ackerwertzahl 26). Der noch für 1959 genannte niedrige Viehbesatz von 45,5 Rindern auf 100 ha bestätigt, ähnlich wie in Lauenstein, die typischen Verhältnisse einer kleinen Gebirgsstadt, in der die unrentable Erzeugung an Feldfrüchten nur für den eigenen Bedarf bisher eine wesentliche Rolle spielte.

Das durch den Rückgang des Bergbaus hervorgerufene Angebot von Arbeitskräften rief eine Zeitlang nicht standortgebundene Betriebe ins Leben, in denen Leim, Stärke, Tabakwaren und Gegenstände aus Terrakotta und Majolika her-

H 1 gestellt wurden. Klöppelei, die nicht sehr gedieh, und Strohflechterei, aus der später das Flechten von Bast hervorging, sollten im 19. Jahrhundert auch hier den dürftigen Bergmannslohn ergänzen helfen. Eine staatliche Flechtschule unterwies in der Flechttechnik und lehrte die Herstellung neuer und geschmackvoller Muster; nach mehr als dreißigjährigem Bestehen wurde sie 1909 wieder geschlossen. Ein junger, von Glashütte aus gegründeter Erwerbszweig ist die Feinmechanik. Drei Einzelbetriebe und eine handwerkliche Produktionsgenossenschaft fertigen Ölspritzen für Dieselmotoren und Teile von Uhren und Apparaten; das Werk an der Hartmannmühle stellt Feinmeßwerkzeuge her. 40% aller Geisinger Arbeiter finden in der Uhren- und feinmechanischen Industrie von Glashütte selbst Lohn und Brot. So ist Geising im wesentlichen nur Arbeiterwohngemeinde.

An dem Fremdenverkehr der Neuzeit gewann Geising infolge seiner geschützten, für Erholung gut geeigneten Lage und infolge des 1890 bis hierher geführten Baues der Müglitztalbahn bald einen bedeutsamen Anteil, der sich bis zur Gegenwart beständig steigerte. Die Stadtverwaltung rechnet mit 12000 Gästen im Jahr, die sich hier teils für die Dauer ihrer gesamten Urlaubszeit, teils nur für einige Tage als Wanderer aufhalten und einen starken wirtschaftlichen Faktor darstellen. Der Feriendienst des FDGB ist mit einem schönen Genesungsheim und 113 vertraglich gesicherten Plätzen bei Privatvermietern vertreten; 6 Betriebe aus der Dresdner Gegend und aus Liebenwerda sowie die Technische Universität Dresden haben eigene Erholungsheime geschaffen. 2 geräumige Jugendherbergen und 2 Sporthütten halten ebenfalls ihre Pforten offen.

Der verhältnismäßig geringen wirtschaftlichen Bedeutung Geisings entsprechen die Verkehrsverhältnisse. Auf dem Schienenweg ist die Stadt nur durch eine Nebenbahn zu erreichen (s. C 3 b). Die Fernverkehrsstraße 171 verbindet Geising mit dem Elbtal und Altenberg bei gleicher Linienführung wie die Bahnstrecke, führt aber nur durch den Geisinggrund. Ihre Abzweigung nach Zinnwald bringt keinen wesentlichen Verkehr nach Geising. Zwei alte Überlandwege, der von Lauenstein über den Höhenrücken durch den Altgeisinger Geisinggrund und Altenberg sowie der den Tiefen Grund schneidende Weg von Altenberg über das Südende von Alt- und Neugeising nach Fürstenau und Graupen sind nie von größerer Bedeutung gewesen. Für den Wanderer ist die Strecke Geising—Lauenstein als Teil des Hauptwanderweges Zittau—Fichtelberg—Eisenach—Wernigerode wichtig.

Bahnbrechend sind die Geisinger auf dem Gebiet des Wintersports geworden. Sie riefen 1906 zum ersten Mal norwegische Schispringer ins Osterzgebirge. Heute stehen zwei neue Sprungschanzen zur Verfügung, die 1949 durch Geisinger Sportfreunde erbaute Gründel- oder Pionierschanze an der Langen Straße und die Rudolf-Rühl-Schanze an der Kohlhaukuppe. Geisinger Sportleute legten 1950 nahe der Gründelschanze das erste Eisstadion des Erzgebirges an, das der Austragung von Wettkämpfen im Kunstlauf und im Eishockey dient; im Sommer finden auf dieser Fläche Tennis-, Volleyball- und Fußballspiele statt. Bedeutende Mittel stellte die Regierung unserer Deutschen Demokratischen

Republik zur Verfügung, um den alten Hüttenteich in eine der größten Natur- H 1
eiskampfbahnen Europas zu verwandeln (s. H 10).

g) Bewohner

Zur Wesensart der Bevölkerung und einzelner Persönlichkeiten läßt sich trotz des wenig umfangreichen Einwohnerkreises (s. Tab. A) manches berichten. Die Kleinstadt ist der Geburtsort bekannter Musiker. Die beiden unmittelbaren Vorgänger Johann Sebastian Bachs an der Thomaskirche zu Leipzig sind Geisinger Herkunft. Der erste von ihnen, Johann Schelle, 1648 in der alten Geisinger Schule als Kantorssohn geboren, versah das berühmte Leipziger Amt von 1677 bis zu seinem Tode 1701. Die Staatsbibliothek in Berlin und die Bücherei der ehemaligen Fürstenschule in Meißen bewahren von ihm 48 Werke auf, die von seinen 186 Kompositionen erhalten geblieben sind. Sein Mitarbeiter als Organist und späterer Nachfolger war der 1660 als Sohn eines Tischlers in einem winzigen Häuschen eines Seitenweges der Hauptstraße geborene Johann Kuhnau (eigentlich Kuhn). Er wirkte von 1701 an bis zu seinem Tod im Jahre 1722 als Thomaskantor und hat in der Musikgeschichte einen ehrenvollen Platz als Schöpfer der Klaviersonate gewonnen. Eichentafeln an ihren Geburtshäusern und alljährliche Aufführungen der von ihnen geschaffenen geistlichen Musik in der Kirche halten in Geising das Gedenken an die beiden bedeutenden Söhne der Stadt wach.

Von 1945 bis an sein Lebensende im Jahre 1950 wohnte hier der Konzertpianist und Komponist von Klavier- und Chorwerken, von Kammermusik, Operetten und einer Oper Nino Neidhardt, der auch mehrere Jahre als stellvertretender Bürgermeister um das Wohl des Gemeinwesens bemüht war. An ihn erinnert ein Gedenkstein in der Lindenallee.

Die Geistesbewegung der Romantik mit ihrem Sinn für das Volkslied drang bis in unser entlegenes Gebirgsland. Im Jahre 1843 traten Bürger unserer und der Nachbarstadt zum „Altenberg-Geisinger Gesangverein“ zusammen, von dem sich 1859 ein eigener Männergesangverein abtrennte, der noch heute nach der Vereinigung mit einem gemischten Chor unter dem Namen „Volkschor Geising“ besteht. Die Sänger boten im Laufe von über 100 Jahren nicht nur Konzerte verschiedenster Art für Einheimische und Urlaubsgäste, sondern veranstalteten mit eigener Bühneneinrichtung auch schauspielerische Aufführungen. Ihnen gesellten sich Vertreter der bildenden Künste zu, so der Maler Ewald Schönberg (gest. 1949), der Graphiker Heribert Fischer, der Maler Friedrich Masche und der Holzbildhauer Siegfried Urbank; ihnen allen liefert die erzgebirgische Umwelt die Anregungen für ihr gegenwartsnahes Schaffen.

h) Flurnamen und Sagen

Die „Leiten“ — man unterscheidet besonders die Kirchen- und Schulleite — liegen am östlichen Bergabhang. Ihre unbequeme Steilheit, die sogar dazu nötigte, den Dünger in Körben auf dem Rücken hinaufzutragen, ist die Ursache dafür, daß nur noch wenige Ackerstückchen oder Hangwiesen landwirtschaft-

SLUB
Wir führen Wissen.

H 1 lich genutzt werden, das meiste Land wieder mit Wald bepflanzt wurde. Daß sie einige Jahrhunderte hindurch doch einer mühseligen Landwirtschaft dienten, davon zeugen die stark ausgebildeten Steinrücken, die zum Teil noch im Wald sichtbar sind. Jetzt wird auch der Wald als „Leitenbusch“ bezeichnet.
Auf eine steile Absenkung verweist ebenfalls der Feldname Knöchel im Süden der Neugeisinger Flur (s. F 6). „Leierberg“ und „Scharspitze“ lassen sich nur schwer sicher deuten.
Östlich des „Bärenwaldes“ am rechten Hang des unteren Geisinggrundes schneidet die Flurgrenze gegen Lauenstein die „Nasse Lehn“, eine feuchte Senke, in der wahrscheinlich „die nassen Lehen“ der Lauensteiner Bürger lagen. Im „Hohen Busch“, dem am linken Hang des unteren Geisinggrundes steil ansteigenden Wald, fand sich bis zu seiner Sprengung der „Blutstein“, ein riesiger Block, wahrscheinlich aus „blutrotem“ Granitporphyr.
Zwischen Hüttenteich und Kohlhaukuppe haben spätere Rodungen das „Räumig“ (Räumicht, Räumrig oder die Räumriche, mundartlich die Reimerche) geschaffen. Hier sind 163 winzige Parzellen mit einer Gesamtfläche von rund 12 ha den einzelnen Hausbesitzern nachträglich zugeteilt worden.
Eine angenehme Verbindung mit dem Nachbarland Böhmen war früher der „Biersteig“; er verlief über den „Butterwinkel“, der nicht mit dem Nahrungsmittel zusammenhängen muß, sondern ein außerhalb der geschlossenen Gemeindeflur liegendes, vom allgemeinen Viehtrieb befreites Feldstück (mhd. biunte) sein kann. „Viehtreibe, Viehtrift“ (1824) oder kurz „die Trebe“ heißt heute ein Weg von der Zinnwalder Straße nach dem Oberen Vorwerk. Der „Lagerplan“, die „Marketender“ (mundartlich Markedähner) und „Voigts Wache“ in der Gegend der Kohlhaukuppe, ferner die „Wache“ am Goldhahnweg gelten als Erinnerung an Heerzüge und Heerlager.
Es nimmt nicht wunder, daß Geisinger Sagen sich um den Berg und um den Bergbau gesponnen haben. Man erzählte einst von Schätzen im Geisingberg, zu denen man nur die verschüttete Tür finden müßte, vom Grauen Mann in Neugeising, der den Bergleuten gute Ratschläge erteilte, wie sie sich vor Unfällen in der Grube schützen könnten, und vom märchenhaften Otternkönig, dessen Krone dem, der sie raubt, unerschöpflichen Reichtum sichern würde.

H 2 Tiefer Erbstollen

Einem Gemäuer aus Bruchsteinen an der Dresdner Straße, früher einem fensterlosen, wuchtig wirkenden Haus, entfließt klares Wasser. Der nach dem Abbruch jenes Hauses inzwischen wieder angebrachte Stein mit der Inschrift „Zwitterstocks Tiefer Erbstolln“ lenkt die Aufmerksamkeit auf ein hinter diesem Mundloch im Erdinneren verborgenes, aber überaus bedeutsames bergmännisches Bauwerk (Abb. 15). Mit dem Eindringen der Abbaue in größere Tiefen des Altenberger Zwitterstocks wuchs der Zufluß an unterirdischen Sickerwässern, die nach fünf Jahrzehnten fleißiger Grubenarbeit mit den Hebeeinrichtungen des 15. Jahrhunderts nicht mehr zu bewältigen waren. Auf Ver-

anlassung der fürstlichen Regalherren wurde um 1490 eine Gesellschaft für den Stollenbau gebildet, an deren Kapitalbeschaffung im 16. Jahrhundert der Kurfürst selbst mit $^5/_{32}$, der Rat zu Freiberg mit $^4/_{32}$, bekannte sächsische Adelsgeschlechter mit $^2/_{32}$ oder $^1/_{32}$, der Rat zu Leipzig, die Klöster Ossegg und wohl auch Altzella, dazu Domkapitel und Stifte beteiligt waren (E. Reyer 1879). Die meisten von ihnen waren verläßliche, kapitalkräftige Partner, die für dieses langwierige, kostspielige Unternehmen durch den Kurfürsten mehr oder weniger nachdrücklich zur Beisteuer aufgefordert worden waren; die Einteilung in Zweiunddreißigstel entsprach dem alten Freiberger Bergrecht; sonst war damals schon die Einteilung in 128 Kuxe üblich. H 2

Im Jahre 1491 wurde der Einschlag vom Rotwassertal aus und zugleich vom Gegenort in 132 m Tiefe des Zwitterstocks begonnen. Mehrfach wurden die Arbeiten wegen Erschöpfung der Geldmittel unterbrochen und zogen sich bis 1553 hin. Die beiden gegeneinander vorgetriebenen Strecken trafen schließlich nicht in gleicher Höhe aufeinander, da die Berechnungen der Markscheider nicht genau stimmten. So stürzt am „Gesprenge“ das Wasser mit dumpfem Rauschen 3 m auf die tiefere Sohle hinab. Der Luftzufuhr während des Baues diente ein zweiter, höher gelegener, jetzt größtenteils verbrochener Stollen. Der Hauptstollen hat eine Länge von 1874 m und wurde im 18. Jahrhundert durch einen Flügelstollen nach dem Neufang zu ergänzt. Er durchfährt den Zwitterstock, verzwitterten Granitporphyr, Teplitzer Quarzporphyr, eine nicht zutage tretende Ablagerung der Steinkohlenformation, die Gneisscholle am Geising und schließlich wieder Granitporphyr. Schwarze, rote und grünblaue Niederschläge, die von Mangan-, Eisen- und Kupferverbindungen herrühren, geben mehrfach den Stollenwänden ein magisches Aussehen.

Als im Jahre 1653 ein Teil des Stollens zusammenbrach, stieg das Wasser in der Grube 40 Lachter (rund 80 m) empor, die Grube lag neun Jahre hindurch „ganz tot“. Nachdem man 1660 aus einem Umgehungsstollen unter großer Gefahr ein Bohrloch angebracht hatte, dauerte es weitere zwei Jahre, ehe das Wasser bis zur Stollensohle abgelaufen war. Wiederum ein Jahr Arbeit kostete es, den verbrochenen Stollen in Ordnung zu bringen, ehe die Arbeit auf den Strecken wieder beginnen konnte.

Als 1553 die gewünschte Wasserlösung erreicht worden war, wurde die Anlage durch das Bergamt rechtskräftig zum „Erbstollen“ erklärt. Die Stollengewerken „erbten“, d. h. erwarben damit den „neunten Hunt“, den zehnten Teil des Erzausbringens. Der zehnte Hunt gehörte dem Regalherren. Dazu betrieb die Stollengewerkschaft noch bis zur Vereinigung mit der Zwitterstocksgewerkschaft (1883) eigenen Erzabbau vom Stollen aus und in selbständigen Gruben.

Über die ökonomischen Verhältnisse dieser Erwerbsgesellschaft sind genauere Belege erhalten gewesen als über die der Zwitterstocksgewerkschaft (E. Reyer 1879). Sie konnte bis 1560 in jedem Jahr durchschnittlich 300 Zentner Zinn ausbringen. Diese Menge stieg an bis zum Höchstertrag von jährlich fast 500 Zentnern in dem Jahrzehnt von 1590 bis 1600, sank dann beständig, kam vom Dreißigjährigen Krieg an fast völlig ins Stocken und wuchs erst im 18. und

SLUB
Wir führen Wissen.

H 2 19. Jahrhundert wieder auf 300 Zentner, erlangte aber nie wieder die alte Höhe. In den Jahren 1722 bis 1742 mußte eine die Einnahmen übersteigende Summe jeweils als Zubuße für „arme Baue“ aufgewendet werden. Der Gewinn für die Teilhaber schwankte sehr stark und belief sich in der Zeit von 1770 bis 1880 im Mittel auf 4 bis 35 Taler für einen Kux (für $^1/_{128}$ Anteil), wobei der amtliche Kurs der Kuxe sich zwischen 220 und 600 Talern bewegte, also eine Verzinsung von $2^2/_3$ bis $7^1/_4$% erfolgte. Die Kuxe waren Gegenstand kapitalistischer Spekulation geworden; die Arbeitslöhne lagen aber fast stets gleichmäßig niedrig.

H 3 Alte Kohlenstraße

Von Vorderzinnwald herkommend, erreicht die von Oberreit als „Kohlstraße nach Eichwald“ bezeichnete Verbindung das Dorf Löwenhain beim Oberen Teiche, verläßt es wieder beim Gut Nr. 35a und traf ehedem auf den Hofeweg nach Lauenstein. Von der Höhe aus gewährt sie einen Rundblick nach dem Gebirgskamm mit den aufgesetzten Einzelbergen und hinab in die Täler, die in den Gebirgsrumpf eingegraben sind. Ein alter Einwohner erzählt, auf der Straße seien Braunkohlen aus Böhmen bis nach Lauenstein „auf den Hof“ gefahren worden. Führung und Beschaffenheit des Weges lassen jedoch die Vermutung zu, daß er weit älter ist und daß auf ihm früher Holzkohlen aus den Kammwäldern nach Lauenstein und vielleicht auch nach den Eisenhämmern transportiert worden sind.

H 4 Löwenhain

a) Naturausstattung

Fast die gesamte Flur Löwenhains besitzt als Untergrund grobkörnig-schuppigen Freiberger Grauen Gneis, der weitgehend ebenflächig verwittert ist. An der Klengelkuppe, östlich von Löwenhain, ist er, wie aus Blockanhäufungen hervorgeht, in einem allmählichen Übergang granitisch-körnig ausgebildet. An einigen Stellen, so am Hutberg, schiebt sich Roter Gneis zwischen den Grauen, beeinflußt aber nur an dieser Erhebung die Bodenform. Beim Sturzkober und beim Schauhübel hat die Flur Anteil an dem großen Granitporphyrgang, dessen Abgrenzung hier im Gegensatz zur Kante des Leitenhanges morphologisch keinen Ausdruck findet. Der Boden der Bachaue ist jungholozänes Schwemmland.
Beiderseits des von Fürstenau kommenden Bachgrundes durchziehen den Gneis die Löwenhainer Erzgänge. Deren Zinnstein ist zusammen mit Arsenkies und Kupferkies in der Regel an den Salbändern, den Rändern, aus dem Magma ausgefällt worden, dadurch ist die Gangfüllung taub oder wenigstens erzarm. Von der Sachsenhöhe, vom Bärensteiner Granitstock her, zieht eine etwa 1 km breite Imprägnationszone mit Zwitterbändern über die Schafkuppe und den Rabenhübel bis nach dem Niederdorf von Löwenhain (s. C 4). Verbreitet sind Lesesteine — namentlich am Hutberg und an der Klengelkuppe —, an denen die bezeichnenden quarzhaltigen, grauen oder glimmerreichen, dunkleren Imprägnationsbänder zu erkennen sind.

In den alten Talboden sich eingrabend, hat der Dorfbach eine Niederterrasse H 4
von etwa $2^1/_2$ m Höhe erzeugt. Weiter bachabwärts tritt darüber eine zweite, höhere Terrasse auf, die sich durch anstehendes Gestein als Felsterrasse darstellt und im Unterdorf ungefähr 9 m über der Talsohle liegt. Sie blieb innerhalb der Schlucht, aus der die Schwemmlandterrasse ausgeräumt worden ist, allein übrig. Sprunghafte Unterschiede dieser Terrassenhöhe haben ihre Ursache darin, daß der Bach im jungen Tal noch nicht Zeit hatte, sein Gefälle auszugleichen. Am Eintritt unseres Nebentales in das der Müglitz hat der Bach einen breiten, geröllreichen, jetzt mit einem Dickicht von Mischwald, Buschwerk und Blütenstauden bewachsenen Schwemmfächer abgelagert.

Das Hauptamt für Klimatologie setzt die mittlere Jahrestemperatur in Löwenhain mit 5,4°, die der Monate Mai und Juni mit 12,2°, die jährliche Niederschlagsmenge mit 940 mm, die der beiden genannten Wachstumsmonate mit 290 mm an.

b) Ortsanlage

Zwei gleichmäßig gebildete Reihen von Gehöften, über die hohe Eschen, Linden, Ahorne und sogar Roßkastanien ihre vollen Kronen heben, beginnen mit den zugehörigen Feldern an der „Paßhöhe“ der Straße von Geising; sie liegen in dem allmählich einsetzenden, dann aber rasch absteigenden Tal in einem jeweiligen Abstand von durchschnittlich 100 m zu beiden Seiten des Dorfbaches, der schnell und mit ausdauernder Wasserführung der Müglitz zustrebt. Sobald die beiderseits des Baches auftretende Wiesenaue sich breiter entwickelt und dadurch zugleich feuchter wird, steigen die Höfe auf eine rechts und links erkennbare Talterrasse, auf der früher auch rechtsseitig ein Stück des Dorfweges verlief; oft stehen sie hart an der Terrassenkante. Wo das alte, breite Tal in die junge Schlucht des Bachunterlaufes übergeht, endet die Reihe der Bauerngüter. Auf seine Gesamtlänge von $2^1/_2$ km sinkt das Dorf von 687,2 bis auf weniger als 566 m Meereshöhe ab, also um das beträchtliche Maß von rund 120 m.

Bach und Dorfstraße sind die ausgeprägte Mittelachse der Siedlung. Von ihr aus strecken sich nach beiden Seiten die Grundstücke hangaufwärts mit Feldstreifen, die 1250 bis 1500 m lang und durchschnittlich 100 m breit sind. Aus diesen Maßen und alten Gutsgrößen kann man schließen, daß die Hufengröße der Rodungszeit in Löwenhain 15 bis 18 ha betragen hat. Das würde sich der Hufengröße von $18^1/_4$ ha im Oberdorf Fürstenau annähern, während die normale Waldhufe der erzgebirgischen Dörfer mit 23 bis 24 ha beträchtlich darüber hinausgeht. Die bebuschten Steinrücken, die besonders am südlichen Hang emporziehen, zeichnen das Bild der alten Hufeneinteilung nach. Mit allen seinen Siedlungsmerkmalen ist Löwenhain ein Waldhufen- und Reihendorf in typischer Ausprägung.

SLUB
Wir führen Wissen.

Für die Gründung Löwenhains und für einen großen Teil seiner geschichtlichen Entwicklung fehlen zuverlässige Belege. Nach BRANDNER, der noch in die frühesten, inzwischen verlorenen Lehnbriefe für die Burg Lauenstein Einsicht nehmen konnte, wird unser Dorf darin schon genannt. Auch die nahe Lage zu Lauenstein als dem Ausgangspunkt der Kolonisation und die Siedlungsform sprechen für eine frühe Gründung, wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, bald nach der Erbauung der Burg.
Zum ersten Mal ist urkundlich im Jahre 1340 von einem „Lewenhayn" die Rede; 1477 heißt es Lebenhayn, 1501 Lobenhayn, 1552 Libenhain. Die Schreibung Lebenhan von 1583 stimmt mit dem mundartlichen Lähmhaan — auch Lahmhaan — zusammen. Das Wort „Löwe" stellt die enge Verbindung mit Lauenstein dar (s. C 5).
Nach dem Hussitenkrieg lagen nach glaubwürdigen Nachrichten viele Bauerngüter wüst (F. A. BRANDNER 1845). Die meisten wurden wieder aufgebaut, fünf „liegengebliebene" soll die Herrschaft an sich genommen und zur Flur der Lauensteiner Schäferei geschlagen haben. Da aber 1651 neben 22 bewohnten Höfen in Löwenhain 5 unbewohnte bestanden, kann der erwähnte Vorgang sich auch erst nach dem Dreißigjährigen Krieg ereignet haben. Für diese Zeit ist auch mit größerer Wahrscheinlichkeit der Fall anzunehmen, daß hier wie anderswo die Grundherren ihren persönlichen Besitz vergrößerten, indem sie es unterließen, auf frei gewordenen Hufen neue Bauern anzusetzen.
Einer Nachsiedlung wurde Löwenhain, gleich anderen Dörfern der Herrschaft Lauenstein, im Zusammenhang mit dem Aufblühen des Zinnbergbaus im 16. Jahrhundert teilhaftig; es stieg von 34 Ansässigen im Jahre 1518 auf 42 im Jahre 1547 (H. LÖSCHER 1954).
Neben den nicht mehr im einzelnen bekannten Verlusten im Dreißigjährigen Krieg blieben besonders die bei den Heeresdurchzügen nach der Schlacht bei Dresden in trüber Erinnerung; Löwenhain büßte 1813 von 19 Pferden 11 und von 342 Rindern 279 ein; 192 Personen von etwa 270 Einwohnern erkrankten an dem durch die Soldaten eingeschleppten „Nervenfieber", dem Typhus; 17 starben daran (MELTZER 1910). Schon der Siebenjährige Krieg hatte Löwenhain ein Kapital gekostet,das zur Errichtung einer eigenen Kirche aufgespart worden war. Ein recht ansprechender Plan für den Kirchenbau liegt in den Gemeindeakten, ist aber bis heute nicht ausgeführt worden; Löwenhain blieb nach Lauenstein eingepfarrt.

d) Wirtschaft

Im Ortsbereich soll der Bergbau um die Jahre 1570 und 1580 besonders rege gewesen sein. Unter dieser Nachricht werden wir nicht verstehen dürfen, daß dadurch der Bergbau eine beherrschende Rolle gespielt hat! Er veränderte zu keiner Zeit das Bauerndorf. Am Ost- und Nordhang des Hutberges war noch

1840 bis 1880 der Abbau im Gange (K. Dalmer 1908). Die Gruben erbrachten im Anfang des 19. Jahrhunderts aus einem Schock Fuhren 12 bis 13 Zentner Zinn. Am Hirschberg, der Westseite der Klengelkuppe, wurden 8 Erzgänge erschlossen; aber dieser Bergbau ist schon seit längerer Zeit auflässig. Nur vom Tal aus wurde noch während des ersten Weltkrieges in die Fundgrube „Segen Gottes“ eingefahren, und das Huthaus, später Beierhäusel genannt, stand bis 1936 „in den Fichten“. Bekannt sind außerdem aus verschiedenen Zeiten des Löwenhainer Bergbaus die Gruben „Gnade Gottes“ (1517), „Obere nächste Maß Gnade Gottes“ (1574), „Lerche am Hutberg“, „Brandkluft samt drei Königen“, „Raupennest“, „Liebe Gottes samt Michaeliszeche in den Fichten“, „Martinszeche samt Pauls Bekehrung“ und am Hutberg der „Vogelköpfer Erbstollen“. H 4

Schurflöcher oder kleine Bingen, eingestürzte Abbaustrecken, Stollenmundlöcher mit abfließendem Wasser, das z. B. vom Grundstück Nr. 13 genutzt wird, finden sich zwischen Hutberggipfel und südlichem Dorfrand. Halden liegen immer noch in großer Zahl auf Feldern und Gärten, obwohl viele zur Wegebesserung und zum Teichdammbau abgefahren worden sind. Man sieht sie am Hut- und am Hirschberg und noch ganz frisch und hell auf der Höhe des Hofeweges. Am Abzweig der Straße nach Fürstenau stand die Bergschmiede, die um 1785 dem ersten Schulhaus Platz machen mußte, an dessen Stelle später ein Gasthaus errichtet wurde. Eine Pochmühle im Unterdorf ist völlig beseitigt worden; die andere, in der jetzigen Bauernwirtschaft Nr. 55, war noch eine Zeitlang Mahlmühle.

Trotz des zeitweilig für Dorfverhältnisse nicht unbeträchtlichen Bergbaus war Löwenhain immer ein Bauerndorf und ist es noch heute. Der Gneisverwitterungsboden seiner Flur hat eine noch genügende, wenn auch mäßige Ergiebigkeit. Jedoch die Rauheit der Lage setzt die Erträge des Ackerbaus herab, und so ist die Ackerwertzahl mit 24 geringer als die der geschützt liegenden Orte Geising und Rehefeld. Landwirtschaftlich genutzt waren 1959 bei einer Gesamtkatasterfläche von 797 ha nur 478 ha. Baute man 1652 Roggen und Hafer (F. A. Brandner 1845), dazu noch 1815 Gerste, Erdäpfel und etwas Weizen (A. Schumann 1818) an, so sind heute Roggen, Hafer, Kartoffeln die Hauptfeldfrüchte, nur überwiegt der Hafer nicht mehr in dem Maße wie früher. Winterweizen bringt zeitweilig befriedigende Erträge, muß aber nicht selten mit Sommerweizen nachgesät werden.

Wichtiger ist die Viehwirtschaft. Der hohe Besatz von 92,5 Rindern auf 100 ha im Jahre 1959 läßt auf einen starken Futtermittelbedarf schließen. Selbst die umfänglichen Wiesen und Weiden haben diesen allein nicht decken können, und es hat sich deshalb und aus Gründen der begrenzten Leistungsfähigkeit des Bodens seit langem die Feldgraswirtschaft eingebürgert, die den Acker nach etwa dreijährigem Anbau von Getreide und Hackfrüchten ein Jahr mit Klee und zwei Jahre hindurch mit hochwertigem Gras, meist Lieschgras *(Phleum pratense)* und Wiesenschwingel *(Festuca elatior)*, besetzt. Als vorteilhaft erwies sich in den letzten Jahren ein Austausch, bei dem zwei Bauern zusammen über 100 Jungrinder zur Weide von einer LPG in Naundorf im Kreise Oschatz

H 4 und einer in Burkhardswalde im Kreise Meißen heraufnahmen und dafür Großvieh dorthin gaben. Im Jahre 1959 entstand in Löwenhain eine LPG des Typs I „In Einigkeit voran", die sich 1960 auf das ganze Dorf ausdehnte.
Wenn nur 3 Löwenhainer Einwohner Handwerker und nur gegen 15 Bergleute (in Altenberg) oder Industriearbeiter, alle anderen Berufstätigen aber in der Landwirtschaft tätig sind, so erweist sich der agrarische Charakter des Dorfes dadurch ebenfalls; es ist eine typische Bergbauerngemeinde geblieben, obwohl der Bergbau lange genug Verlockungen anbot. Da er sie aber nicht zu halten vermochte, blieben die Bauern bei der Scholle.

e) Hausformen

Die Höfe sind fast ausnahmslos von zwei Gebäuden, einem Wohnstallhaus und einer Scheune mit Schuppen gebildet. Eine weißgetünchte Mauer schließt vielfach den Hof an der Stelle, an der der Dünger aufgeschichtet ist, nach außen ab und ist zum besonderen Merkmal Löwenhains geworden. Häusleranwesen finden sich nur ganz wenige, wiederum ein Zeichen, daß hauptberufliche Bergleute nicht ansässig waren. Eine Anzahl Bauernhäuser wurde in der Neuzeit massiv ausgebaut oder ihr Fachwerk verputzt. Aber Fachwerk ist noch immer stark vertreten. Neben der vorherrschenden Schieferbedachung sind noch einige Strohdächer anzutreffen. Korb- und Stichbogen an den steinernen Türgewänden von Hausflur- und Stalltüren sind nicht selten. Mehrfach ist der an der rückwärtigen Seite des Hauses angebaute Backofen bis jetzt verblieben; doch nicht alle Hausbacköfen sind von außen her kenntlich. Die Wohnstallgebäude stehen zumeist mit der Längsseite zur Straße. Doch wurden andere bei giebelseitiger Stellung auch mit dem Stallteil in den Hang hineingebaut. Das fast ganz strohgedeckte Zweiseitgehöft Nr. 5 ist vielleicht in seinen Hauptteilen schon lange vor 1783, was wohl als Jahr einer Erneuerung über der Stalltür zu sehen ist, errichtet worden. Das Hauptgebäude hat 60 cm starke Bruchsteinmauern, einen stark gewölbten Keller mit einer Falltür über dem Zugang und an der Rückseite des Obergeschosses das ursprüngliche Fachwerk. Vom Hausflur aus steigt man zu den Wohnräumen mehrere Stufen hinauf, in den gegenüberliegenden Stall mehrere hinunter. Zu den ältesten Baulichkeiten Löwenhains zählt auch eines der ganz wenigen eingeschossigen Häuser, das Haus Nr. 17 mit dem wohlgepflegten Strohdach.
Den Weg nach Fürstenau zeigt eine durch vier niedrige Giebel mit Palmetten gekrönte und auch sonst gut gearbeitete steinerne Wegsäule, wohl aus dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts und nachträglich mit Kilometerangaben versehen. Von einem Denkstein wenig westlich der Löwenhain—Fürstenauer Straße wird erzählt, er erinnere daran, daß nach der Schlacht bei Kulm (1813) ein französischer General an dieser Stelle wegen eines militärischen Vergehens standrechtlich erschossen worden sei. In Wirklichkeit ist auf der unten vierkantigen, oben dreikantigen und mit Flachgiebeln versehenen, nicht viel über 1 m hohen Steinsäule an der einen Seite zu lesen „Pflanzweg von 1846" und auf der anderen „Pflanzenweg von 1847". Ein mit Schönheitssinn hergestelltes forstwirtschaft-

liches Zeichen ist vom Volk als auffälliger, aber nicht genau betrachteter und schwer erklärlicher Gegenstand sagenhaft ausgedeutet worden. H 4
Die gut entwickelte, siebzigjährigen Leuten schon aus ihrer Jugend bekannte Eiche vor der Schule und eine schöne Roßkastanie beim Gut Nr. 1 genießen Naturschutz. In einem Steinrückengebüsch am Hange des Hutberges in 705 m Meereshöhe wächst der letzte Wacholder unseres Gebietes.

f) Flurnamen

Außer den an anderer Stelle erläuterten Flurnamen (s. H 5, H 6, H 11) sei zunächst der Sturzkober genannt, ein Feld-, Wiesen- und Waldstück zu beiden Seiten der Straße von Geising nach Fürstenau nahe der Höhe 742,2, wohin der Sturzkoberweg führt. Nach mündlichen Berichten hat dort das 1792 abgerissene Sturzkobervorwerk gestanden. Sturzkober ist ein echter Flurname, der in Sachsen mehrfach für hochgelegene Ortsenden oder Geländestücke gebraucht wird. Das an den Schauhübel grenzende Waldstück Kleiner Kittel wird als Platz eines ehemaligen kleinen Gutes, eines Gütels, mundartlich „Gittels“ erklärt. Hat der Rabenhübel seinen Namen daher, daß er und die angrenzende Höhe abendlicher Sammelplatz für zu Hunderten zählende Krähenschwärme ist? Vielleicht nisteten Saatkrähen in dem vor der Anpflanzung des Waldes hier anstehenden lockeren Gehölz. Das Lerchenbüschchen östlich davon müßte wohl „Lärchenbüschchen“ geschrieben werden.
Als volkskundliche Besonderheit ist zunächst das „Löwenhainer Christ- und Königsspiel“ zu bewerten, das die Bauern in ihrem Heimatort und in Ortschaften der weiteren Umgebung um 1825 aufführten. Es war eine volkstümliche Darstellung der Weihnachtsgeschichte, die von einem Löwenhainer Einwohner in naiver Sprache, aber echter Kunstform verfaßt worden war. Ähnliche Spiele sind aus dem nahen Liebenau, aus Bärenstein bei Annaberg, aus Thalheim und in Resten aus Altenberg und Geising bekannt.
Bei Bekanntmachungen durch den Bürgermeister „geht der Hammer um“. Eine kleine, mit Stiel versehene Holztafel, auf die die geschriebene Mitteilung geklebt ist, wird von Haus zu Haus gegeben. Die Redensart ist wohl darauf zurückzuführen, daß in manchen Gemeinden, wohl auch in Löwenhain, die Bekanntmachung früher in den Einschnitt eines hölzernen Hammers geklemmt und so weiterbefördert wurde. Nach einem alten obersächsischen Brauch wurde auch der Gerichtstag durch einen herumgetragenen Hammer angesagt.

Hutberg (736,7 m) **H 5**

Den waldbekrönten, ansehnlichen Gipfel des Hutberges bildet eine Einlagerung von härterem Roten Gneis innerhalb des Grauen. Da Gipfel wie Ost- und Nordwesthang von Zinnerzgängen durchzogen werden, ist hier die Zahl der Stollen und der Halden groß. Auf der Höhe des Hangwaldes wie auch unmittelbar hinter dem Haus Nr. 23 kann man in eingebrochene Stollen blicken.

H 5 Vom Westrand des Hutbergwaldes ist die Aussicht besonders eindrucksvoll. Der Blick umfaßt ein Gebiet, das vom Mückenberg im Südosten bis zum Geising im Nordwesten reicht. Über Fürstenau steigt das Gelände zur Pfarrhöhe an, um von dort zum Erdbachtal abzufallen. Als weitere Bergkulisse erscheinen Kohlhaukuppe und Fuchshübel, neben dem man die Bergarbeitersiedlung von Geising bemerkt. Von dort aus zieht das Tal des Heerwassers aufwärts nach Zinnwald. Dessen Rodungsfläche erkennt man deutlich auf dem Erzgebirgskamm, von dem ein langer Rücken bis zum markanten Kahlebergabfall nach Nordwesten reicht. Vor diesem Gelände liegt die Stadt Altenberg in einer Mulde zwischen Raupennestberg und Geisingberg.

Der Hutberg lag mit seinem Wald im Bereich der Gemeindeweide von Löwenhain, zu der hinauf der Viehbig, der Viehweg, führte, war also ein Hüteberg.

H 6 Hirschberg

Unter dem Hirschberg versteht man den mit Nadelwald bedeckten Westabhang der Klengelkuppe, der wie der nordwestlich gelegene Rabenhübel bis 1945 zum Forstrevier des Lauensteiner Rittergutes gehörte. Der Volkserzählung nach hatte einst ein Bauer, der Besitzer des Löwenhainer Grundstücks Nr. 6, in dem ihm gehörigen Wald einen Hirsch erlegt und damit das Jagdrecht des Lauensteiner Grundherren verletzt. Um nicht zum Tode verurteilt zu werden, soll er den Wald an den strengen Gebieter abgetreten haben. Die Sage schmückt dies aus, man habe andernfalls den Bauern auf einen Hirsch schmieden und seinem Schicksal überlassen wollen. Auch diese Erzählung macht das Bestreben der Grundherrschaft deutlich, den Eigenbesitz auszudehnen (s. C 5 d).

H 7 Roter Stein

Zwischen Heerwasser und Aschergraben steigt im Fichtendickicht ganz unvermittelt und fast senkrecht eine wuchtige Klippe auf. Einer Felsenburg gleich löst sie sich nach oben in zinnenartige Zacken auf. Ihr flechtenbewachsenes Gestein und die im Wald, namentlich auf der talaufwärts anschließenden Terrasse, verstreuten großen Blöcke bestehen aus dem im Untergrund anstehenden Granitporphyr, dessen ursprünglich rote, an Bruchstellen sichtbare Farbe dem Fels seinen Namen eingebracht hat.

H 8 Heerwasser

Während der Oberlauf des Heerwassers völlig im Quarzporphyr angelegt ist, liegt sein unteres Laufstück im Granitporphyr. An den Stellen starken Gefälles, etwa zwischen der ehemaligen Erzwäsche und der Höhe des Roten Steines, stürzt das Wasser wildbachartig und mit lautem Rauschen im Zickzacklauf durch das Felsenbett. Die Quelladern entspringen auf den moorigen Wiesen westlich und östlich von Georgenfeld in etwa 850 m Höhe, die Vereinigung mit

dem Hüttenbach liegt 600 m hoch, so daß sich im Mittel das beträchtliche Ge- H 8
fälle von 1 : 17 ergibt.
Seine oft gelblich-weiße Färbung erhält das Wasser durch Beimengungen aus den tschechischen Bergwerken, die der Zinnwaldbach hereinführt. Daß der Name mit einem als Heerweg bezeichneten Bergmannsweg von Geising nach Niklasberg und Neustadt zusammenhängt, wie O. E. Schmidt meinte, ist zu bezweifeln. Die Herleitung von „Häuerweg" ist sprachlich ebensowenig einwandfrei; die über das Heerwasser führende Häuerbrücke hat vielleicht infolge einer Umdeutung ihren Namen vom Gewässer erhalten. Am wahrscheinlichsten ist, daß Bergleute den Bach ursprünglich Herdwasser nannten, weil vermutlich sein Wasser zum Ablöschen des auf Röstherden aufbereiteten Erzes benutzt wurde, ebenso könnte Erz auf „Herden" mit diesem Wasser gewaschen worden sein.

Kohlhaukuppe (786,1 m) **H 9**

Als gleichmäßig gestalteter Bergkegel, der nach Norden einen langen und hohen Sporn zwischen die ihn begrenzenden beiden Hauptbäche vorschiebt, erhebt sich die Kohlhaukuppe markant über den Geisinger Talkessel. Die Erosionsarbeit des Pfarrwassers im Westen, des Kalten Brunnens im Osten, eines jetzt in den Wiesen verschwindenden Rinnsals im Süden und des Hüttenbaches im Nordosten haben ihn herausmodelliert. Gesteinsmäßig gehört er dem Granitporphyrgang an, der unweit von hier an den Quarzporphyr grenzt. Bestanden ist der Berg vorwiegend mit Fichten, doch trägt er am sonnenbeschienenen Südosthang Rotbuchen.
Einen überraschend guten Ausblick bietet die Höhe nach Norden und Osten. Luchberg, Wilisch, die Dresdner Elbhöhen, das Elbsandsteingebirge, der Spičák (Sattelberg) und der Děčínský Sněžník (Hoher Schneeberg) sind deutlich erkennbar. Überaus anziehend ist der Nahblick, namentlich wenn die Herbstfarben leuchten, sowohl hinab in die von Buschreihen durchzogenen Wiesengründe als auch hinüber zum benachbarten Sattlerbusch (763 m) wie hinauf zum Gebirgskamm von Fürstenau und Zinnwald.
Der Name des Berges hat mehrfach gewechselt: Außer Bärwaldkuppe war einfach Kuppe oder Koppe, eine Zeitlang Wettinhöhe in Gebrauch. Erst in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts wurde die Bezeichnung Kohlhaukuppe amtlich eingeführt, obwohl der Kohlhau ein ganzes Stück südlich des Berges liegt.

Hüttenteich **H 10**

Der vom Hüttenbach durchflossene Hüttenteich wurde in den Jahren 1755 bis 1757 angestaut und sammelte Wasser zum Antrieb der Pochwerkstempel und der Blasebälge in den Schmelzhütten von Geising. Später diente er als Bad, bis er 1951/52 unter verständnisvoller, nachdrücklicher Förderung unserer Re-

H 10 gierung erweitert und nicht ohne Schwierigkeiten durch einen erhöhten Damm abgeschlossen wurde. Mit einer steingemauerten Tribüne und einem Unterkunftshaus versehen, ist er zur größten winterlichen Kampfbahn auf Natureis in der DDR, zum „Eisschnellauf-Stadion", hergerichtet worden. Die Kampfbahn entspricht den Regeln einer Standarddoppelbahn von 400 m. Sie setzt sich zusammen aus zwei Geraden von je 111,95 m, einer großen Kurve von 95,81 m, einer kleinen von 80,11 m und einer kleinen Spanne von 0,17 m für den Bahnwechsel; für eine Runde ergeben sich somit 399,99 m. Hier wurden mehrfach die Deutschen Meisterschaften im Eisschnellauf ausgetragen, wobei sich auch internationale Gäste beteiligten. Im Sommer ist die Wasserfläche die Stätte regen Badebetriebes und gibt für ein Zeltlager die geeignete Nachbarschaft ab.

H 11 Schauhübel (710 m)

Der Schauhübel, ein breiter Bergsporn im Granitporphyr, fällt steil nach dem Hüttenbachtal zu ab. Er gewährt jetzt wegen des hohen Fichtenbestandes keine Sicht mehr, wohl aber die östlich vorüberführende Straße von Geising nach Fürstenau. Man nimmt an, daß von ihm her in unruhigen Zeiten „Ausschau" nach dem Verkehr auf der von Altenberg nach Geising herabführenden Straße und auf ihrer Fortsetzung nach Fürstenau gehalten wurde.

H 12 Hofeteich

Da unter „Hof" in der Sprache der sächsischen Dörfler meist das Rittergut gemeint ist, geht aus der Benennung des unterhalb von Fürstenau gelegenen Hofeteiches hervor, daß er ehemals zum Besitz der Grundherrschaft in Lauenstein gehörte. So dürften auch die Erträge der seit alters hier bestehenden Karpfenzucht den Lauensteiner Herren zugute gekommen sein.

J 1 Unterlöwenhain

ist nach Siedlungsanlage und Gemarkung eins mit dem Gesamtdorf. Bereits im Jahr 1596 befanden sich aber seine drei „Vorwerke" im Besitz von Lauensteiner Bürgern. Weil dies offenbar sehr viele Jahre hindurch der Fall war, gehörte der Siedlungsteil (1875 5 Grundstücke mit 30 Einwohnern) eine Zeitlang zum Stadtbereich von Lauenstein. Heute ist er wieder nach Löwenhain eingemeindet.

J 2 Kratzhammer

An der Stelle des heutigen Kratzhammers stand schon vor 1340 ein Eisenwerk. Daß man damals Eisenabfälle, sogenanntes Gekrätz, verarbeitete, ist allerdings nur eine unerwiesene Vermutung aus der Namensdeutung. Als das Anwesen zum ersten Male erwähnt wurde, hieß es jedoch noch nicht Kratzhammer, sondern wurde ohne eigenen Namen zusammen mit dem Hammer von Zschör-

SLUB
Wir führen Wissen.

nigen an der Schafbrücke und dem Blechhammer unterhalb der Stadt Lauen- J 2
stein genannt (H. Löscher 1957). 1596 war der Hammer nicht mehr in Betrieb; denn Günther von Bünau verlieh das Grundstück an den Bauern Urban Fleck als „freies Lehngut mit Gerechtigkeit zu backen, zu schlachten, Wein und Bier zu schenken, wie es bei einem rechten Lehngut Übung und Gewohnheit ist“ (F. A. Brandner 1845). Sein heutiger Name geht vielleicht erst auf das 18. Jahrhundert zurück.
Der Wirtshausbetrieb besteht heute noch als „De Hammerschenk'“. Das große, alte Haus mit dem hohen, weit vorkragenden Schieferdach und dem Schindelgiebel, mit den neuerdings in der Hausflur und in der öffentlichen Gaststube angebrachten Kratzputzzeichnungen, mit Balkendecke und einem Bilder aus dem Bauernleben zeigenden Kachelofen ist jetzt Erholungsheim des VEB Greizer Kammgarnwebereien.
Die alte Hammersiedlung, die lange Zeit der Herrschaft Lauenstein unterstand und in das Weichbild der Stadt eingeschlossen war, gehört seit einigen Jahren als Ortsteil zu Fürstenwalde.

Fürstenwalde **J 3**

a) Ortsanlage

Die Anlage des Dorfes Fürstenwalde ist in ganz ausgeprägter Weise durch den Bach vorgezeichnet. Aus der anfänglichen Nordwestrichtung biegt dieser in der Mitte des Dorfes scharf nach Südwest und schließlich wieder nach Nordwest um. Dieser Laufrichtung fügt sich auch das Reihen- und Waldhufendorf an (Abb. 27).
In den Wiesen einer ganz leichten Eintiefung oberhalb des Dorfes fließen mehrere Wasseradern zusammen, und bald gewinnt der entstehende Bach beachtliches Gefälle. Felsblöcke, Wasserstürze und kleine Schnellen kennzeichnen die jugendliche Erosionsform dieses Gewässers. Die Öffnung nach dem sich von hier an stärker einschneidenden Müglitztal zu ist tief eingekerbt, aber immer noch weit genug, daß sich die Siedlung bis in das Haupttal fortsetzen kann. Bei dem Unwetter des 29. und 30. Juni 1897 ergossen sich aus diesem Dorfbach unvorstellbare Wassermassen in die Müglitz. Damals und noch stärker am 8. Juli 1927 wurde die Gegend des Kratzhammers in eine Wüste von Steintrümmern aller Größen verwandelt.
Die hoch liegende Flur breitet sich über eine nur wenig wellige Verebnungsfläche aus, die sich bis hinüber nach Liebenau, nach der Harthe und dem Haberfeld erstreckt.
2 km ist Fürstenwalde lang, und auf dieser Strecke hebt sich seine Dorfstraße von der Müglitz her im typischen Nebental um 120 m. Infolge der beträchtlichen Höhenunterschiede, der Windungen und der schließlichen Enge des Tales ist das Dorf kaum von einer Stelle aus ganz zu übersehen. Die beiden Gehöftreihen schließen sich im Oberdorf zusammen und entwickeln ihre Hufen annähernd radial. Dann nehmen die Güter genau an den Windungen des Baches

J 3

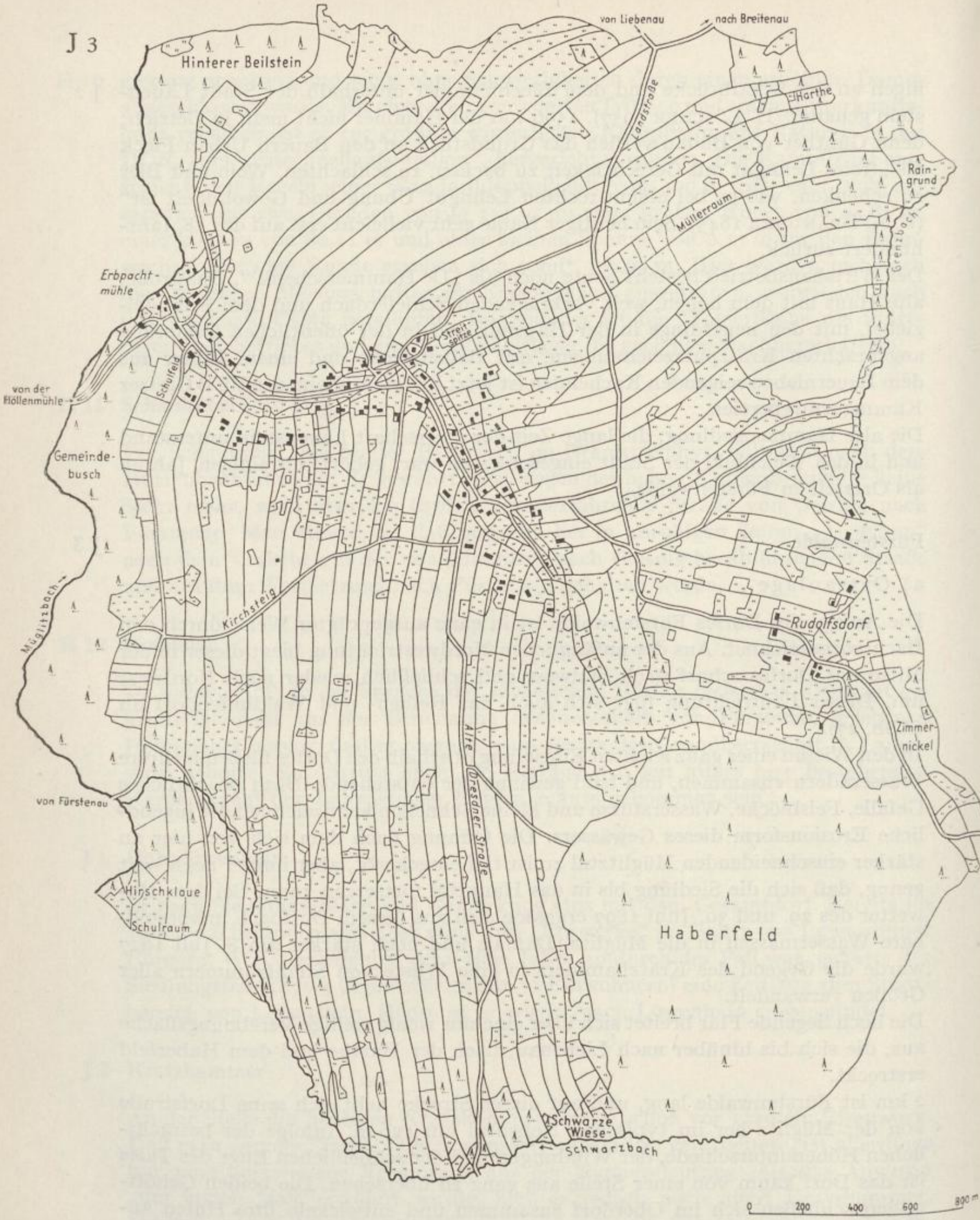


Abb. 27. Flurplan Fürstenwalde 1835 ff. (mit Rudolphsdorf)

teil und rücken im enger werdenden unteren Talstück mehr und mehr auf die J 3
höhere Terrasse, da die niedere teils zu schmal, teils hochwassergefährdet ist. Die südliche Reihe des Unterdorfes biegt hoch den Hang hinauf. Im Grunde selbst liegen nur Einzelhäuser jüngerer Nachsiedlung. In späterem Ausbau errichteten die Häusler des Dorfes ihr Heim trotz mancher Gefährdung sogar auf der Niederterrasse. Die bäuerlichen Flurstreifen sind bis auf wenige im allgemeinen recht schmal, sie ziehen sich aber vom Talboden bis auf die Hochfläche in einer Länge von $2^1/_2$ km bis 3 km hin und sind, auch bei Biegungen, mit großer Genauigkeit parallel geführt. Die Felder erreichen die beachtliche Höhe von 730 m.

Das Fürstenwalder Tal ist eingesenkt in den mittel- bis feinkörnigen, flaserigen Freiberger Grauen Gneis, der reichlich braunen bis schwarzen, eisenhaltigen Magnesiaglimmer enthält. Er geht nach den Höhen, aber auch nach dem oberen Müglitztal zu allmählich in einen Gneis mit granitartiger, körniger Struktur über. Beide Gesteine haben annähernd dieselben Gemengteile und nur verschiedenes Gefüge. Der granitartige Gneis neigt mehrfach zur Ausbildung von Felsen und Blöcken, sogar von Strömen großer, wollsackähnlicher Blöcke. Vom geflaserten Gneis dagegen lösen sich die oberflächlichen Teile als dünne Schalen und Schollen verhältnismäßig leicht ab; er leistet der Einebnung daher Vorschub und wandelt sich in einen ziemlich tiefgründigen Verwitterungsboden, der Ackerbau in umfangreichem Maße ermöglicht und dadurch die bäuerliche Besiedlung des Gebietes trotz der Höhenlage gestattet.

b) Hausformen und Kirche

Die Güter sind, den geringeren Raumbedürfnissen der Bergbauernwirtschaft entsprechend, zum größeren Teil Zweiseithöfe, bei denen die Scheune als Windschutz meist im Winkel zum Wohnstallhaus steht. Es gibt aber auch etliche geräumigere Dreiseithöfe und wiederum nicht wenige Streckhöfe (= Einhäuser). Die Mehrzahl der Häuser wurde, etwa um die Jahrhundertwende, massiv ausgebaut. Fachwerk in der Obergeschoßwand ist nicht mehr vorherrschend; oft verbirgt es sich noch unter Brettverschalung oder Schindelverkleidung. Zwischen den vorzugsweise mit Kunstschiefer gedeckten Dächern behaupten sich noch hier und da bemooste Strohdächer, z. B. bei den Gütern Nr. 28, 30, 66b und bei dem altertümlichen Haus Nr. 4. Das Gehöft Nr. 41 ist insgesamt mit Stroh gedeckt. Die Besitzer bessern solche Dächer gewöhnlich nach der Ernte selbst aus. Bei alten Häusern besteht oft ein eigenartiger Gegensatz zwischen den aus Gneisstücken verschiedener Größe, dem heimischen Gestein, errichteten, $^1/_2$ m starken Erdgeschoßmauern, den sandsteinernen Fenster- und Türgewänden (dabei Korb- und Stichbogen) und dem Strohdach. Über hoch am Giebel in die freie Luft sich öffnenden Türen ragen Aufzugbalken und lassen, ebenso wie die Düngerbahnen nicht weniger Höfe, technische Betriebsverbesserungen der Neuzeit erkennen. Vorhäusel vor den Hauseingängen sind, wie auch sonst im Gebirge, nahezu überall anzutreffen.

J 3 Gar nichts mit dem Ortsstil hat das architektonisch mißratene Schulgebäude zu tun. Viel besser ist in dieser Hinsicht beim Neubau des Ferienheimes des VEB Braunkohlenwerk Senftenberg neben der Hammerschenke (s. J 2) und auch bei der Umgestaltung eines Bauernhofes in das Kinderferienlager „George Bähr“ des VEB Bau Dresden der dorfgemäße Charakter des Ganzen gewahrt geblieben. Mit der Benennung des Lagers hat die Leitung die Pflicht übernommen, für die Pflege des auf ihrem Grundstück stehenden Denkmals des großen Baukünstlers mit Sorge zu tragen. Ein Obelisk in dem Stile, den der Meister des malerischen und kühn konstruierten Wahrzeichens von Dresden selbst vertrat, ist 1897 dort errichtet worden, wo bis 1846 sein Geburtshaus stand. Das Mal trägt die Inschrift: „Geburtsstätte George BÄHRS, Erbauers der Frauenkirche zu Dresden, 15. März 1666.“

Ein Gedenkstein in ganz anderer Art, ein grob behauenes Steinkreuz mit einer eingeritzten Schere, den Buchstaben G D und der Jahreszahl 1622, steht auf einer Wiese südöstlich der Vereinigung der Alten Dresdner und der Liebenauer Straße. Der Überlieferung nach ist an dieser Stelle die Leiche eines von der Wanderschaft heimkehrenden Schneidergesellen aus Rudolphsdorf aufgefunden worden, den ein Fleischergeselle unmittelbar vor dem Eintreffen in der Heimat ermordet und beraubt hatte.

Innerhalb der Gehöftereihe und ungefähr in der Dorfmitte steht die Kirche, auf deren First ein nicht zu großer, 1767 erneuerter Dachreiter sitzt. Ihr ältester Teil ist der Altarchor, dessen Feierlichkeit durch ein schönes Sterngewölbe betont wird. Die über dem Triumphbogen stehende Jahreszahl 1606 kann den Anbau des Kirchenschiffes andeuten, dieses ist unstreitig erheblich jünger als der Chor; die andere Zahl, 1839, kann sich auf eine Erneuerung beziehen. Durch eine Öffnung in der einfachen Kassettendecke des einschiffigen Kirchenraumes hängt ein dünnes Seil herab, mit dessen Hilfe die kleine Glocke für den Abend- und den Kindergottesdienst geläutet wird. Altar und Kanzel sind in älterer handwerklicher Art bemalt. Ein gut ausgeführtes, farbiges Epitaph stellt im Hochrelief einen Pfarrer dar, aus dessen Lebenszeit (1590 bis 1657) auf das Alter des Denkmals zu schließen ist. Daneben steht ein klassizistisch mehr versuchter als gelungener Gedenkstein mit bloßer Inschrift. In guter klassizistischer Form gebildet sind die beiden Zinnleuchter von 1790 auf dem Altar.

Eine gute spätgotische Steinmetzarbeit von 1522 ist der mit plastischem Netzwerk überzogene Taufstein, dessen zinnerne Schüssel mit ihren schmuckvollen Formen 1744 eingefügt wurde.

Die Pfarre mit dem brettverschalten Obergeschoß, dem Schindelgiebel, dem von einer Mittelsäule getragenen alten Kreuzgewölbe des ehemaligen Stalles gleicht einem alten Bauernhaus. Wohl noch ältere Tonnengewölbe anderer Wirtschaftsräume und die gleichfalls auf Jahrhunderte zurückblickende Rundbogentür in der Gartenmauer aus Gneis unterstreichen, daß seit der Reformation der Ortsgeistliche in den meisten Dörfern der bäuerlichen Arbeit kundig sein mußte.

SLUB
Wir führen Wissen.

Fürstenwalde gehörte von jeher zur Herrschaft Lauenstein. Wenn BRANDNER schreibt, daß es schon in den ältesten, uns verlorenen Urkunden und Lehnsbriefen Lauensteins erwähnt wird, so dürfen wir seine Gründungszeit ganz nahe der von Lauenstein vermuten, nämlich Mitte des 13. Jahrhunderts, der Zeit des Markgrafen Heinrich des Erlauchten, der um 1250 an der Oder die Stadt Fürstenberg anlegte. Die erste Erwähnung Fürstenwaldes durch eine jetzt noch greifbare Urkunde geschieht 1324. Damals erhielten die Brüder von Bergowe, wahrscheinlich aus Berga an der Weißen Elster, als Pfand durch den Vormund des späteren Markgrafen Friedrich II., des Ernsthaften, neben Sayda und Purschenstein auch die Dörfer Fürstenwalde, Fürstenau, Bärenstein und Börnchen. Nur 3 Jahre dauerte die Verpfändung, dann kehrte Fürstenwalde wie sein Nachbardorf für immer zu Lauenstein zurück. 1350 kommt erstmals die gegenwärtige Namensform vor.

Das Dorf besaß ein Erbgericht mit den üblichen Rechten und Pflichten des Richters als des Dorfoberhauptes und mit einer Flur, die etwa $2^1/_2$mal so breit war wie die meisten anderen Hufen, aber genau so weit bis zu dem nach ihr benannten Richterbusch (Ende der Waldhufe) hinausreichte. Infolge einer älteren Aufteilung des einst wohl 2 Hufen großen Gutes verblieben dem Erbgerichtsgasthof in der Dorfmitte nur 12 Scheffel (3,3 ha) Land.

Fürstenwalde ist sicher als reines Bauerndorf angelegt worden. In seiner Flur trieb man wahrscheinlich später auch Bergbau, nennenswerte Spuren hat er jedoch nicht hinterlassen. Doch war wohl der Zinnbergbau im Altenberger und Lauensteiner Revier der Anlaß, daß — wie aus Steuerlisten erkennbar ist — die Zahl der Ansässigen von 1477 bis 1529 auf fast das Doppelte anwuchs.

Eine Volkserzählung berichtet, ein Häusler Bähr habe einem edle Erze und Gesteine suchenden Italiener viele Male Herberge gewährt, sei daraufhin von diesem nach seiner Heimat eingeladen, gut bewirtet und mit einer aus Müglitzgold hergestellten Lammfigur beschenkt worden. Wir finden in dieser Überlieferung einen Hinweis darauf, daß italienische Erzsucher, die Walen, das Erzgebirge durchstreiften. Sie sollen in der Müglitz zwischen dem Kratzhammer und der Mündung des Löwenhainer Baches Goldkörner und edle Steine gefunden haben. Tatsächlich haben Bergleute im 18. Jahrhundert im oberen Müglitztal Gold erseift; aber der Ertrag lohnte Mühe und Kosten nicht.

Im Dreißigjährigen Krieg hatte Fürstenwalde durch Plünderung und Brandlegung viel Ungemach zu erdulden, besonders 1639, als der schwedische General Banér hier sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte (F. A. BRANDNER 1845). Die Zeit des Siebenjährigen Krieges war „wegen der erstaunlichen Lieferungen, Spannungen und Erpressungen der Soldaten für Fürstenwalde äußerst drückend“, nicht minder der Bayrische Erbfolgekrieg des Jahres 1778 durch Einfälle der kaiserlichen Husaren und Kroaten. Bei den Durchmärschen des Jahres 1813 gingen mehrere Gutsgebäude und die Pfarre in Flammen auf, Scheunen wurden

J 3 abgetragen, um im Wachtfeuer verbrannt zu werden, die Einwohner „waren oft bis aufs Hemd ausgeplündert“, und fast das gesamte Vieh wurde geraubt.
Eine geschichtliche Rolle spielte das nahe der strategisch wichtigen Straße von Dresden nach Teplice (Teplitz) gelegene Dorf nach dem Kampf um Dresden vom 26. und 27. August 1813 (A. Friedrich 1913). Der preußische General von Kleist war mit seinem Korps von Dresden über Maxen, Glashütte, Dittersdorf und Börnchen marschiert, erreichte am 29. August mit seiner Hauptabteilung Fürstenwalde, mit der Nachhut Liebenau und hatte in der folgenden Nacht sein Hauptquartier in Fürstenwalde aufgeschlagen. Hier faßte er nach einer Beratung den folgenreichen Entschluß, nicht befehlsgemäß südwärts über den Geiersberger Paß nach Böhmen hinabzusteigen, sondern nach Nordost zur Nollendorf-Kulmer Heerstraße abzuschwenken. Seine Absicht war, den französischen Truppen, die unter Vandamme von Pirna und Königstein aus in der Richtung nach Teplice (Teplitz) entsandt waren, um den Heeresabteilungen der Verbündeten den Rückzug nach Böhmen abzuschneiden, „in den Rücken zu gehen“ und sich mit den schon kämpfenden Österreichern und Russen zu vereinigen. Am 30. August früh 3 Uhr sammelte er seine Truppen „an dem dicht bei Fürstenwalde auf der Seite nach Liebenau hin an der Straße stehenden Wegweiser“, also unmittelbar östlich des Dorfausganges an der Straße nach Rudolphsdorf, ging im Eilmarsch über Streckenwald nach Jungferndorf und Nollendorf, griff Vandamme vom Rücken her an und entschied damit die schon seit dem Vortage wütende Schlacht bei Kulm zugunsten der Verbündeten. Am 9. September 1813 rückte der Sieger Kleist aus der Gegend von Altenberg über Geising, Löwenhain, Fürstenwalde, Streckenwald wieder nach Nollendorf, vereinigte sich dort mit einem russischen Korps unter Wittgenstein und sperrte mit ihm, weil Napoleon Heeresabteilungen im Gebirge gesammelt hatte, den Zugang zum Teplitzer Becken. Das französische XIV. Korps unter dem Marschall Saint-Cyr, das am weitesten vorgedrungen war, lagerte an diesem Tage zwischen Fürstenwalde und Breitenau.

d) Wirtschaft

Bereits das äußere Ortsbild läßt Fürstenwalde als agrarische Gemeinde erkennen, und etwa 55% der Berufstätigen sind jetzt in der Landwirtschaft beschäftigt. 653 ha umfaßt die landwirtschaftliche Nutzfläche, während der gesamte Flurbezirk 1215 ha groß ist, also viel Wald einschließt. Der Verwitterungsboden des Gneises enthält die wichtigsten Nährstoffe für Kulturpflanzen und läßt sich ohne größere Schwierigkeiten bearbeiten. Die klimatischen Verhältnisse sind in Anbetracht der Höhenlage nicht ungünstig. Die mittlere Jahreswärme beträgt 5,6°, das Mittel der Monate Mai/Juni 12,4°, die mittlere Niederschlagssumme beläuft sich auf 950 mm, die der Monate Mai/Juni auf 295 mm, ähnlich wie in Löwenhain und Kipsdorf. Der sich ergebende Ackerwert von 28 ist der beste des Kreises in dieser Meereshöhe.
Angaben von F. A. Brandner (1845) und A. Schumann (1828) ermöglichen Vergleiche zwischen den früheren und den heutigen Anbauverhältnissen. Im

Jahre 1652 säten die Bauern bei den bescheidenen Wirtschaftsverhältnissen J 3
jener Zeit insgesamt nur 60 Scheffel Korn (Roggen), aber 300 Scheffel Hafer aus (1 sächs. Scheffel = 103,83 l). Noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurden wenig Korn und Weizen, desto mehr Hafer, Flachs und „Erdäpfel“ gebaut. 1815 ergaben sich als Ernteertrag 79 Schffl. Korn, 9 Schffl. Weizen, 39 Schffl. Gerste, 1007 Schffl. Hafer, 485 Schffl. Erdäpfel. Züchtung geeigneter Sorten, sorgfältige Düngung, aber auch geänderte Anforderungen der Wirtschaft haben den Hafer zugunsten der anderen Getreidesorten auch hier zurückgedrängt. Wenn es 1815 noch heißt, Obst würde wegen des rauhen Klimas überhaupt nicht gebaut, so sieht man jetzt bis ins Oberdorf hinauf Apfelbäume und Schattenmorellen, während Birn- und Pflaumenbäume noch selten sind.
Der Viehbestand wird 1813 mit 11 Pferden und 569 Rindern angegeben. 1841 belief er sich auf 15 Pferde und 443 Stück Rindvieh. In neuester Zeit ergibt sich eine sehr günstige Steigerung des Rinderbestandes:

Jahr	Rinder		davon Milchkühe		Schweine	
	absol.	je 100 ha	absol.	je 100 ha	absol.	je 100 ha
1957	586	84,8	285	41,2	367	53,1
1959	621	95,1	291	44,6	285	43,6

Vor der Sozialisierung der Landwirtschaft verteilten sich in Fürstenwalde die Besitzgrößen in folgender Weise: 15 Grundstücke unter 2 ha, 10 2 bis 5 ha, 20 5 bis 10 ha, 34 10 bis 20 ha, 3 20 bis 50 ha. Dem genossenschaftlichen Zusammenschluß im April 1960 ging die Genossenschaft des Typs I „Am Grenzstein“ voraus, die über 45 ha verfügte. 2 auswärtige LPG, Scharfenberg bei Meißen und Braunsdorf bei Wilsdruff, bewirtschaften je 24 ha und verwenden sie hauptsächlich als Weide für ihr Vieh, das zum größeren Teil von Juni bis Oktober, zum kleineren Teil ganzjährig hier behalten wird.
Die knappe Hälfte der 250 Werktätigen des Dorfes arbeitet im Wald, im Bergbau Altenbergs, in der feinmechanischen und Uhrenindustrie von Glashütte und von Lauenstein. Als eigenartiger, eine Zeitlang sehr lohnender Erwerbszweig entwickelte sich 1938 die Zucht von Bibern, die bis zur Zahl von etwa 300 in großen Drahtkäfigen am Bach gehalten wurden. Einen Nebenverdienst bringt der neuerdings wachsende Erholungsverkehr in 5 Kinderferienlagern mit je 2 Belegungen, in 3 Betriebserholungsheimen und der Aufenthalt von einzelnen Sommergästen. Eine Kraftverkehrslinie dient der unmittelbaren Verbindung Fürstenwaldes mit Lauenstein einerseits und mit Geising, Altenberg, Dippoldiswalde und Dresden andererseits.

e) Flurnamen

Zahlreiche Flurnamen des Gemeindebezirkes werden bei gesonderten Suchpunkten besprochen. Hier sei hingewiesen auf Bezeichnungen für früheres Allmendeland: das „Gemeindestück“ östlich des Pfarrgutes steht der „Gemeinde“

J 3 im südlichen Gemarkungsteil gegenüber. Beide, aus Feld, Wiese und Waldung bestehend, wurden in jüngerer Zeit in viele kleine Einzelparzellen aufgeteilt. Gemeinsamer Besitz war auch der „Gemeindebusch“ am rechten Müglitzhang und der „Altgemeindebusch“, dessen Nutzung allerdings nur den Eigentümern der ursprünglichen Hufen zustand. Nach ihren Besitzern genannt sind der „Laberchberg“ (Leberechtberg), der „Zimmernickel“ (Grundstück Nikolaus Zimmers oder des Zimmermanns Nickel), der „Oelschlägelraum“ und nach der einstigen Zugehörigkeit zum Erbgericht das „Richterfeld“ nebst dem „Richterbusch“. Der Name des Flurstückes „Hirschklaue“ zwischen der unteren Sernitz und der Müglitz wird auf eine hirschspurähnliche Vertiefung in einem dortigen Felsen zurückgeführt (vgl. Roßtrappe im Harz).

J 4 **Klengelkuppe** (721,4 m),

früher Stübnerkuppe genannt, ist ein Gneishärtling, der sich steil über das Löwenhainer Tal erhebt (s. H 4). In seinem Gesteinsgefüge sind zwar Andeutungen von gneisiger Parallelstruktur zu beobachten, doch erweisen fremde Einschlüsse und granitische Struktur seine Entstehung aus einem Eruptivgestein. Dadurch ist es wesentlich widerstandsfähiger als der umliegende Gneis. Die Benennungen des Berges beziehen sich auf frühere Besitzer. Der Westhang der Kuppe heißt Hirschberg (s. H 6).

J 5 **Höllmühlenscheune,**

neben dem trockengelegten Mühlgraben ein Überbleibsel der Höll-, Höllen- oder Höllengrundmühle, einer Mahl- und Schneidemühle mit einem Mahlgang, die 1701 auf einem von der Gerichtsherrschaft erkauften Platz angelegt wurde (F. A. Brandner 1845). In dem Flurplan von 1835 ff. ist sie noch eingezeichnet; 1895 brannte sie ab (H. J. Büttner 1902). Die Mühle lag versteckt im dunklen Talgrund, in welchem Sinne das Wort Hölle nicht selten in Flurnamen gebraucht wird (s. H 1 b).

J 6 **Kadnerhöhe** (722,5 m)

Der mit Ausnahme der nördlichen und östlichen Hänge entwaldete flache Gneisrücken der Kadnerhöhe zwischen Müglitztal und Fürstenauer Tal ist dem Ackerbau vorbehalten und trägt auf der Südseite ganze Reihen von Steinrücken. Genannt ist er nach einem Besitzer, einem der Kadner aus Fürstenau.
Der Ausblick von der Erhebung ist im wesentlichen nach drei Richtungen hin möglich. Im Osten erkennt man über dem Einschnitt des Müglitztales — von zahlreichen Steinrücken durchzogen — die Flur von Fürstenwalde, hinter der die Waldkulisse des Haberfeldes sichtbar wird. Nach Süden zu reiht sich das Waldhufendorf Fürstenau auf, während im Westen der ausgedehnte Höhenrücken zwischen Lugsteinen und Kahleberg den Horizont abschließt. Sehr

deutlich heben sich davor Altenberg mit dem neuen Zentralschacht und weiter rechts der Geisingberg ab. J 6

Mehrere Halden am Ostabhang rühren von ehemaligem Bergbau her, der auf zwei Zinnerzgängen betrieben wurde (C. Gäbert und R. Beck 1903). Er ist für das 16. und 17. Jahrhundert belegt, seine Anfänge reichen aber wahrscheinlich noch weiter zurück. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts und 1852 kam er wieder in Gang. 1860 bis 1875 nahm ihn die Gewerkschaft „St. Johannis-Fundgrube" in die Hand. War schon in alter Zeit ein wasserlösender Stollen im Müglitztal etwas oberhalb der Höllenmühle angesetzt worden, so trieb man in den Jahren 1863 bis 1875 einen zweiten, etwa 370 m langen Stollen vom Dorfe Fürstenau nach Osten in das Grubengebiet, den „Müllerstollen". Er hat jedoch den Ertrag auf die Dauer nicht zu heben vermocht. Als Beispiel für einen im Zeitalter des progressiven Industrialismus geradezu mittelalterlich anmutenden Kleinbetrieb seien aus knapp 100 Jahren folgende Erträge an Zinnerz und reinem Zinn angeführt:

Jahr	Zwittererzfuhren	Zinn in Zentnern
1788	?	11,25
1789	?	4,50
1791	?	14,25
1863	$68^1/_2$	12,25
1864	70	9,55
1866	104	14,97
1867	140	11,50
1868	80	10,40
1869	150	13,25
1870/71	120	7,16
1872	23	4,22

Das Ausbringen der Grube wechselte demnach sehr stark und der Erzgehalt ebenso. Der Betrieb brachte der Gewerkschaft nur bei hohen Metallpreisen und niedrigen Löhnen Gewinn, und da an 10 Zentnern Zinn nicht viel Geld zu verdienen ist, kümmerte der Betrieb so dahin, bis er erlosch.

Am Osthang der Kadnerhöhe trägt ein Waldstück den Namen „Hintere Zeidelweide", während die „Vordere" nördlich des Baches liegt, der bei der Höllmühlenscheune mündet. Unter dieser Bezeichnung verstand man einen Waldbezirk, in dem Bäume ein Stück ausgehöhlt und mit Bienenschwärmen besetzt wurden (mhd. zîdelweide).

Furt J 7

Der von Gottgetreu herkommende Fahrweg durchquerte die Müglitz neben einem Steg in einer Furt. Das war in dem brückenreichen und mit wohlgebauten

J 7 Wegen ausgestatteten Sachsen selten. Der Weg fand, den jenseitigen Hang erklimmend, Anschluß an den Fürstenwalder Kirchsteig.

J 8 **Gottgetreu,** Ortsteil von Fürstenau,

ist nach Lage, Anordnung und wirtschaftlichen Verhältnissen eine typische Spätsiedlung. Es wurde nach neuen Forschungsergebnissen von Helmut Petzold und Kurt Dietrich etwa zwischen 1729 und 1732 durch 11 aus dem benachbarten Vorderzinnwald in Böhmen vertriebene evangelische Familien gegründet; der Name des Ortes bewahrt die Erinnerung an ihre Glaubensfestigkeit. Der damalige Grundherr, Rudolf von Bünau auf Lauenstein, hatte die Ansiedlung genehmigt und Bauholz zur Verfügung gestellt.
Die auffällige, nicht durch die Bodengestalt des gleichmäßigen Abhanges nach der Müglitz bedingte, rechtwinklige Form der Siedlung geht auf ursprüngliche Besitzverhältnisse zurück, die man bei der Ortsgründung zu respektieren hatte. Die obere Reihe ist genau die Fortsetzung einer Hufe des Fürstenauer Niederdorfes, liegt aber schon auf Rittergutsflur und wurde jedenfalls zuerst gebaut. Die untere setzte man später an dem schon bestehenden Kirchweg nach Fürstenwalde an.
Im oberen Flügel der Siedlung herrschen Erdgeschoßhäuser vor, die entweder mit Stroh oder mit Schindeln oder mit Schiefer gedeckt sind. Die Gebäude des unteren Flügels sind zweigeschossig. Gegenwärtig entsteht eine kleine Gruppe von Einfamilienhäusern in neuem erzgebirgischem Stil ein wenig hangabwärts. Die meisten älteren Häuser sind Einheitshäuser, die in sich die Wohnung und die wichtigsten Wirtschaftsräume vereinigen; wenige haben eine besondere Scheune. Der jetzt das Ortsbild beherrschende hölzerne Turm ist im vermeintlichen Jubiläumsjahr 1927 errichtet und mit einer Glocke aus der alten Fürstenauer Kirche versehen worden.
Die geschützte Lage des Ortes läßt sogar Apfel-, Kirsch- und Pflaumenbäume wachsen, deren Früchte allerdings nicht immer ausreifen. Der jeweils anliegende und ursprüngliche Grundbesitz, nur ein Grasgarten, ist so gering, daß die Bewohner außer mäßigem Erbzins lange keine Steuer zu zahlen brauchten. Nicht einmal zum Betrieb einer Kleinstwirtschaft für den eigenen Bedarf reichte der Eigenbesitz, vielmehr pachteten die Häusler etwas größere, nahe liegende „Laasstücke“ oder „Löser“ vom Grundherrn und kauften auch Felder. Nur einzelne Anwesen vergrößerten sich bis zum vollen Bauerngut. Neben den in der Landwirtschaft tätigen Bewohnern sind und waren andere im Bergbau, im Steinbruch, bei der Waldarbeit oder in verschiedenen Handwerken beschäftigt.

J 9 **Müglitz**

Die kleine Ansiedlung Müglitz besteht nur aus zwei stattlichen ehemaligen Mühlengehöften und einigen kleinen Anwesen in loser Reihe. Die neuen Einzelhäuser von Gottgetreu (s. J 8) stellen die Verbindung zwischen beiden benach-

barten Orten her. Die bisherige Meinung, daß auch diese Siedlung insgesamt J 9
von protestantischen Emigranten „gegründet“ worden sei, muß nach den jüngsten Nachforschungen durch Helmut Petzold, Kurt und Arno Dietrich in Gerichts- und Flurbüchern aufgegeben werden. Vielmehr ist als erste bäuerliche Wirtschaft die am weitesten flußaufwärts gelegene schon 1683 erbaut worden, die eine Mühle folgte 1685, die andere 1699. Eine Zuwanderung von Protestanten aus dem Nachbarlande in den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts ist trotzdem nicht unwahrscheinlich. Heute sind die Bewohner Bergarbeiter, Waldarbeiter, Mechaniker und treiben Landwirtschaft. Die Grundstücke links der Müglitz gehören zur Gemeinde Fürstenau, die wenigen rechts des Flusses zu Fürstenwalde.

Schwarzbach, **J 10**

auch Sörnitz und Sernitz, ist der Name für einen Bach, der den nördlichen Teil der „Schwarzen (= moorigen) Wiesen“ mit seinem Mittellauf durchfließt. Der Name Sörnitz ist von slaw. žornice = Mühlbach herzuleiten. Bei dem Unwetter am 8. Juli 1927 wurde unser Gewässer zum Wildbach, der den Boden aufriß, sein Bett veränderte und eine hochgebirgsartige Mure, einen Steinstrom, nach der Müglitz zu bildete. Von der Quelle im Haberfeldwald an auf über 2 km Erstreckung bezeichnet der Bachlauf die Staatsgrenze.

Fürstenau **J 11**

a) Natürliche Grundlagen

Verschiedenartig zusammengesetzt ist der geologische Unterbau Fürstenaus. Grauer, grobkörnig-schuppiger Gneis bildet den östlichen Talhang und geht in einem Bogen, der von der Klengelkuppe über die Zeidelweide und über Gottgetreu nach dem Fürstenauer Oberdorf reicht, in den ungeflaserten granitähnlichen Gneis und in Rotgneisausbildungen über. Von der „Heide“ bis unterhalb der Kirche bezeichnet die Mittelachse des Ortes, der Dorfbach, die Grenze gegen den Granitporphyr; wahrscheinlich hat sich das Gewässer an dieser etwas zermürbten Linie leichter eingraben können. Weiter abwärts wechseln am Westhang Roter Gneis und Granitporphyr, bis schließlich am Dorfende der Graue Gneis beiderseits wieder die Oberhand gewinnt. Ganz am Südende des Dorfes verläuft ein Gang von Quarzporphyr, der in einem kleinen Steinbruch westlich der Straße aufgeschlossen ist. Alle übrigen Gesteine sind kaum anders als in Lesesteinen aufzufinden. Die Rumpffläche der Erzgebirgsscholle überzieht die Gesteinsgrenzen völlig. Holozäne Schotter, überdeckt von Lehm, liegen auf der schmalen Sohle des Tales. Den Moor- und Torfbildungen des Holozäns im südlichen Teil der Gemeindeflur gilt eine Sonderbetrachtung (s. J 12).

Der wachsenden Höhe über dem Meere entsprechend, sinkt die durchschnittliche Luftwärme mit 5,2° im Mittel des Jahres und 12° im Mai-Juniabschnitt etwas tiefer als in Löwenhain und Fürstenwalde, bleibt aber höher als in Zinnwald.

SLUB
Wir führen Wissen.

J 11 Die Niederschläge, 1000 mm im Jahr, 305 mm im Mai/Juni, übertreffen die von Löwenhain und Fürstenwalde, liegen aber noch unter denen von Geising, Zinnwald und Rehefeld. BRANDNER sagt 1845 in bezug auf das Klima Fürstenaus, vielleicht auf Grund älterer, nicht mehr nachprüfbarer Überlieferungen, daß in dem von dichten, hundertjährigen Wäldern umgebenen Ort in früherer Zeit und bis in das 17. Jahrhundert „rauhe Winde und eisige Nebel beinahe heimisch" gewesen seien. Es ist glaubhaft, daß infolge der Lichtung der Wälder das Lokalklima milder geworden ist (NEEF 1960).

Botanisches Interesse wecken die Steinrücken, wenn sie auch im Gneisgebiet weniger häufig als in dem des Granitporphyrs vorkommen; denn der Gneis verwittert auf dem Feld relativ leicht, der Porphyr nur schwer, da er mit seinen scharfkantigen, glatten Flächen der Zersetzung geringe Angriffspunkte bietet. In den moorigen Wiesen nach Löwenhain zu werden die Steinwälle von Kriechweiden *(Salix repens)* und wenigen anderen Hölzern besetzt. Nach der Höhe zu machen sich die auslesenden Faktoren, wie heftige Winde, stärkere Niederschläge, niedrige Wintertemperatur, immer auffallender bemerkbar, so daß die Zahl der Holzarten auf den Steinrücken abnimmt und zuletzt fast nur die Eberesche durchhält. Am Erdbach ist der westliche Hang mit beträchtlich mehr Gehölzarten ausgestattet als die östliche, Fürstenauer, Seite, die nur mit Eberesche, Traubenholunder *(Sambucus racemosa)*, Sal- und Ohrweide *(Salix caprea und aurita)* aufwarten kann. Eine mächtige, doppelstämmige Buche, deren Äste sich im Kampf mit dem Wetter gewunden und ineinandergeschlungen haben, steht auf dem westlichen Feldhang des Niederdorfes.

b) Ortsanlage

Von Nordwesten her, etwa von der großen Buche aus, sieht man den Hauptteil des Dorfes in gleichmäßiger Erstreckung in einer Senke der Rumpffläche sich hinaufziehen; unter hohen Laubbäumen schauen weiße Gehöftmauern und dunkle Dächer heraus, der spitze Kirchturm ragt nur wenig darüber. Man bemerkt von dort aus nicht, daß sich das Dorf jenseits der Wasserscheide wieder hinabsenkt; das 3 km lange Fürstenau steigt als „Niederdorf" von 680 bis zu 740 m ü. d. M. in die Höhe und dann als „Oberdorf" bis zur Müglitzbrücke wieder auf 696 m hinunter.

Die höchsten Erhebungen der Gemeindeflur, die Getreide und Hackfrüchte tragen, liegen im Westen zwischen 675 und 806 m, im Osten um 720 bis zu 751 m hoch. Von da aus setzt sich die Kammfläche nach Süden zu außerordentlich einförmig noch ungefähr 3 km fort. In der feuchtigkeitsgesättigten Umgebung des Fürstenauer Moores, in 730 m Höhe, entwickelt sich der Dorfbach und fließt mit ansehnlichem Gefälle (innerhalb des Dorfes 1 : 25, dann verstärkt auf 1 : 23,5) dem Löwenhainer Bach zu. Er hat sich in zwei ältere Talböden eingegraben, deren Restterrassen schon oberhalb der Kirche kenntlich werden und im Niederdorf als Hochterrasse über einer niederen bis etwa 10 m über dem Talboden liegen. Etwa 1 km südlich vom Ursprung des nordwärts gerichteten

Baches entspringt jenseits der Wasserscheide ein Gewässer, das sich mit geringerem Gefälle zur oberen Müglitz wendet. J 11

An der Dorfstraße setzen die Hufenstreifen der alten Vermessung ziemlich rechtwinklig nach beiden Seiten an und biegen am rechten Talhang stärker nach Südosten um, wohl abgelenkt durch den früher grundherrlichen Wald am Müglitzhang. Lange Steinrücken und auch runde Steinhorste sind im Nordosten und im Südwesten der Gemarkung noch häufig. Das Flurkroki läßt erkennen, daß fast auf jeder Hufe ein kleines Stück Bauernwald stehen gelassen wurde.

Das zweireihig ausgebildete Waldhufendorf wird auf der Höhe ein Stück einreihig, weil von Osten her das Moor bis fast an die Dorfstraße heranreicht. Die Gehöfte des Niederdorfes haben ausnahmslos die Talterrassen aufgesucht, wenige Häusler fanden später Platz an der Straße. Die das Gesamtbild des Ortes mitbestimmenden hohen Bäume erweisen sich als Eschen, Ahorne und Linden, die den Einzelhöfen Schmuck und Schutz geben. Obstbäume hat nur das tiefer liegende Niederdorf.

c) Hausformen und Kirche

Das bauliche Bild Fürstenaus bringt den Charakter des Gebirgsdorfes deutlicher noch als die niedriger gelegenen Nachbarorte zum Ausdruck und ist dem noch höher liegenden Zinnwald ähnlich. Zwar nicht mehr vorherrschend in der Zahl, aber immer noch typisch ist das Erdgeschoßhaus mit starken Bruchsteinmauern, durch die kleine Fenster schauen, mit schindelbeschlagenem Giebel, mit dickem Strohdach und schließlich mit dem hölzernen „Vierheisel“, dem Vorhäuschen vor der Eingangstür (Abb. 28). Das alte Fürstenauer Haus ist ausgesprochen klimabedingt und ist es auch geblieben, wenn es, wie in den meisten Fällen, in jüngerer Zeit aufgestockt worden ist; denn das Obergeschoß wurde zumeist mit Brettern oder Schindeln verkleidet. Auch die jetzt überwiegende Schiefer- und Kunststeinbedeckung weiß dem Klima Rechnung zu tragen.

Treten wir in ein älteres Haus ein: Bis 80 cm stark sind die Außenmauern, etwa 50 cm noch die im Inneren des Erdgeschosses. Der große Kachelofen ist weit in die Wohn- und Kochstube hineingerückt, damit er seine Wärme allseitig verbreitet. Der Backofen füllt den Raum von ihm aus nach der einen Wand, nach der anderen zu, in der „Hölle“, sind Stangen an der Decke befestigt zum Trocknen von kleiner Wäsche und durchnäßten Kleidungsstücken. Es finden sich auch noch fest auf dem Mauersockel angebrachte Bänke.

Der Schindelbeschlag der Giebel zeigt vielfach einfachste Volkskunst. Durch die Richtungsänderung von Fischgrätmustern oder durch Einfügen längerer und unten abgerundeter oder zugespitzter Schindelhölzer, die Reisiggehänge nachahmen, wird ihm Rhythmus und Abwechslung verliehen. Älter geworden, erscheint er wie ein Mantel aus zottigem Fell. Buntfarbige Streifen um die Fenster und immer erneuerte weiße Tünchung der Wände, hier und da Vorgärtchen, in denen uns Georginen und Astern, Siegwurz und Löwenmaul überraschen,

J 11 bringen einen freudigen Ton in die Strenge des Hausstiles. Geschnitzte und bemalte Säulchen tragen das Vordach der Häuser Nr. 36 und 38.
Sichtbares Fachwerk ist verhältnismäßig selten. Bei größeren Gebäuden läßt sich eine Tür nach dem Freien in der Giebelspitze öffnen, über der sich ein Balken zum Hinaufziehen und Herablassen von Heu- und Strohbündeln vorstreckt.

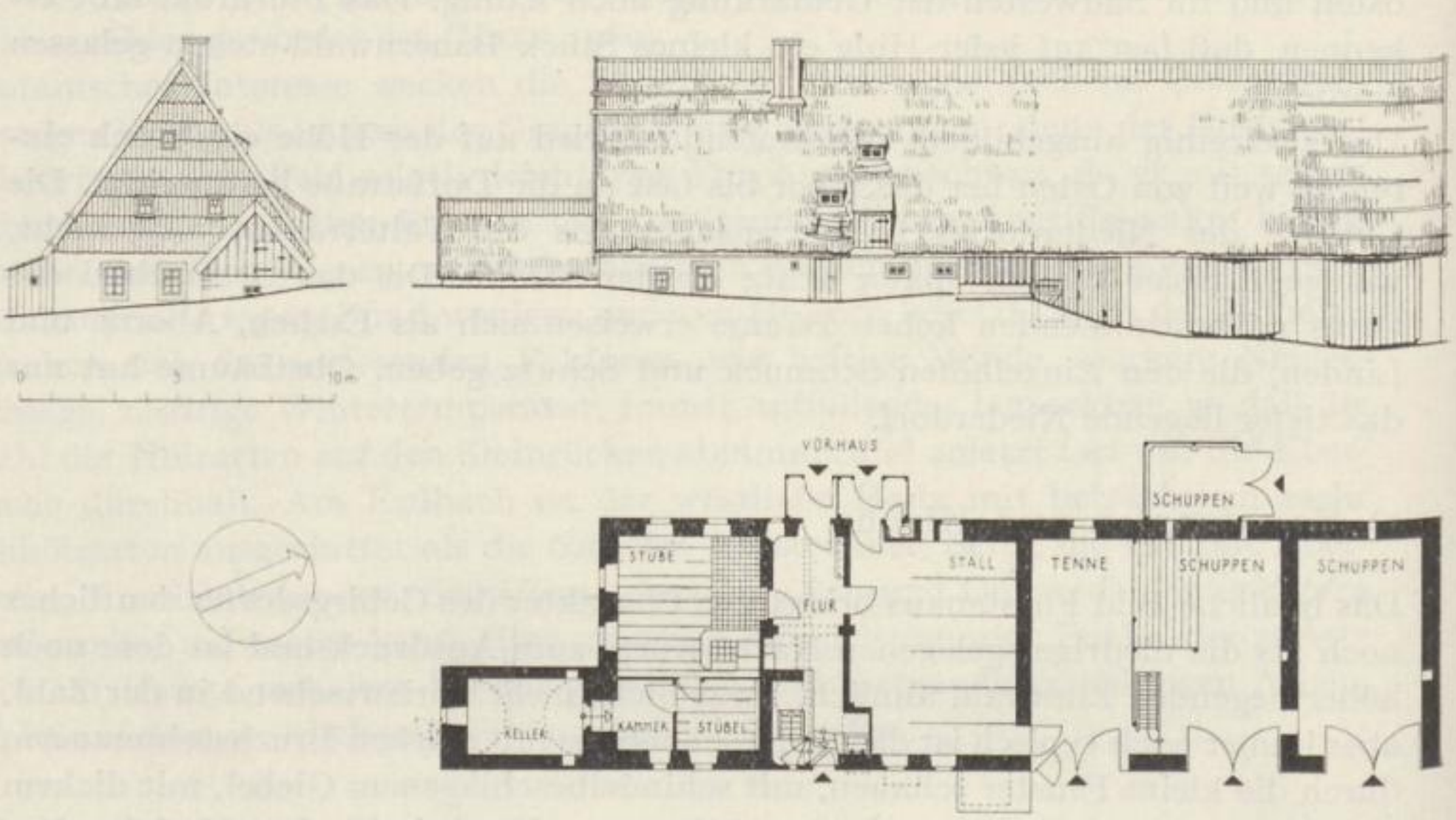


Abb. 28. Bauernhaus in Fürstenau Nr. 81. Grundriß, Giebel- und Seitenansicht

Durch einige Besonderheiten zeichnet sich immer noch das Erbrichtergut aus, wenn es auch 1907, in einer Zeit vieler solcher Erneuerungen, massiv ausgebaut worden ist. An der Hausflur- und Stalltür werden Korbbogen von Werkstücken mit gerieften Sockeln, alles aus Sandstein, getragen. Ein hervortretender Stein mit Rundzacken, den Buchstaben IGG und der Jahreszahl 1793 schließt das Haustürgewände oben ab. Bei einem Nebengebäude leitet eine Steintreppe zum Wasserloch in dem alten, tonnenförmig überwölbten Keller, wo das Wasser im Sommer kühl, im Winter vor dem Einfrieren geschützt bleibt.
Die Kirche mit ihrem bis in die weitere Umgebung sichtbaren spitzen Turm steht, wie die westliche Gehöftereihe, in der sie ihren Platz hat, auf einer Hangstufe. Sie ist 1885 bis 1887 gebaut, groß und stattlich, aber in einem Gemisch neuromanischen und neugotischen Stiles, jedoch nicht dörflich-erzgebirgisch. Die abgebrochene, bescheidene, vielleicht aus dem 14. Jahrhundert stammende alte Kirche führte den Namen „Zur unbefleckten Empfängnis Mariae“, wurde 1424 „mit einer Glocke beehrt“ und enthielt ein Altarwerk des ausgehenden 15. Jahrhunderts, das aber nach Steche (1882) weder in den Gemälden noch in den geschnitzten Figuren künstlerischen Wert beanspruchen konnte. In den

Scheitel des Altars war ein kleines Relief „von nicht ganz schlechter Bildhauer- J 11
arbeit und reicher Vergoldung“ eingefügt, das den Besuch der Maria bei Elisabeth vorführte. Bei den Frommen jenseits der Grenze galt es als wundertätig und nach KLENGELS „Sagenbuch des östlichen Erzgebirges“ war es mit einem ganzen Kranz legendenhafter Sagen umrankt. Noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts zogen alljährlich Prozessionen aus den nahen böhmischen Orten zur alten Fürstenauer Kirche, die dadurch geradezu zum katholischen Wallfahrtsort auf protestantischem Boden wurde. Der Legende nach wurde das Bild zweimal gestohlen, doch kehrte es auf unerklärliche Weise jedesmal von selbst wieder heim an seinen Platz. Als die Kirche abgebrochen wurde, schenkte man das Gnadenbild der böhmischen Gemeinde Vorderzinnwald für ihre neue Kapelle.

d) Geschichtliche Entwicklung

Die Gründung Fürstenaus erfolgte wohl schon in der ersten Rodungszeit des östlichen Erzgebirges, um die Mitte des 13. Jahrhunderts, unter der Regierung Heinrichs des Erlauchten; vielleicht geschah sie sogar auf Veranlassung dieses Markgrafen, zu dessen Zeit mehrfach Namen neuer Orte mit dem Wort Fürst (s. J 3) gebildet wurden. Die erste Urkunde von 1324 nennt neben Fürstenwalde „voerstenowe“. 1350 wird der Dorfname „Furstenow“, 1520 „Fürstenow“ geschrieben und ist in beiden Fällen schon Fürstenau zu lesen. Das Dorf war immer ein Bestandteil der Herrschaft Lauenstein. Ein Jahrhundert nach den Hussitenwirren, im Jahre 1542, tritt im Türkensteuerregister neben dem alten Fürstenau ein „Oberdorf“ auf, in dem bereits 16 und ein Jahr später 17 Bauern sitzen. Hauptsächlich zwischen 1529 und 1540 und noch bis 1566 müssen Nachbesiedlungen stattgefunden haben, vielleicht auch hier angeregt durch die Bedürfnisse des wachsenden Zinnbergbaus der Gegend. Von 1518 bis 1547 verdoppelte sich die Zahl der in ganz Fürstenau Ansässigen beinahe, sie kam von 30 auf 55 Mann (H. LÖSCHER 1954). Das wird auch behelfsmäßig belegt durch das Ansteigen der Erbzinsen für die Herrschaft von 3 ßo (Schock) 28 gr 3 pf im Jahre 1477 auf 5 ßo 5 gr 6 pf 1 h im Jahre 1529. Das Dorf wurde bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts (1602) in die, wie es scheint, selbständigen Gemeinden Fürstenau und Oberdorf geschieden. Noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts teilte man es in die „Obere“ und „Niedere Gemeinde“, ohne daß eine volle Selbständigkeit der Dorfteile anzunehmen ist. Etwa ein Viertel der Dorfgemarkung umfaßte das neue Oberdorf, für das die Hufen nur mit reichlich 19 Acker (etwa 11 ha) vermessen worden sind, während die im älteren Niederdorf zu 33 Acker (etwa 19 ha) anzuschlagen sind. Auch dieses Maß ist übrigens noch um ein Viertel geringer als das der normalen fränkischen Waldhufe im Erzgebirge. „Alhie das Neudorff“ steht auf OEDER-ZIMMERMANNS Karte am Südende von „Ferstenau“. Dort sind auch etwas abwärts an der Müglitz auf sächsischer Seite „Hütte“ und „Buchwergk“ (Schmelzhütte und Pochwerk) eingezeichnet.

J 11 e) Wirtschaftliche Entwicklung

Aus der Dorf- und Fluranlage geht schon hervor, daß Fürstenau als bäuerliche Siedlung angelegt worden ist. Sein Ackerland, besonders der Kalk und Kali enthaltende Gneisboden der östlichen Flurhälfte, ist mit 30% lehmigem Sand das beste unseres engeren Gebietes. Die geringe Gunst des Klimas verringert allerdings den Ackerwert, der nicht über die Zahl 24 hinauskommt. Die gesamte Gemeindeflur umfaßt 766 ha, wovon 1959 als landwirtschaftliche Nutzfläche 689 ha angeführt werden; die Gemarkung schließt also nicht viel Wald ein, womit wir einen Hinweis auf die bedenkliche, Wasserkatastrophen begünstigende Entwaldung in dem Kammgebiet erhalten.

Schiffner (1845) glaubt, „früher", das heißt wohl vor Vollendung der weitgehenden Rodungen, sei das Feld fast gar nicht bebaut worden. Wenn er jedoch ferner sagt, daß noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts alljährlich nur ein sehr geringer Teil der ansehnlichen Flur besät worden sei und man fast alles Brot aus Böhmen bezogen habe, so paßt dies nicht recht zu den zuverlässigen Angaben des einheimischen Brandner (1845), daß 1652 30 Scheffel Korn und 200 Scheffel Hafer ausgesät worden seien. Im Jahre 1815 wurden nach Mosch geerntet: 44 Scheffel Korn, 1 Sch. Weizen, 46 Sch. Gerste, 1005 Sch. Hafer, 439 Sch. Erdäpfel. Es ließe sich dieser Widerspruch lediglich mit der Annahme eines umfangreicheren Betriebes der Feldgraswirtschaft zu Schiffners Zeit erklären. Hafer, Flachs und Erdäpfel geraten nach seinen Angaben wohl, während der Anbau von Weizen, Gerste und Erbsen ohne Nutzen versucht worden sei.

Mittlerweile hat sich der Anbau von Roggen, Sommergerste, Kartoffeln und von infolge zweckmäßiger Düngung gut gedeihenden Kohlarten, wie Kohlrabi, Kohlrübe und Strunkkraut, als Futter und für die menschliche Ernährung beträchtlich erweitert. Aber der Schwerpunkt der bäuerlichen Produktion liegt, wie schon immer, bei der Viehwirtschaft, die 1959 über 789 Rinder (davon nur 372 Milchkühe, also ansehnliche Zucht) und 285 Schweine verfügte, demnach auf 100 ha Nutzfläche die bedeutende Menge von 114,5 Rindern (54 Milchkühen) neben 43,7 Schweinen hielt. In bezug auf die Erzeugnisse der Rinderzucht gehört Fürstenau zu den Überschußgebieten; es zeichnet sich die naturgegebene und von der Regierung geförderte Entwicklung auf starke Grünland- und Viehwirtschaft im höheren Gebirge ab. Das Genossenschaftswesen war in Fürstenau schon früh gepflegt worden und hatte zu guten Ergebnissen geführt. 1953 begann man zur landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft des Types I überzugehen (LPG „Glückauf"), und 1960 kam diese Entwicklung für das ganze Dorf zum Abschluß. Unterstützt wird die schwere Arbeit der Gebirgsbauern durch die Maschinen-Traktoren-Station Kreischa und deren Stützpunkt Löwenhain, von wo aus in trockenen Erntezeiten hier schon mit dem Mähdrescher gearbeitet wurde. Von den früheren Betriebsgrößen lagen 10 unter 2 ha, 13 zwischen 2 und 5, 29 zwischen 5 und 10, 33 zwischen 10 und 20 und 2 zwischen 20 und 50 ha. 62 Wirtschaften zwischen 5 und 20 ha bedeuten eine für frühere Zeit und für Gebirgsverhältnisse eher unter als über den normalen Grundstücks-

größen liegende Bodenverteilung, in der wir auch die 55 Halbhüfner (daneben 3 Häusler) vom Anfang des 19. Jahrhunderts wiedererkennen. J 11

Die geringen Erträge der Landwirtschaft in alter Zeit und die überall einsetzende Suche nach Erzen gaben Veranlassung, daß Fürstenauer Bauern sich in einem zweiten Beruf dem Bergbau zuwandten, entweder als Häuer vor Ort oder als Erzfuhrleute. Im Niederdorf liegen aus jener Zeit noch Halden in den Dorfwiesen oberhalb des Hofeteiches. Die Gruben an der Kadnerhöhe (s. J 6) beschäftigten wohl ebenfalls hiesige Arbeitskräfte. Viele Fürstenauer Männer — 1651 sollen es alle 38 Ansässigen gewesen sein — fanden ihren Nebenerwerb in Böhmisch- und Sächsisch-Zinnwald, in Graupen oder in Niklasberg.

1840 wird Fürstenau von SCHIFFNER starker Paschhandel zugeschrieben, und tatsächlich befanden sich bis mindestens zum ersten Weltkrieg im Ort einige Niederlagen von Industriewaren (Messern, Feuerzeugen u. ä.), die heimlich nach dem Nachbarlande gebracht oder von dort geholt und gegen Nahrungsmittel (Mehl usw.) getauscht wurden.

In der Gegenwart stellen die in der Landwirtschaft Beschäftigten mit etwa 50% die stärkste Gruppe der Erwerbstätigen. Die übrigen Männer arbeiten auswärts in der Industrie, vorwiegend als Feinmechaniker, einige sind Handwerker, Dränierer, Angestellte in der Verwaltung, in Genossenschaften und im Kleinhandel. Den Fahrten zu und von den Arbeitsstätten und dem mäßigen Fremdenverkehr dient die Kraftfahrlinie Lauenstein—Fürstenau—Geising—Altenberg—Dippoldiswalde—Dresden. Der Hauptverkehrsweg, eine alte Höhenstraße, verbindet Fürstenau über den Sturzkober mit Geising. Die gleiche Streckenführung meint SCHUMANN in seinem Lexikon, wenn er schreibt: „Durch Fürstenau geht eine Art Straße von Geising über Ebersdorf nach Teplitz."

f) Volkskundliches

An der Mauer der neuen Kirche Fürstenaus steht ein hoher Leichenstein mit folgender außergewöhnlichen, leider sehr verwitterten und nur noch schwer lesbaren Inschrift: „In dieser Grube hält seine Liegestunde bis an den Tag der seeligen Ausfahrt Herr Michael Kadner, $\begin{matrix}46\text{ Jahr}\\36\text{ Jahr}\end{matrix}$ gewesener $\begin{matrix}\text{Gerichtsgeschworener}\\\text{Knappschaftsältester}\end{matrix}$ wie auch Schichtmeister allhier, und neben seiner sel. Mutter, Frau Esther geb. Knauthin, von welcher er den 13. Juli 1672 allhier geboren. Hat auf der Zeche seines Lebens und Ehestandes den 24. Jan. 1692 zur Schlägelgesellin bekommen Frau Marie geb. Königin, mit welcher er 4 Söhne und 3 Töchter zur Ausbeute von dem Segen Gottes erhalten. Von seiner Lebensarbeit hat er Schicht gemacht den 19. Mai 1737, nachdem er vor diesem Orte angesessen 65 Jahre." Auf der Rückseite des Steines wird hinzugefügt: „Vom Elend bin ich ausgefahren ins Huthaus jener Himmelsscharen, wo mit des Heilands teuerm Blut ich in der Taufe eingemuth" (gemutet).

In dieser konsequenten Anwendung der Bergmannssprache auf eine allerdings sehr eigenwillige Lebensbeschreibung drückt sich der Berufsstolz des Bergmannsstandes aus. In dem Verständnis christlichen Glaubenslebens unter dem

J 11 Abbild der bergmännischen Berufswelt finden wir eine Auswirkung der von Johannes MATHESIUS in Predigten für Bergleute gebrauchten und in seiner Predigtsammlung „Sarepta oder Bergpostill“ (1562) niedergelegten Stilform der Bergbauallegorie. Zweieinhalb Jahrhunderte hindurch an allen Kirchen mit einer bergmännischen Gemeinde ausgeübt, starrer und schematischer geworden, erschien sie GOETHE, als er am 10. Juli 1813 unfreiwillig die Quartalspredigt für die Bergleute in Altenberg anhörte, als ein Predigen „in hergebrachten bergmännischen Phrasen“. Dabei ist anzunehmen, daß der Dichter die Bezeichnung für Redewendungen nicht in abwertendem Sinne gebrauchte.
An Flurnamen gibt es außer einigen schon genannten die „Heide“ (s. J 12) mit dem „Heidegraben“, den „Hofeteich“ und die „Hofewiese“. Die „Laasräume“ waren von der Grundherrschaft „überlassene“, verpachtete Felder; das „Lagerbüschchen“ östlich der Klengelkuppe wird als Truppenlagerplatz in einem Krieg gedeutet, ohne daß man einen bestimmten Zusammenhang kennt, „Pfarrhöhe“ (s. N 1), „Schulfeld“ und „Schulwiese“ erinnern an einst zur Besoldung des Pfarrers und des Lehrers gehörige Parzellen. Weiter sind bekannt zwei „Kalköfen“ oder „Schneller“, ein Anteil am „Sturzkober“ (s. H 4) und die „Wachsteinrücke“, die man bei OBERREIT als sehr langen, nordsüdlich gerichteten Steinrücken nördlich des Heidegrabens bei Höhe 751 eingezeichnet findet.
Der Gemeinschaftssinn der Dörfler drückt sich darin aus, daß man im weniger arbeitsreichen Winter noch „zu Rocken geht“. Die Frauen spinnen aber nicht mehr, sondern versammeln sich reihum zum Federnschleißen und bewirten sich gegenseitig mit Kaffee und Kuchen. Kurz sei darauf hingewiesen, daß im Oberdorfe noch jetzt von der Sprechweise des übrigen Ortes abweichende Mundartformen zu beobachten sind.

J 12 Die Heide

Das Fürstenauer Moor hat den Namen Heide gewiß wegen seines lockeren, dürftigen Baum- und Strauchbestandes erhalten. Dieses Hangmoor senkt sich von der fast ebenen Wasserscheide im oberen Teil Fürstenaus ganz allmählich und in kaum merklicher Eintiefung von 735 auf 725 m Meereshöhe nach Südosten. Nach den Abgrenzungen der geologischen Karte beträgt seine Länge 500 m, seine Breite im Mittel — es verbreitert sich nach unten — 200 m, sein Flächeninhalt ungefähr 10 ha. Im Nordosten liegt in geringer Entfernung am Hange ein weiterer elliptischer Moorfleck mit einer Längsachse von etwa 200 m und einer Querachse von 100 m, also einer Fläche von ungefähr 1,5 ha.
Ein nach Osten gerichteter Zipfel des Hauptmoores entläßt den im südlichen Teil zusammengeflossenen Heidegraben, auch Heidewasser genannt, der mit zunehmendem Gefälle, durch Wiesen und an kleinen Waldstücken vorüber, der Müglitz zufließt. Ein nach Süden gerichteter Moorausläufer schickt sein Wasser zu dem Bächlein des Oberdorfes.
An niedrigen Stichwänden tritt mittelbrauner Torf zutage, der viele faserige und breitgedrückte Holzreste enthält. Wurzeln und Äste ragen aus einer Stubben-

schicht heraus. Die eigentlichen moorbildenden Pflanzengesellschaften sind nicht mehr lebenskräftig, es entsteht kein neuer Torf mehr, das Hochmoor als solches ist tot. Die Ursachen des Absterbens sind in starkem Maße auf die austrocknenden Winde, in der Hauptsache aber auf die Eingriffe des Menschen zurückzuführen. Am Moor haben eine Anzahl Bauern Grundstücksanteile. Meist einzeln, aber auch genossenschaftlich stachen sie Torf. Möglicherweise hat dies schon im 16. Jahrhundert eingesetzt, als Holzmangel gerade in den osterzgebirgischen Wäldern die Aufmerksamkeit des Kurfürsten August auf den Torf als Heizmittel für Schmelzhütten und Hammerwerke lenkte. Dazu war der Torf nun aber gänzlich ungeeignet — aber für den Hausbrand begann damals seine Verwendung. Auch in späterer Zeit benutzte man die Torfziegel nur in den eigenen Öfen und lieferte Torfmull an Gärtnereien und ähnliche Betriebe. Das Technische Büro Bergbau und Brennstoffindustrie, Abteilung Torf, gibt die zum Abbau geeignete Fläche mit 5 ha, die Mächtigkeit der abbauwürdigen Schicht mit 4 m an. Aber die Torfstecherei ruht gegenwärtig als wenig lohnend vollständig. J 12

Rudolphsdorf K 1

In die fast vollkommene Rumpfebene der Landschaft um Oberfürstenwalde legt sich flach und breit das Wiesental des obersten Falkenbaches, in das unterhalb von Rudolphsdorf von Osten her ein Torfmoor hereinzieht. Der Gneisverwitterungsboden der westlichen Talseite ist untermengt mit Bruchstücken von Gangquarz, von schwarzgrünem Hornblendefels (Amphibolit) und von pegmatitischen und aplitischen Gesteinsbildungen. 9 bäuerliche Anwesen — teils Einheitshäuser, teils Zweiseithöfe — sind mit ihrem Anfang rechts, mit der Fortsetzung links der nassen Bachaue etwas unregelmäßig aneinandergereiht (Abb. 27); ein zehntes, die Wohnung eines Forstwartes, ist in jüngerer Zeit am Nordrande des Haberfeldwaldes angelegt worden. Manche Wohngebäude sind ein-, andere zweigeschossig; drei Höfe tragen noch Strohbedeckung. Die Haustüren weisen die im Osterzgebirge beliebte Fischgrätmusterung auf. Hochgewachsene Eschen und Linden neben den Häusern, Vogelbeerbäume am Wege, einige wenige niedrige Obstbäume in den Grasgärten vollenden das kahl erscheinende Bild der Ortschaft. Unverdrossene, harte Arbeit der Bewohner, die insgesamt Landwirtschaft betreiben, ringt dem Ackerboden Erträge von Hafer, Roggen, Gerste und Kartoffeln, ja, auch etwas Winterweizen ab. Kohlrabi, Strunkkraut und der in neuerer Zeit eingeführte, bis zu einem Meter hohe Markstammkohl entwickeln sich unerwartet gut.

Möglicherweise bestand hier schon um 1400 eine der frühen Glashütten des Erzgebirges. 1539 ist in den Visitationsakten eingetragen: Zum Einkommen des Pfarrers von Fürstenwalde „soll nachfolgen der Zins oder Dezem von Nauendorffe, die Glashütte genannt“ (H. Löscher 1954). „Newendorffel, die Glashütten genanth,“ schreibt man 1555. Die Hütte lag damals wohl schon lange wüst; sie dürfte erloschen sein, als der Erzbergbau das Holz für die Schmelz-

K 1 herde brauchte — damit kämen wir etwa in die Zeit um 1460 bis 1490. In dem an ihre Stelle getretenen „Neudorf“ oder „Neurudelsdorff“ waren 1547 9 Bauern ansässig, 1551 bereits 11. Sie waren durch die Lauensteiner Grundherrschaft angesetzt worden, wohl durch zwei Vettern von Bünau, die beide Rudolf hießen.
Die Grundherrschaft hielt hier einen Kalbenhof, in dem das Jungvieh, das vom Rittergut Lauenstein im Sommer herausgebracht wurde, nachts Unterkunft fand. Die Verpflichtung, das ausgesandte Vieh unterzubringen und zu warten, ging dann auf die späteren Besitzer dieses Hofes über. Die Bewohnerschaft der Spätsiedlung schwankte zwischen 40 und einigen 50. 1689 und 1731 sollen auch hier einige böhmische Exulanten aufgenommen worden sein. Rudolphsdorf war immer Ortsteil von Fürstenwalde.

K 2 Haberfeld

Der Haberfeld genannte Wald ist, wie die Harthe, von den Rodungen verschont geblieben, galt deshalb als Eigentum der Lauensteiner Grundherrschaft und ist jetzt Volkswald. Er trägt seinen widerspruchsvollen Namen schon lange (Oeder-Zimmermann: „Das Holtz dzc Haberfeld“). Wahrscheinlich hat man einst den Versuch gemacht, hier Hafer zu bauen, hat aber den bei dieser Höhe und bei der starken Bestreuung mit Granit- und Gneisblöcken geeigneteren Wald wieder an die Stelle des Ackers treten lassen. Das Gebiet des Haberfelds offenbart sich als ein bedeutendes Quellzentrum. Innerhalb des Waldes entspringen 7, in seiner nächsten westlichen und nordwestlichen Umgebung 6 Bäche, dabei die Gottleuba, der Falkenbach und der Schwarzbach; denn unser Waldgebiet (720 bis 739 m) ist der höchsten Erhebung des Gebirgskammes (760 bis 800 m) in dieser Gegend nach West und Nordnordwest vorgelagert und empfängt die Stauungs- oder Steigungsregen atlantischer Luftströmungen in starkem Maße.
In der Forstabteilung 56, am Wege nach Streckenwald, steht ein grob hergerichteter Stein mit der verstümmelten Inschrift „E T 1746“. Hier, in der unmittelbaren Nähe der Landesgrenze, kam es am 2. September 1746 nach Mitteilung von Friedrich Böttcher zu einem Zusammenstoß zwischen dem Bünauischen Heger Elias Tränkner aus Fürstenwalde und seinem Bruder auf der einen Seite und dem Förster aus Tellnitz und seinen beiden Söhnen auf der anderen; die böhmischen Forstleute sollten auf Bünauischem Gebiet gejagt haben. Im Verlaufe der Auseinandersetzung feuerte der dreizehnjährige Sohn des Försters, der seinen Vater durch Elias Tränkner in Lebensgefahr gebracht sah, auf den Wütenden und verletzte ihn tödlich.

L 1 Hirschbach

Auf einer moorigen Wiese westlich der Grenzbrücke bei der Bahnhofsiedlung Neu-Rehefeld entspringt der Hirschbach und fließt zunächst genau an der Südwestgrenze des Phyllits von Rehefeld-Zaunhaus entlang. In einem ziemlich breiten Tal zeigt der schmale, durch keinerlei Regulierung beeinträchtigte Bach

SLUB
Wir führen Wissen.

Musterbeispiele von Mäandern, Altwässern und kleinen Umlaufhügeln. Die Windungen des 4,7 km langen Baches macht die Staatsgrenze mit. An seinem rechten Ufer verläuft der „Grenzweg“. L 1

Kalkbergwerk Zaunhaus L 2

Im Wald, nahe dem Teichweg, gegenüber dem letzten Haus, dem ehemaligen Steigerhaus des Kalkbergwerkes, überrascht inmitten des Phyllitgebietes eine kleine Felsenwildnis mit jäh abfallenden Wänden, übereinandergestürzten Blöcken und von Gesteinstrümmern erfüllten Vertiefungen, in denen sich bis lange in die wärmere Jahreszeit hinein Schneereste halten. Ein altes Kalkbergwerk ist hier zusammengebrochen, das bereits 1625 als „Kalksteinbruch zum Zaunhauß“ amtlich verzeichnet wurde. Man brach das Gestein noch bis um 1900 und brannte es in unmittelbarer Nähe, zuletzt in zwei Öfen, deren überwucherte Reste kaum noch sichtbar sind.
Der Kalk ist mit dem Phyllit, in den er eingeschaltet ist, mitunter so innig verbunden, daß beide Gesteine wechsellagern oder sogar miteinander zu Kalkphyllit gemischt sind. Der Kalkstein ist sehr feinkörnig und hellgrau, doch auch rein weiß, hoch kristallin und marmorartig. Er wurde zu Bau- und Düngekalk verarbeitet. Man streute ihn insbesondere auf die Flachsfelder der Gegend. In der Nähe befinden sich noch weitere kleine Kalkeinlagerungen; zwei von ihnen am Südhang des Hemmschuhes wurden ebenfalls ausgebeutet. Man deutete bisher die einzelnen Vorkommen insgesamt als Teile einer großen, in der Tiefe zusammenhängenden Kalkmasse, die bei der variszischen Gebirgsbildung losgerissen wurden. Heute neigt man der Ansicht zu, sie als einzelne eingeschobene Linsen anzusehen.

Gießhübel (797,5 m) L 3

Der phyllitische Gießhübel ist aus der osterzgebirgischen Rumpffläche durch die umgrenzenden Gewässer, die Wilde Weißeritz sowie den Großen und Kleinen Warmbach, herausgearbeitet worden. An seinem Nordfuß hat die Erosion ein größeres, am Südfuß ein kleineres Kalksteinlager angeschnitten, in denen der Kalk bergmännisch gewonnen wurde (s. L 2). Vielfach wird der Name Gießhübel in Verbindung mit Schmelzhütten genannt (s. H 1 e). „Gießubil“ ist aber ein Ort der oft durch Hochwasser überschwemmt oder durch heftigen Regen übergossen wird (Steigungsregen des Kahleberggebietes?).

Großer Warmbach L 4

Die Quelladern des Großen Warmbaches pflegt man in 815 m Höhe oberhalb des Wüsten Teiches, der von ihm gespeist wird, zu suchen. Seinen wichtigsten Zufluß empfängt er aber aus dem Lugsteinmoor, aus etwa 860 m Höhe. Am Unterlauf ist an der rechten Seite des tiefeingeschnittenen Grundes eine Schotterterrasse

SLUB
Wir führen Wissen.

L 4 deutlich ausgebildet, deren Kante von einem Seitenbächlein und dessen kleinem Wasserfall scharf eingekerbt ist. Die auf dem Talboden und an den Abhängen verstreuten Blöcke bestehen entsprechend dem jeweiligen Untergrund aus Quarzporphyr oder aus Quarzphyllit. In den Blöcken des Unterlaufes sind kleine Strudellöcher eingetieft.
Der nördlich benachbarte Weißeritzzufluß ist der aus moorigem und torfigem Gelände entfließende Kleine Warmbach, an dem der Teichweg nach dem Wüsten Teiche zu emporsteigt.

L 5 Neu-Rehefeld

Am ehemaligen Grenzbahnhof der Strecke Freiberg—Most (Brüx) ist um die Jahrhundertwende auf sächsischer Seite als Ortsteil von Rehefeld eine kleine Siedlung entstanden, Neu-Rehefeld oder „Die Beamtenhäuser" genannt. Eines der Landhäuser dient jetzt der Belegschaft des VEB Bleierzgrube Albert Funk in Freiberg als Ferienheim. Heute endet der Bahnverkehr schon im Bahnhof Hermsdorf-Rehefeld.

L 6 Hemmschuh (845,8 m)

Der Hemmschuhberg ist aus quarzreichem Phyllit aufgebaut, enthält aber am Süd- und am Westhang und an seinem Nordfuß Gänge von Quarzporphyr, nahe dem Gipfel ein breiteres Vorkommen dieses Gesteins und am Südosthang, nahe dem Kreuzweg, zwei kleine Kalksteinlager. In dem größeren, schon sehr verwachsenen Kalkbruch sind die nach Osten schräg einfallenden Schichten, an Lesesteinen eine marmorartig weiße Masse und auch der Wechsel weißer und grauer Bänderung des Kalkes gut zu erkennen. Innerhalb eines Porphyreinschubes am Südhang ist im Jahre 1956 ein Gang von weißem und rötlichem Schwerspat (Bariumsulfat), der als Baryt für Malerfarben und als Kontrastbrei beim Röntgen verwendet wird, neu angefahren worden.
Der Hemmschuh[1] trägt auf dem basenreichen Grundgestein einen artenreichen Bergmengwald *(Dentario-(Abieti-)Fagetum)*, der an sickerfeuchten, bereits zum Schluchtwald überleitenden Standorten von einem Hochstauden-Bergmengwald *(Acero-Fagetum)* unterbrochen wird. Diese Waldgesellschaft bleibt hier nur lokal beschränkt. Sie stellt eine ahornreiche Buchenwaldgesellschaft dar, die in der Höhenstufe des Fichten-Bergwaldes (oreale Stufe) noch einmal montane Stauden zur Entfaltung bringt. Nach SCHRETZENMAYR kann hier der Spitzahorn *(Acer platanoides)* als osthercynische Differentialart der Osterzgebirgsrasse dieser Gesellschaft gewertet werden. Dem Hochstauden-Bergmengwald gehören an: Alpenmilchlattich *(Cicerbita alpina)*, Mondviole *(Lunaria rediviva)*, Christophskraut *(Actaea spicata)*, Vierblättrige Einbeere *(Paris quadrifolia)*, Milzkraut

[1] Bearbeitet nach einer Artenliste von Dr. W. BORSDORF, Dresden, und Angaben von Prof. Dr. habil. M. SCHRETZENMAYR, Tharandt.

(Chrysosplenium alternifolium), Sternmiere *(Stellaria nemorum)*, Großes Springkraut *(Impatiens noli-tangere)*, Lerchensporn *(Corydalis cava)*; besonders hervorzuheben ist hier das Vorkommen des Märzenbechers *(Leucoium vernum)*.

Zu dem großflächiger ausgebildeten Bergmengwald *(Dentario-Fagetum)* können folgende charakteristische Arten gestellt werden: Zwiebeltragende Zahnwurz *(Dentaria bulbifera)*, Lungenkraut *(Pulmonaria officinalis* ssp. *obscura)*, Wurmfarn *(Dryopteris filix-mas)*, Waldsegge *(Carex silvatica)*, Waldmeister *(Asperula odorata)* und Hohe Schlüsselblume *(Primula elatior)*.

Das montane Florenelement ist am Hemmschuh durch zahlreiche Arten vertreten, von denen nur Quirlblättrige Weißwurz *(Polygonatum verticillatum)* und — zusammen mit Vorkommen am unteren Eingang zum Hemmschuh von Rehefeld aus — Eisenhutblättriger Hahnenfuß *(Ranunculus aconitifolius* ssp. *platanifolius)* genannt werden sollen. Typische Laubwaldpflanzen sind Waldhirse *(Milium effusum)*, Süße Wolfsmilch *(Euphorbis dulcis)*, Moschusblümchen *(Adoxa moschatellina)*, Seidelbast *(Daphne mezereum)*, Waldveilchen *(Viola silvatica)* und Waldziest *(Stachys silvatica)*.

L 6

Kreuzweg

L 7

Von der Schmiede in Zaunhaus führt der Kreuzweg im Osten und Süden um den Hemmschuh nach Neu-Rehefeld. Er dient heute der Holzabfuhr. Dem Wanderer erschließt er eine der mannigfaltigsten Bergwaldformationen des Osterzgebirges, die man auch vom nördlichen Bierweg aus beobachten kann. An diesem Weg hebt sich die naturgeschützte „Biersteigfichte“ mit 40 bis 50 m noch um 10 m über den umliegenden Bestand empor. Ihr Alter wird auf reichlich 150 Jahre geschätzt.

L 8 Holperbach

Ganz nahe dem Hirschbach entspringt der Holperbach. Mit starkem Gefälle fließt er ostwärts zur Wilden Weißeritz ab. Diese Gegend unweit der Grenzbrücke in etwa 800 m Höhe bildet die Wasserscheide zwischen Mulde und Weißeritz.

M 1 Georgenfelder Hochmoor

Dichtes, dunkelgrünes Kiefernstrauchwerk, nach Osten in moorige Wiesen übergehend, nach Norden durch mäßig entwickelten Hochwald scharf begrenzt, nach dem Inneren zu an Wuchshöhe abnehmend und bis zum Lichtungscharakter aufgelockert (Bild 16), so bietet sich das Hochmoor dem Blick des Wanderers dar, der, von Georgenfeld her kommend, den ganz leichten Anstieg der Kammfläche hinter sich hat. Beim Hineinschreiten in den „letzten Urwald vor den Toren Dresdens“ schwankt der schwarzbraune Boden unter den Füßen und wäre schließlich nicht mehr betretbar, wenn man den Moorpfad nicht mit Bohlen belegt hätte. Kleine, dunkle Wasserspiegel lassen die Tiefe seitlicher Lachen nicht erkennen. Bleiches Geäst ist gerippeartig verbogen, Wurzeln winden sich auf dem Boden oder greifen in freie Luft. Torfmoos schwillt zu saftgrünen Polstern, deren Färbung bei Trockenheit weißlich-grün wird, aber im Herbst nach Gold, Braun und Purpur hinüberspielt. Aus offenerem Gelände schimmern die weißen Schöpfe des Wollgrases. Gespenstische Bilder zeichnen sich ab, wenn Nebel das Moor durchwogen, Wolkenfetzen Baum und Strauch verhüllen und wieder auftauchen lassen.

„Der See“ steht auf dem Meßtischblatt, „Die See“ auf dem Meilenblatt und bei Oberreit; wie im älteren Neuhochdeutsch, gegensätzlich zum heutigen Sprachgebrauch, bezeichnet auch hier die weibliche Form einen verlandenden See oder Sumpf. Diese Benennung erstreckte sich auch auf die ehemals jenseits der Staatsgrenze gebrauchten Namen „Seegrund“ und „Seeheide“. Die Annahme, von einem alten Waldsee sei schließlich das Moor übriggeblieben, ist nach der Bodengestaltung nicht haltbar. In einem Übereignungsprotokoll von 1731 wird unser Raum als „Seerigt“ eingetragen, eine Bezeichnung, die vielleicht von dem mittelhochdeutschen saher = Sumpfgras abgeleitet sein mag. Die Bewohner Georgenfelds gehen in die „Kiefernweechen“, die Kiefernweichen, womit jetzt die dem Moor abgewonnenen Wiesen und Felder mit ihrem nachgiebigen Boden gemeint sind. Dieser Name läßt sich mit der Bezeichnung „Weichend“ für das Seifenmoor (s. G 3) in Verbindung bringen, einem Ausdruck, der z. B. in Geising als Gattungsbegriff für anmoorige Böden vom Volke verwendet wird.

Das Georgenfelder Hochmoor gehört zu dem umfänglichen Moorkranz um den niederschlagsreichen Kahleberg-Lugsteinrücken (Abb. 29), ist aber für sich nur ein Teil eines bedeutend größeren Moorbezirkes. Dieser dehnt sich in einer leichten Einsenkung vom Südhang des Lugsteinsockels bis auf das Gebiet der ČSSR aus. Er liegt auf der Kammfläche des Gebirges, und zwar zwischen Wilder

Weißeritz und einer Quellader des nach Süden fließenden Grundbaches einer- M 1
seits und dem Seegrundbach andererseits, in einem Zentrum niedriger Temperatur (Jahresmittel 4 °C) und hoher Feuchtigkeit (1100 mm Jahresniederschlag). Seine Meereshöhe beträgt im deutschen Anteil 850 bis 870 m, im tschechoslowakischen 840 bis 880 m. Nach Abgrenzungen der geologischen Karte, Sektion Altenberg-Zinnwald von K. Dalmer, die wir als bisher genaueste

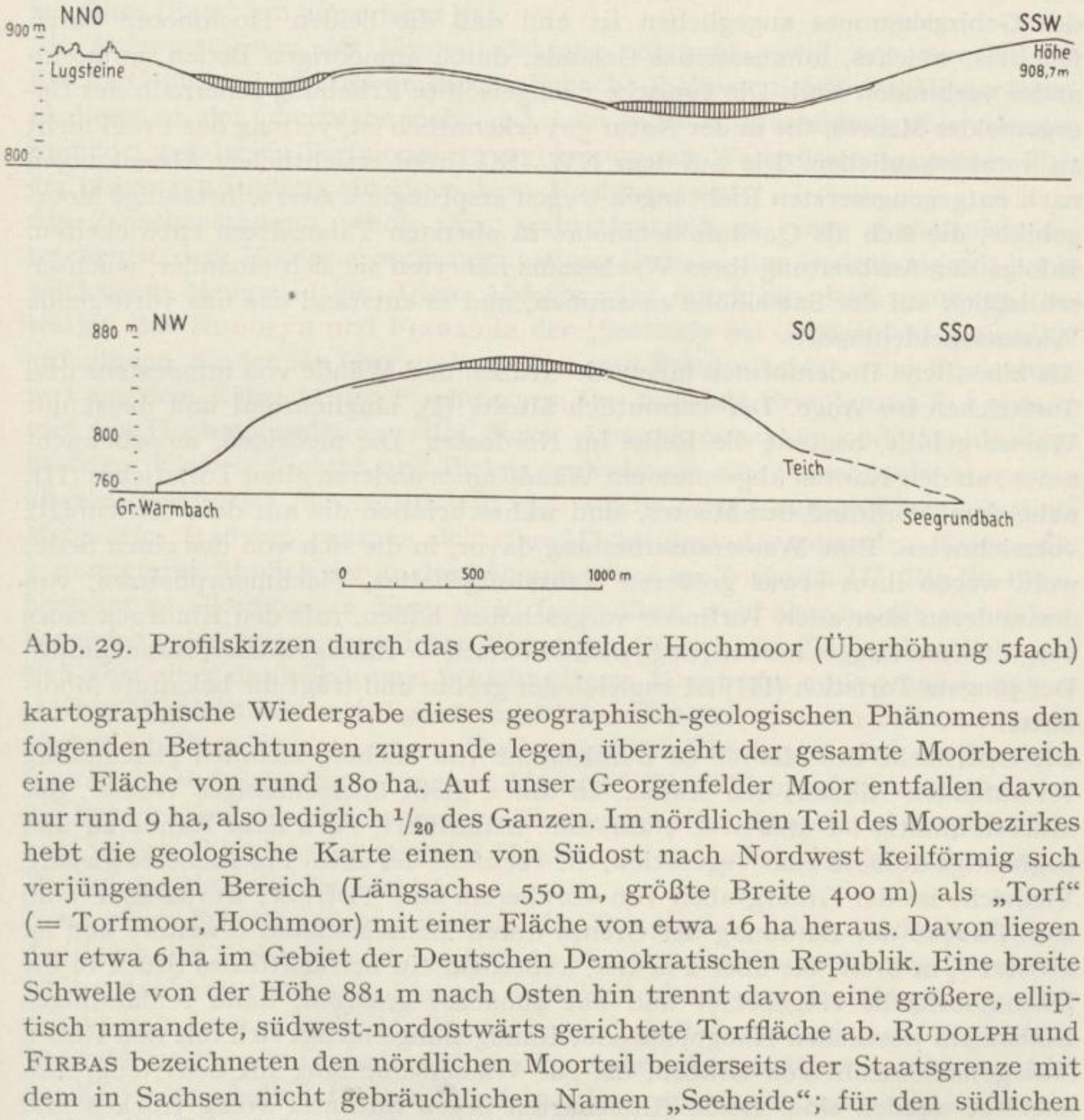


Abb. 29. Profilskizzen durch das Georgenfelder Hochmoor (Überhöhung 5fach)

kartographische Wiedergabe dieses geographisch-geologischen Phänomens den folgenden Betrachtungen zugrunde legen, überzieht der gesamte Moorbereich eine Fläche von rund 180 ha. Auf unser Georgenfelder Moor entfallen davon nur rund 9 ha, also lediglich $^1/_{20}$ des Ganzen. Im nördlichen Teil des Moorbezirkes hebt die geologische Karte einen von Südost nach Nordwest keilförmig sich verjüngenden Bereich (Längsachse 550 m, größte Breite 400 m) als „Torf“ (= Torfmoor, Hochmoor) mit einer Fläche von etwa 16 ha heraus. Davon liegen nur etwa 6 ha im Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik. Eine breite Schwelle von der Höhe 881 m nach Osten hin trennt davon eine größere, elliptisch umrandete, südwest-nordostwärts gerichtete Torffläche ab. Rudolph und Firbas bezeichneten den nördlichen Moorteil beiderseits der Staatsgrenze mit dem in Sachsen nicht gebräuchlichen Namen „Seeheide“; für den südlichen gaben sie die Benennung „Große Auerhahnbalz“ an.

Das gesamte Moor hat, wie aus seiner Lage hervorgeht, zum Untergrund den Teplitzer Quarzporphyr, der jedoch nirgends aufgeschlossen ist. Systematische Grabungen und Bohrungen sind bisher nicht vorgenommen worden. Im großen Torfstich ließ sich allerdings in zwei kleinen Gruben und an einem randlichen

M 1 Aufschluß eine den Torf unterlagernde Schicht eines weißen, zähen, klebrigen Tones finden, der aus der Kaolinisierung des im Quarzporphyr reichlich vorhandenen Feldspats entstanden ist. Infolge seiner Undurchlässigkeit bot dieser Ton die Voraussetzung für das Stagnieren atmosphärischen Wassers und für das Wachstum torfbildender Pflanzen.

Ein NNO—SSW-Profil (Abb. 29) soll die großen Züge der Bodenform des Moorbezirkes verdeutlichen. Es zeigt, daß das Gesamtmoor weitgehend dem Relief des Gebirgskammes angeglichen ist und daß die beiden Hochmoore durch feuchtes, weiches, humusreiches Gelände, durch anmoorigen Boden, untereinander verbunden sind. Die typische flachgewölbte Erhebung innerhalb des Gorgenfelder Moores, die in der Natur gut erkenntlich ist, vermag das Profil nicht zu veranschaulichen. Die auf dem NW—SO-Profil ersichtlichen Absenkungen nach entgegengesetzten Richtungen trugen ursprünglich zwei selbständige Moorgebilde, die sich als Quellmuldenmoore in obersten Talansätzen entwickelten. Infolge der Ausbreitung ihres Wachstums näherten sie sich einander, wuchsen schließlich auf der Sattelhöhe zusammen, und es entstand das uns vorliegende Wasserscheidenmoor.

Als künstliche Bodenformen fallen die Gruben und Wände von mindestens drei Torfstichen ins Auge. Der vermutlich älteste (I), länglichrund und meist mit Wasser gefüllt, beginnt die Reihe im Nordosten. Die niedrigen, moosbewachsenen, an den Kanten abgerundeten Wände eines anderen alten Torfstiches (II), nahe dem Nordrand des Moores, sind wahrscheinlich die auf dem Meilenblatt verzeichneten. Eine Wasseransammlung davor, in die sich von der einen Seite, wohl wegen ihres etwas größeren Nährstoffgehaltes, Flachmoorpflanzen, von der anderen aber auch Torfmoos vorgeschoben haben, ruft den Eindruck eines vergrößerten Lagges hervor (Lagg niederdeutsch = Randgewässer, Randsumpf). Der jüngste Torfstich (III) ist zugleich der größte und trägt die bekannte Moorhütte.

Die Oberfläche des Moores ist durchfurcht von flachen, ziemlich gleichmäßig verlaufenden Rinnen, den Rüllen. In ihnen fließt überschüssiges Wasser, das sauerstoffhaltig ist und neue Nährstoffe heranführt, nach dem Rande zu und begünstigt deshalb eine Vegetation, die ebenfalls der eines Flachmoores gleicht. Vielleicht ist der Grenzgraben von vornherein eine Tiefrülle, wurde aber wohl zum Zwecke der Betonung der Grenze durch Menschenhand erweitert und ist meist $1^1/_2$ m breit, bis über 2 m tief, außerdem ein beträchtliches Stück in die Hochmoorfläche eingebettet und hat zunächst grusigen, dann schlammigen Boden. Im westlichen Hangmoor oder Randgehänge mengt sich mit den Rüllen eine ganze Anzahl von Gräben, die zur Wassersammlung für den Neugraben angelegt worden sind. Beide Rinnenarten liegen mitunter völlig trocken und sind zumeist mit Moos, Gräsern oder Zwerggesträuch überwachsen, so daß man sie erst durch einen unvorsichtigen Tritt bemerkt.

Es ist aber auch zur Bildung dauerhafter, nach außen fließender Gewässer gekommen. Im Grenzgraben hat seinen Ursprung ein meist ziemlich gerade gerichteter, streckenweise von niedrigen Dämmen eingefaßter Wasserlauf, der als

Beginn des Neugrabens betrachtet und deshalb durch die Altenberger Berg- M 1
werksverwaltung dauernd instand gehalten wird. Ein weiter südlich, nahe dem unteren Moorrand einsetzender Wasserlauf ist vielleicht der einzige noch natürliche Abfluß des westlichen Randgehänges. Er wendet sich dem Großen Warmbach zu, hat aber außerdem eine wohl künstliche Verbindung mit dem Neugraben. Auf der östlichen Gegenseite entfließt dem anderen Hangmoor der Seegrundbach, der sich von da aus seine Schlucht nach dem Südfuß des Gebirges zur Ohre (Eger) hin eingerissen hat.

Als Anfangsstadium der Moorentwicklung entstand gewiß, wie zumeist, ein Flach-, Grünland- oder Riedmoor mit Schachtelhalmen, Schilf und Riedgräsern. In diesen an der Oberfläche mehr und mehr saure Humusbildung aufweisenden Standort wanderten Torfmoose ein und bauten mit Wollgräsern zusammen über der bisherigen Bildung ein Moos- bzw. Hochmoor auf.

Als Zwischenstadium schob sich, wahrscheinlich in einer verhältnismäßig trockenen, dem Mooswachstum ungünstigen Periode, eine Bedeckung mit hochwüchsigem Mengwald ein. Diese Abfolge wird durch ein Stichwandprofil bestätigt, das Rudolph und Firbas in der „Seeheide bei Georgenfeld-Zinnwald“ aufnahmen. Sie fanden über grobem Grus und Ton zunächst 20 cm Equisetumtorf aus dem Röhricht des Flachmoores. Der folgende Eriophorum-Sphagnumtorf aus Hochmoorpflanzen wird durch eine zusammenhängende Stubbenlage kräftiger Kiefern, Fichten und Birken gegliedert in eine Schicht sehr zersetzten älteren Moostorfes (80 cm) und in eine solche wenig angegriffenen jüngeren Moostorfes (140 cm), woraus sich eine Mächtigkeit des gesamten Torfes von 2,40 m ergibt, ähnlich der an der höheren Wand im Torfstich III. Ein Stubbenhorizont ist allerdings an dieser nicht feststellbar, wohl aber an der gegenüberliegenden, niedrigeren, westlichen Wand. Im Bereich des Torfstiches II finden sich über einer dunkelbraunen Schicht älteren Moostorfes 2 bis 3 Lagen mittelstarker Wurzelstöcke mit Stamm- und Wurzelansätzen; deren Zwischenräume sind mit hellbraunem, faserigem Torf ausgefüllt. Überlagert wird die Stubbenschicht durch feinfaserigen jüngeren Moostorf. Die Schichtenfolge erschließt uns die Entwicklung des Moores und die Entwicklung des Klimas und der Pflanzenwelt in den Einzelabschnitten des Holozäns, der Nacheiszeit, bis nahe an den Beginn der Menschheitsgeschichte.

Noch einen Schritt weiter innerhalb des Postglazials führt die Pollenanalyse der durch die Torflagen und durch ihren schützenden Wachsüberzug bewahrten Blütenstaubkörnchen von Bäumen und Sträuchern aus der Umgebung (Rudolph und Firbas 1925, H. Frenzel 1930). Dabei ergab sich zu Beginn der Torfbildung für alle typischen Erzgebirgsmoore gleichzeitig eine Vorherrschaft der Kiefer innerhalb der ersten, relativ trocken-warmen nacheiszeitlichen Klimaperiode, im Boreal. In der „Seeheide“ sind dann im Boreal noch der Haselstrauch in massenhaftem Auftreten und hierauf ein Mischwald von Linde, Ulme und Eiche mit später hinzukommender Fichte belegt. Im feuchtwarmen Atlantikum spielten Fichte und Erle die Hauptrolle; die Buche erschien. Im wieder trockenwarmen Subboreal dominierten Buche und Tanne.

SLUB
Wir führen Wissen.

M 1 Wachstum und Entwicklung eines Hochmoores stehen in enger Beziehung zu den Entwicklungsmöglichkeiten der Torfmoose (*Sphagnum*-Arten). Die Existenz der Torfmoose ist wiederum vom Feuchtigkeitsgehalt der Luft und den jährlich fallenden Niederschlägen abhängig. Die hohen Niederschlagsmengen des Erzgebirgskammes lassen die Bildung derartiger „Moosmoore" zu.
Charakteristisch für die Torfmoose ist neben ihrer Fähigkeit, Wasser in beträchtlicher Menge festzuhalten, ihr praktisch unbegrenztes Wachstum. Während die unteren Teile absterben, wächst die Spitze weiter. Die unteren Teile vertorfen und bilden später die Torfmasse, die den Hochmoorkern darstellt und die uhrglasförmige Wölbung verursacht. Als Vertorfung bezeichnet man einen Abbau organischer Substanzen ohne Zutritt von Luftsauerstoff; der Kohlenstoff kann nicht zu Kohlendioxyd oxydiert werden, und es kommt daher zu einer Kohlenstoffanreicherung. Je nach der Dauer dieses „Inkohlungsprozesses", dem Druck, den eventuell darüber liegende Gesteinsschichten auf das inkohlte Material ausüben, und der tektonischen Beanspruchung entstehen als jüngste Glieder der Kette Braunkohle und Torf, als älteste Glieder Steinkohle und Anthrazit.
Bei Beginn jeder Moorbildung stehen die Torfmoose noch mit dem mineralischen Untergrund in engem Kontakt. Je mehr nun das Moor in die Höhe wächst, desto schwieriger wird für sie die Wasserversorgung aus dem Boden. Durch das Höherwachsen des Moores geht die Verbindung mit dem Untergrund endgültig verloren, und die Vegetation ist fast ausschließlich auf die Zufuhr von Regenwasser angewiesen. Durch ungleichmäßiges Wachstum der Mooroberfläche bilden sich kleine Erhebungen, die Bulten, und manchmal mit Wasser gefüllte Schlenken (s. G 4). An geeigneten Stellen fließen die wasserführenden Partien zusammen, und es entstehen kleine Hochmoorteiche, die Kolke oder Blänken. Schlenken und Bulte stehen als wichtige Glieder des Hochmoor-Vegetationskomplexes miteinander in engem Verhältnis. Sobald die Wasserversorgung an der Spitze der Bulte nicht mehr voll gewährleistet ist, verlangsamt sich ihr Wachstum. Inzwischen sind aus den alten Schlenken durch emporwachsende Torfmoosbestände neue Bulte geworden, die alten Bulte sind überflügelt und werden zu neuen Schlenken. So wird in stetem Wechsel aus einem Bult eine Schlenke und aus einer Schlenke ein Bult (Regenerationskomplex).
Das Georgenfelder Hochmoor stellt ein typisches Krummholzhochmoor dar. Es herrscht die Moorkiefer *(Pinus mugo* ssp. *uncinata)* vor, die in drei ökologisch bedingten Wuchsformen auftritt: in Spirken, Latschen und Kusseln. Die baumartigen, hochwüchsigen Spirken besiedeln den Rand des Moores. Sie werden nach dem Moorinneren von den strauchförmigen, bis 4 m hoch werdenden Latschen (Krummholzkiefern) abgelöst, die oft ein undurchdringliches Dickicht bilden. Im Zentrum des Moores trifft man die niedrigen Kusseln an, die eine Höhe von einem Meter nicht übersteigen und sich meist eng an die Torfmoospolster anschmiegen. Bei optimaler Wasserversorgung können die Kusseln sogar von diesen überwachsen und damit erstickt werden.
Dem Besucher fallen vor dem Betreten des eigentlichen Moorgeländes die Tümpel am Moorrand auf. Ihre Vegetation, die sich deutlich von der Vegetation

des Moorkernes abgrenzt, ähnelt in ihrer Artenzusammensetzung weit mehr einem Flachmoor, dessen Arten an einen gewissen Nährstoffgehalt des Untergrundes und des Wassers gebunden sind. Zur Fruchtzeit beobachtet man besonders die weißen Büschel des Schmalblättrigen Wollgrases *(Eriophorum angustifolium)*. Daneben kommen Riedgräser der Gattung *Carex (Carex fusca* und *Carex rostrata)* und Binsen *(Juncus filiformis* und *Juncus supinus)* vor. Charakteristisch für diesen Teil des Moores sind auch die Kleinseggen *(Carex canescens, C. flava* und *C. panicea)*. In dieser Gemeinschaft fehlen auch das Sumpfveilchen *(Viola palustris)* und der Brennende Hahnenfuß *(Ranunculus flammula)* nicht. Verbreitet ist hier auch das Hundsstraußgras *(Agrostis canina)*, eine typische Art der Flach- und Zwischenmoore auf mäßig sauren, kalkfreien Torfböden. Die gleichen Vegetationsverhältnisse trifft man in den Rüllen der Hochmooroberfläche an, wo stellenweise das Pfeifengras *(Molinia coerulea)* vorherrscht, dessen Auftreten in Mooren auf eine oberflächliche Austrocknung des Untergrundes hinweist.

Beim weiteren Vordringen auf dem Bohlenpfad in das Moorinnere erschließt sich dem Besucher die eigentliche Hochmoorvegetation. Den Hauptanteil der Vegetation bilden die spezifischen Torfmoose, von denen die Arten *Sphagnum molluscum, Sph. acutifolium, Sph. robustum, Sph. cuspidatum* und *Sph. recurvum* genannt sein mögen.

Die nährstoffarmen, durch Humuszersetzungsprodukte (Humoligninsäure, Fulvosäuren u. a.) sauren Moorwässer der Schlenken besitzen eine eigene Moosflora, die Kästner (1933) als *Drepanocladetum fluitantis* bezeichnete. Den Hauptanteil bildet dabei *Drepanocladus fluitans*, daneben treten noch *Sphagnum cuspidatum* und *Cephalozia fluitans* auf. Moewus (1933) entdeckte und beschrieb auch drei neue Grünalgen aus den Schlenken des Georgenfelder Hochmoores: *Chlamydomonas epsilon, Chl. strepta* und *Polytoma pascheri*.

Die Bulte bauen sich aus mehreren Sphagnum-Arten auf, deren Lokalisation in den einzelnen Bultzonen gut den Aufbau und die Entstehung eines Bultes widerspiegeln. Die Anfangszustände

M 1

M 1 eines Bultes werden durch das Auftreten von *Sphagnum cuspidatum* und *Sph. molluscum* gekennzeichnet. Diese Arten finden sich am vollentwickelten Bult an dessen Fuße. Im Gegensatz zu den skandinavischen Mooren werden die Bulte der erzgebirgischen Hochmoore meist nur aus einer vorherrschenden Sphagnum-Art aufgebaut, selten ist auch eine zweite beteiligt (KÄSTNER 1933). Am häufigsten tritt *Sphagnum acutifolium* auf, daneben kommen aber auch Bulte der Arten *Sph. robustum* und *Sph. medium* vor.

In verschiedener Weise geht auch der Abbau eines Bultes vor sich. Das Auftreten von *Sphagnum recurvum* verhindert von vornherein jegliche intensive Bultbildung. Diese Torfmoosart stellt in bezug auf den Nährstoffgehalt des Untergrundes etwas höhere Ansprüche als die bultaufbauenden Sphagnum-Arten und bedrängt an geeigneten Stellen stark die jungen Bulte. In anderen Fällen spielen Lebermoosarten, z. B. *Gymnocolea inflata*, eine Rolle. Das erwähnte Lebermoos drängt sich in die Sphagnumpolster ein, lockert deren Bestand, und das Sonnenlicht hat bald ungehinderten Zutritt. Infolgedessen verschwindet an solchen Stellen die Moosschicht, und es tritt der nackte Moorboden zutage, da sich *Gymnocolea* selbst der Sonne mehr und mehr aussetzt und dabei zugrunde geht. Diese Verhältnisse trifft man in der Umgebung der Kolke an, wo die Torfmoospolster noch keine große Mächtigkeit erreicht haben.

Die Bulte selbst wachsen infolge der meist ungeschützten Lage und der austrocknenden Wirkung der Höhenwinde nur bis zu einer Höhe von etwa 50 cm. Sobald die Bultspitzen infolge schlechter Wasserversorgung austrocknen, setzt der Abbauzustand ein, in dem Flechten der Gattung *Cladonia* eine wichtige Rolle spielen.

Beherrschend sind zur Fruchtzeit die weißleuchtenden Büschel des Scheidenwollgrases *(Eriophorum vaginatum)*, dessen Halme die Torfmoospolster durchstechen. An diesen Stellen trifft man auch den Sonnentau *(Drosera rotundifolia)*, eine „fleischfressende Pflanze", die mit dieser Ernährungsweise den in Hochmooren herrschenden Stickstoffmangel ausgleicht. Häufig ist hier auch die Wenigblütige Segge *(Carex pauciflora)*. Die Moospolster werden überall von der filigranartigen Moosbeere *(Vaccinium oxycoccus)* überzogen. Daneben treten auch andere Heidekrautgewächse *(Ericaceen)* auf, so vor allem an den älteren Bulten die Trunkelsbeere *(Vaccinium uliginosum)* und das Heidekraut *(Calluna vulgaris)* sowie an einer Stelle der Sumpfporst *(Ledum palustre)*, der lange Zeit als verschollen galt. Das Auftreten des Heidekrautes weist auf eine oberflächliche Austrocknung des Bultes hin und besitzt demnach im Gegensatz zum Scheidenwollgras der jungen Bultstadien abbauende Wirkung, zumal es noch meist mit Flechten (*Cladonia*-Arten) vergesellschaftet ist.

Auffallend ist im Georgenfelder Hochmoor das häufige gemeinsame Auftreten von Heidekraut und Scheidenwollgras, so daß KÄSTNER (1933) daher von einem „Heidekraut-Scheidenwollgras-Kampfzustand" spricht. Typisch ist für die vorkommenden Ericaceen die Hartblättrigkeit (Xeromorphie), die einen ausgezeichneten Verdunstungsschutz bewirkt, sobald eine ungünstige Wasserversorgung dies erfordert. Eine Ausnahme stellt lediglich die sommergrüne Trunkelsbeere dar. Der Abbau eines degenerierten Bultes erfolgt über die Zwergstrauch-

gesellschaften (vorherrschend Trunkelsbeere, Preiselbeere, Moosbeere und Heide- M 1
kraut) zum Moorkiefernwald, der schließlich allmählich in den umgebenden Fichtenwald übergeht. Alle diese Gesellschaften sind im Georgenfelder Hochmoor gut zu beobachten.
Das Hochmoor stellt als lokale „Kälteinsel“ einen Zufluchtsort für Glazialpflanzen dar. Zu dieser Gruppe gehört die Zwergbirke *(Betula nana)*, die aber nach KÄSTNER (1933) im Georgenfelder Hochmoor nur angepflanzt ist. Hier finden wir an bekannten Glazialpflanzen Moosbeere, Trunkelsbeere und Wenigblütige Segge, im weiteren Sinne auch die Fadenbinse *(Juncus filiformis)*. Die in den meisten erzgebirgischen Hochmooren verbreitete Krähenbeere *(Empetrum nigrum)* kommt hier eigenartigerweise nicht vor, dafür aber im benachbarten Kahleberggebiet. Verschollen ist zur Zeit Rosmarinheide *(Andromeda polifolia)*, endgültig verschwunden wahrscheinlich die Schlammsegge *(Carex limosa)*.
So ist das Georgenfelder Hochmoor eine der eigenartigsten Erscheinungen unseres Bereiches und weit darüber hinaus der Beachtung wert. Pflanzengeographisch ist es bedeutsam für die Erkenntnis der Moorentwicklung an sich, der Pflanzenwanderungen und der Waldgeschichte während und nach der Eiszeit. Es ist aber auch äußerst wichtig für den Wasserhaushalt, speichert es doch Niederschläge, ist Ursprung von Gewässern, liefert also auch Wasserkraft und regelt auf größere Entfernung den Grundwasserstand und dadurch sogar die Trinkwasserversorgung. Dem Bergbau Altenbergs dient es bereits seit dem 16. Jahrhundert durch die Zuleitung des Neugrabens. Für den Naturfreund ist es ein kostbares Stück fast unberührter Heimatnatur. In dieser Erkenntnis erwarb der Landesverein Sächsischer Heimatschutz im Jahre 1927 das vom Abbau durch auswärtige Unternehmer bedrohte Hochmoor mit einer angrenzenden Flur (insgesamt 12,45 ha), ließ es zum Naturschutzgebiet erklären und nahm das wertvolle Naturdenkmal in seine Fürsorge. Jetzt untersteht es der Obhut der Kreisverwaltung Dippoldiswalde und der Kreiskommission Natur- und Heimatfreunde des Deutschen Kulturbundes. Es wird sorglich verwaltet, der Moorpfad (1200 m) mit der eingebauten Brücke und die zum Wahrzeichen der Landschaft gewordene Moorhütte werden dauernd instandgehalten, und eine wachsende Zahl von Besuchern (1960 über 80000) lohnt die Betreuer.

Lugsteine **M 2**

Dem Rücken des Quarzporphyrhärtlings entragen Großer und Kleiner Lugstein. Den Sockel des Großen setzen wir bei 880 bis 885 m Meereshöhe an. 300 m entfernt ragt der an Masse geringere, aber höhere Kleine Lugstein auf (896,1 m). Beide erheben sich über den ganz mäßig ansteigenden gleichförmigen Untergrund, der Große Lugstein als wildzackige Mauer — umgebende niedrige Zacken, Felsrippen und Riesenblöcke deuten seine ehemalige Ausdehnung an — der Kleine als aufgetürmte, schroffe Klippe. Nach Nordwesten, nach dem Großen Warmbach zu, entwickelt sich ein ausgedehntes Blockfeld, und jede Erosionsrinne, jede Wurzelgrube eines gefällten Baumes und jedes sonstige Bodenloch

M 2 deckt neue Teile einer außerordentlich dichten Blockpackung auf. Begünstigt durch das vielfache Schwanken der Temperatur um den Nullpunkt, dürfte das Ausmaß der Verwitterung während der pleistozänen Kaltzeiten weit höher anzunehmen sein als gegenwärtig. Sehr deutlich tritt an den Lugsteinen die unregelmäßig polyedrische Absonderung in Erscheinung, die dem Teplitzer Quarzporphyr eigen ist.

Die Lugsteine hießen ursprünglich — wie auch bei OEDER — Lochsteine; da lâche im Mittelhochdeutschen „Einschnitt, Kerbe auf dem Grenzbaum", also Grenzzeichen bedeutet, sind die beiden Gipfel nach ihrer Funktion als Grenzmarkierung benannt. Durch das Volk haben sie eine recht treffende Umdeutung erfahren; denn von ihnen vermag man nicht nur in Wald und Moor, sondern auch nach dem Gebirgskamm und über den Südfuß des Erzgebirges hinweg bis zu den vielgestaltigen Gipfeln des Böhmischen Mittelgebirges zu lugen. Gegenwärtig ist das infolge des emporgewachsenen Waldes allerdings nur von der Spitze des Kleinen Lugsteines aus möglich. Ein ganz überraschender Durchblick nach den Bergen des Elbbogens bei Königstein bietet sich aber von der nahen Waldecke bei Altgeorgenfeld aus. Zwischen den beiden Felsen ist 1958 die „Funksendestelle Lugstein" der Intervision errichtet worden, die Fernsehsendungen von Prag nach Dresden und umgekehrt übermittelt.

N 1 Traugotthöhe (806,1 m)

In unmittelbarer Nähe der Staatsgrenze erhebt sich über dem obersten Erdbachtal im Granitporphyr die Traugotthöhe, deren Hänge nur locker bewaldet sind. Benannt wurde sie nach ihrem einstigen Besitzer Traugott Knauthe aus Fürstenau. Ein nach Nordosten gerichteter Ausläufer senkt sich um etwa 20 m ab. Seine Zugehörigkeit zum Fürstenauer Pfarrgut erhellt durch den Namen Pfarrhöhe.

O 1 Grenzbach

Im Süden von Fürstenau trägt die Müglitz den Namen Grenzbach, weil sie auf fast 5 km Lauflänge hin die Staatsgrenze bildet. Die Quelle der Müglitz — wenn man überhaupt von einer solchen sprechen will — ist nicht leicht zu bestimmen. Die Wasserbaudirektion setzt sie bei 749 m Höhe ganz wenig oberhalb von der Stelle an, wo das Bächlein beginnt, die Grenze zu bilden. Arthur KLENGEL fand den Anfang eines zusammenhängenden Wasserlaufes aber fast 1 km weiter aufwärts, etwa 790 m ü. d. M., am Südhang der Traugotthöhe. Wenig oberhalb der Wallfahrtskapelle sammelt sich in halb verwachsenen Gräben der moorigen Wiesen Sickerwasser und wächst bald zu einem Bach an, der auf steinerner Platte überschritten werden muß. Zwischen Wiesen und hochgelegenen Ackerfluren ist der Oberlauf der Müglitz bis zur Einmündung des Baches von Fojtovice (Voitsdorf) nach Osten gerichtet. Erst von der Wendung nach Norden an hat er sich tiefer in den granitähnlichen Gneis eingenagt. Die Steilhänge sind mit Fichtenwald besetzt.

SLUB
Wir führen Wissen.

III. Anhang

A. Einwohnerzahlen vom 16. bis 20. Jahrhundert

	1548/51			1764			1834	1871	1890	1910	1925	1939	1946	1962	1962
	besess. Mann	Häusler	Inwohner	besess. Mann	Gärtner	Häusler									Einw./qkm der landw. Nutzfläche
Altenberg	228		196	122		72	1913	2352	1888	1836	1740	2032	1796	2294	681
Bärenburg					14		75	111	95	152	230	290	376	480	2000
Bärenfels		4[1]				11[2]	110	149	162	223	301	338	506	517	1846
Fürstenau	56		26	57	3	8	439	467	453						
Gottgetreu							64	70	65	510	514	475	643	510	74
Müglitz							32	41	39						
Fürstenwalde	38		33	39		14	438	500	440	472	511	477	702	540	83
Rudolphsdorf		11[4]		7			46	54	52						
Geising	112		98	94		61	1104	1303	1310	1316	1366	1513	2156	2015	752
Hirschsprung							112	112	123	121	150	148	181	213	323
Lauenstein	94		54	40		24	586	807	872	874	964	974	1286	1202	483
Liebenau	63		93	51		22	549	644	669	628	620	584	844	609	53
Löwenhain	42		39	30	20	3	303	361	326	277	307	282	355	374	78
Unterlöwenhain					4[3]		29	31	[6]						
Ölsengrund	2		4	3			32	71	63	53	60	37	77	[7]	
Rehefeld					18		92	141		281	275	281	381	475	456	447
Zaunhaus					9	1	128	121							
Schellerhau	19		3	39	6		353	317	351	334	362	473	614	511	181
Zinnwald						59[2]	401	358	307	322	364	401	643	912	498
Georgenfeld						52[5]	296	284	219	202	217	232	387		

[1] 1598 [2] 1748 [3] 1784 [4] Gärtner [5] 1717/31
[6] 1875 bis 1950 zu Lauenstein [7] Seit 1950 zu Breitenau

B. Landwirtschaftliche Verhältnisse

	Gesamtfläche in ha 31. 12. 1960	Landwirtschaftliche Nutzfläche in ha	Ackerwertzahl	Grundbesitzgrößen nach dem Stande von 1925 in ha							LPG				Viehbestand (1960)					Viehbesatz je 100 ha		
											1959		1962		Rinder							
				unter 2	2 bis unter 5	5 bis unter 10	10 bis unter 20	20 bis unter 50	50 bis unter 100	über 100	Typ I	Typ III	Typ I	Typ III	insgesamt	davon Milchkühe	Schweine	Schafe	Legehennen	Rinder	Milchkühe	Schweine
Altenberg	1946	336	22	114	43	19	3	—	—	—	1	1	1	1	225	97	154	51	1110	66,2	28,5	45,3
Bärenburg	1118	24	19	6	5	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3	2	420	—	—	12,5
Bärenfels	276	28	22	16	4	2	—	—	—	1	—	—	—	—	2	—	4	—	266	7,4	—	14,8
Fürstenau	766	689	24	10	13	29	33	2	—	—	1	—	1	—	753	372	392	133	1707	109,4	54,1	57,0
Fürstenwalde	1215	653	28	15	10	20	34	3	—	—	1	—	1	—	581	282	383	155	1638	88,0	42,7	58,0
Geising	675	268	26	88	31	9	5	1	—	—	1	—	1	—	87	58	53	40	1066	40,8	27,2	24,9
Hirschsprung	1282	66	21	10	7	4	2	—	—	1	1	—	1	—	55	36	25	22	456	69,6	45,6	31,6
Lauenstein	653	249	27	64	10	17	10	1	1	1	1	—	1	—	118	60	76	43	726	47,2	24,0	30,4
Liebenau	1490	1155	33	13	13	17	22	27	—	—	1	1	1	1	1090	545	992	257	2988	92,8	46,4	84,4
Löwenhain	797	478	24	9	4	16	21	7	—	—	1	—	1	—	456	219	280	134	1679	94,8	45,5	58,6
Rehefeld-Zaunhaus	1475	102	26	26	15	2	—	—	—	—	1	—	1	—	75	48	34	22	477	73,5	47,1	33,3
Schellerhau	610	283	20	11	12	22	15	1	—	—	1	—	1	—	181	96	97	60	719	62,1	32,9	33,2
Zinnwald-Georgenfeld	317	183	21	28 27	15 14	2 —	— —	— —	— —	— —	1	—	1	—	90	58	12	23	1079	52,0	33,5	6,9

C. Klimatische Verhältnisse[1]

	In Betracht gezogene Meereshöhe d. Flur in m	Mittl. Jahres-temp. °C	Mittel-temp. für Mai-Juni[2] °C	Mittl. Jahres-niederschl. mm	Nieder-schlag Mai-Juni[2] mm
Altenberg	640—810	5,2	11,9	1020	302
Bärenburg	700—775	5,2	12,0	990	300
Bärenfels	580—730	5,4	12,2	970	295
Fürstenau	680—800	5,2	12,0	1000	305
Fürstenwalde	580—740	5,6	12,4	950	295
Geising	550—800	5,4	12,5	1010	300
Hirschsprung	500—720	5,6	12,4	900	280
Lauenstein	450—690	6,2	13,0	870	275
Liebenau	510—660	6,0	13,0	880	275
Löwenhain	590—735	5,4	12,2	940	290
Rehefeld-Zaunhaus	665—750	4,9	11,4	1100	320
Schellerhau	650—790	5,0	11,8	1050	315
Zinnwald-Georgenfeld	760—880	4,8	11,6	1100	310

[1] Auf Grund von Beobachtungen und Berechnungen der Jahre 1901 bis 1950 nach Angaben des Hauptamtes für Klimatologie der DDR, mitgeteilt von der Staatlichen Zentralverwaltung für Statistik, Kreisstelle Dippoldiswalde

[2] Wichtigste Wachstumsmonate

SLUB
Wir führen Wissen.

D. Literaturverzeichnis

I. Gedruckte Karten

Topographische Karte (Meßtischblatt) 1 : 25000,
Blatt 5248 (119) Altenberg, Ausgaben 1881 und 1943;
Blatt 5249 (120) Fürstenwalde, Ausgaben 1881 und 1934.

Karte des Deutschen Reiches 1 : 100000, Blätter 443 Dippoldiswalde, 444 Königstein, 470 Sayda, 471 Fürstenau.

Topographische Übersichtskarte des Deutschen Reiches 1 : 200000, Blatt 130 Pirna, Ausgabe 1910.

Karte der Tschechoslowakei 1 : 75000, Blatt Teplice-Šanov a Most Nr. 3751, Blatt Usti n. L. a Litoměřice Nr. 3752.

Topographischer Atlas des Königreichs Sachsen 1 : 57600, bearbeitet von Oberreit, 1821 ff., Section XVI Altenberg.

Die gute Wanderkarte: Ost-Erzgebirge 1 : 30000. Leipzig 1958.

Kreiskarte Land Sachsen, Landkreis Dippoldiswalde 1 : 100000. 1948 (nur Gemeinde- und Flurbezirksgrenzen).

Übersichtskarte des Landkreises Dippoldiswalde 1 : 100000. 1952.

Geologische Specialkarte des Königreichs Sachsen 1 : 25000, mit Erläuterungen, Section Altenberg-Zinnwald, Nr. 119 von K. Dalmer (2. Auflage, 1906, revidiert von C. Gäbert) und Section Fürstenwalde-Graupen, Nr. 120 von C. Gäbert und R. Beck (Ausgabe 1902).

II. Archivalische Quellen (Sächsisches Landeshauptarchiv)

Oeder, Matthias: Urrisse für die Landesvermessung des Kurstaates Sachsen. Amt Altenberg 1598.

Oeder-Zimmermann: Die erste Landesvermessung des Kurstaates Sachsen 1586/1607, herausgegeben von S. Ruge. Dresden 1889 (nicht im Handel).

Zimmermann, B.: Mappa des Gutes Bernfels. 1618.

Zürner, A. F.: Atlas Augusteus, 40 General- und 10 Specialkarten, um 1700.

Zürner, A. F.: Geographisch-statistische Unterlagen zu dem Atlas Augusteus.

Meilenblätter des Kurfürstentums Sachsen, 1 : 11520, 1780—1825; Blätter 373, 374, 387—389.

Das Churfürstl. Sächsische Ambt Altenbergk (1692).

Accurater geographischer Entwurff derer Aemmter Altenberg, Dippoldiswalda, Frauenstein, Freyberg, Grüllenburg und Lauterstein von Paul Trenckmann, 1725.

Krokis der sächsischen Flurvermessung von 1835—1843 mit Flurnamenverzeichnissen.

Das Amt Frauenstein (Manuskript von Näcke, etwa 1790).

III. Allgemeine Darstellungen

Albinus, Petrus (Peter Weiße): Meißnische Land- und Bergchronica. Dresden 1589/90.

Blaschke, K.: Historisches Ortsverzeichnis von Sachsen. Leipzig 1957.

Burgkhardt, J.: Das Erzgebirge, eine orographische und anthropogeographische Studie. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Stuttgart 1888.

Frings, Th.: Sprache und Geschichte im mitteldeutschen Osten. Mitteldeutsche Studien, 18. Halle 1956.

Kaemmel, O.: Grundzüge der sächsischen Geschichte. Dresden 1898.

Kaemmel, O.: Sächsische Geschichte. Leipzig und Berlin 1912.

Kötzschke, R.: Ländliche Siedlung und Agrarwesen in Sachsen. Forschungen zur deutschen Landeskunde, Bd. 77. Remagen 1953.

Kötzschke, R.: Quellen zur Geschichte der ostdeutschen Kolonisation im 12. und 14. Jahrhundert. 1912.

Neef, E.: Die naturräumliche Gliederung Sachsens. Sächs. Heimatblätter 1960, Heft 4—9. Dresden 1960.

Richter, E. M. (u. Wilsdorf, E.): Beschreibung des Königreichs Sachsen. Freiberg 1846—1852 (3 Bände in Lieferungen).

Röllig, G.: Wirtschaftsgeographie Sachsens. Leipzig 1928.

Sachsens Kirchengalerie 1837 ff., Ephorie Dippoldiswalde.

Neue Sächsische Kirchengalerie, Ephorie Dippoldiswalde. Leipzig 1901—1914.

Schiffner, A.: Beschreibung von Sachsen, 2. Aufl. Dresden 1845. (Titel der 1. Auflage: Handbuch der Geographie, Statistik und Topographie des Kgr. Sachsen, 2 Bände, Leipzig 1839/40).

Schmidt, O. E.: Kursächsische Streifzüge, Bd. 5, Aus dem Erzgebirge. Dresden 1922.

Schmidt, P.: Die Straßen des Freistaates Sachsen, geographisch betrachtet. Diss. TH Dresden 1935.

Schumann, A.: Vollständiges Staats-, Post- und Zeitungslexikon von Sachsen. Zwickau 1814—1833 (Band 1—11 von Schumann, Band 14—18 von Schiffner).

Simon, A.: Die Verkehrsstraßen in Sachsen und ihr Einfluß auf die Städteentwicklung bis 1500. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Bd. 7, H. 2. Stuttgart 1892.

Speck, A.: Die historisch-geographische Entwicklung des sächsischen Straßennetzes. Wiss. Veröff. d. Dt. Inst. f. Länderkunde, N. F. 12. Leipzig 1953.

Steche-Gurlitt: Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler im Königreich Sachsen; Amtshauptmannschaft Dippoldiswalde. Dresden 1883.

v. Süssmilch-Hörnig: Das Erzgebirge in Vorzeit, Vergangenheit und Gegenwart. Annaberg 1894.

Wiechel, H.: Die ältesten Wege in Sachsen. Dresden 1901.

Zemmrich und Gäbert, C.: Das Erzgebirge. Meißen 1911.

IV. Natur

1. Geologie/phys. Geographie

Alt, E.: Das Klima von Sachsen. Dresden 1925.

Bülow, K. v.: Allgemeine Moorgeologie. Berlin 1929.

Gerstenberger, G.: Probleme der Aufbereitung des Altenberger Zinnerzes. Zeitschr. Bergbautechnik. Berlin 1956, 5. H., 6. Jg.
Goldschmidt, J.: Das Klima von Sachsen. Abhandlungen des Meteorologischen Dienstes. Berlin 1950.
Grohmann, E.: Das Klima im Königreich Sachsen. Dresden 1911.
Hedrich, G.: Neue Aufschlüsse im Zwitterstock zu Altenberg. Zeitschr. für angewandte Geologie. Berlin 1958, H. 2/3, Bd. 4.
Hydrographische Karte des Königreichs Sachsen, bearbeitet von der Wasserbaudirektion Dresden. 1893. Als Neubearbeitung (1935): Die Wasserläufe des Landes Sachsen.
Klimaatlas für das Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik. Gotha 1953.
Klimakunde des Deutschen Reiches. 1939.
Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz, Bd. XVI, H. 9—12. Dresden 1927 (Aufsätze über die Hochwasserkatastrophe des 8. Juli 1927).
Oelsner, O. W.: Die pegmatitisch-pneumatolytischen Lagerstätten des Erzgebirges mit Ausnahme der Kontaktlagerstätten. Freiberger Forschungshefte, C 4. Berlin 1952.
Pietzsch, K.: Geologie von Sachsen. Berlin 1962.
Pietzsch, K.: Die Gneise des sächsischen Erzgebirges. Zeitschr. für Geologie. Berlin 1954. H. 4, Jg. 3.
Prescher, H.: Osterzgebirgische Steinkohlen. Sächs. Heimatblätter 1958, H. 4. Dresden 1958.
Przybilski, R. und Hedrich, G.: Die Zinnerzlagerstätte von Altenberg. Zeitschr. Bergbautechnik. Berlin 1956, 4. H.
Reyer, E.: Über die erzführenden Tiefeneruptionen von Zinnwald-Altenberg und über den Zinnbergbau in diesem Gebiete. Jahrbuch der K. K. Reichsanstalt XXIX. Wien 1879.
Reyer, E.: Zinn. Berlin 1881.
Schmidt, K.: Die erzgebirgischen Gneise. Sächs. Heimatblätter 1959, H. 6. Dresden 1959.
Schreiter, R.: Geologischer Führer durch das Erzgebirge. Freiberg 1927.
Schurtz, H.: Seifenbergbau im Erzgebirge und Walensagen. Stuttgart 1890.
Seidlitz, W. v.: Die Altenberger Scholle. Steinmann-Festschrift. Sonderband der Geol. Rundschau. Berlin 1926.
Statistisches Taschenbuch des Kreises Dippoldiswalde 1957/60, hrsg. von der Staatl. Zentralverwaltung für Statistik, Kreisstelle Dippoldiswalde.
Steglich, B.: Die Fischwässer im Königreich Sachsen, 1895.
Die große Wassersnot in Sachsen 1897. Leipzig 1898.
Weicker, G.: Das Osterzgebirge. Manuskript.
Wilhelm, W.: Beiträge zur Morphologie des Nordabhanges des östlichen Erzgebirges. Mitteilungen des Vereins für Erdkunde Dresden, Bd. III, H. 3/4. Dresden 1925.

2. Botanik/Zoologie

Bachmann, E.: Zur Flechtenflora des Erzgebirges II, Altenberg. Hedwigia 55, S. 157—182. Dresden 1915.
Borsdorf, W.: Vegetationskundliche Untersuchungen im Wilischgebiet bei Dresden. Wiss. Zeitschr. TH Dresden, Nr. 8, 1958/59, S. 9.

SLUB
Wir führen Wissen.

Büttner, R.: Die Flechtenbesiedlung höherer Mittelgebirgsgipfel. Ber. d. Arbeitsgem. sächs. Botaniker NF I, S. 49—64. Dresden 1959.
Drude, O.: Die kartographische Darstellung mitteldeutscher Vegetationsformationen; III Altenberg. Dresden 1907.
Drude, O.: Die Vegetation der Erde. Bd. VI: Der Hercynische Florenbezirk. Leipzig 1902.
Frenzel, H.: Entwicklungsgeschichte der sächsischen Moore und Wälder seit der letzten Eiszeit. Abhandlungen des Sächs. Geologischen Landesamtes, H. 9. 1930.
Kästner, M., Flössner, W., Uhlig, J.: Die Pflanzengesellschaften des westsächsischen Berg- und Hügellandes. Teil II: Die erzgebirgischen Moore, bearbeitet von M. Kästner und W. Flössner. Veröffentlichungen des Landesvereins Sächs. Heimatschutz zur Erforschung der Pflanzengesellschaften des Freistaates Sachsen und der angrenzenden Gebiete. Dresden 1933.
Klement, O.: Prodromus der mitteleuropäischen Flechtengesellschaften. Feddes Repertorium Beih. 135: Beiträge zur Vegetationskunde Bd. I, S. 5—194. Berlin 1955.
Moewus, F.: Über einige Volvocalen aus dem Georgenfelder Hochmoor (Erzgebirge). Abh. d. Naturwiss. Ges. Isis, 1933/34. Dresden 1934.
Naumann, A.: Zur Geschichte unserer Moore. Mitt. Landesver. Sächs. Heimatschutz, Bd. XVI. Dresden 1927.
Naumann, A.: Die Vegetationsverhältnisse des östlichen Erzgebirges. Abh. d. Naturwiss. Ges. Isis 1920/21. Dresden 1921.
Rudolph, K. und Firbas, F.: Die Hochmoore des Erzgebirges. Beiheft zum Botanischen Zentralblatt, Bd. XLI. Dresden 1925.
Runemark, H.: Studies in Rhizocarpon, II. Distribution and ecology of the yellow species in Europe. Opera botanica a societate botanica lundensi, Vol 2 : 2. 1956.
Schade, A.: Die sächsischen Arten der Gattung Rhizocarpon. (RAM.) TH. FR. Beiheft zum Botanischen Zentralblatt, Bd. LIV. S. 75—107. Dresden 1936.
Schindler, H.: Der gegenwärtige Stand der flechtengeographischen Forschung in Deutschland. Hercynia 1, S. 350—366. Halle 1939.
Schott, C.: Die Blockmeere in den deutschen Mittelgebirgen. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Nr. 29. 1933.
Schretzenmayr, M.: Sekundäre Merkmale mitteleuropäischer Waldhöhenstufen. Archiv für Forstwesen, H. 9, 1960, S. 730.
Stopp, F.: Der Botanische Garten zu Schellerhau. Dresden 1951.
Tröger, K.: Die Steinrücken um Geising und Altenberg. Sächs. Heimatblätter, Jg. 6, H. 1. Dresden 1960.
Weise, G.: Das Georgenfelder Hochmoor — ein Streifzug durch seine Pflanzenwelt. Heimatkundl. Blätter d. Bezirkes Dresden, H. 10/11. Dresden 1956.

V. Gesellschaft

1. Geschichte

Bachmann, W.: Burgenkartei (handschriftlich) im Institut für Denkmalpflege, Dresden.
Becker, H.: Mundart und Geschichte im Osterzgebirge. Halle 1933.

Carlowitz, V. v. und Minckwitz, A. v.: Beiträge zu einer Geschlechtsbeschreibung der Familie von Bernstein (Bärenstein) vom Anfange des 14. bis zum Anfang des 17. Jahrh. Mitteilungen der Geschichts- und Altertumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes, 4. Bd., Altenburg 1858.
Friedrich, A.: Die Kämpfe an der sächsisch-böhmischen Grenze im Herbst 1813. Deutsche Schlachtfelder, Bd. 4. Dresden 1913.
Gröger, H.: Die Herrschaften im östlichen Erzgebirge und ihre Beziehungen zur meißnisch-böhmischen Territorialpolitik im 13. und 14. Jahrhundert. Ungedruckte Diss. Leipzig 1922.
Klengel, A.: Sagenbuch des östlichen Erzgebirges. Altenberg 1938.
Knauth, P.: Ortsnamenkunde des östlichen Erzgebirges. Freiberg 1927.
Langer, J.: Altertümliche Bergbaunamen in der Landschaft Dippoldiswalde — Freiberg. Mitt. Landesverein Sächs. Heimatschutz XVIII, S. 13. Dresden 1929.
Langer, J.: Heimatkundliche Streifzüge durch Fluren und Orte des Erzgebirges und seines Vorlandes. Schwarzenberg 1931.
Lehmann, Ch.: Historischer Schauplatz derer natürlichen Merckwürdigkeiten in dem Meißnischen Obererzgebirge etc., Leipzig 1699.
Löscher, H.: Die Anfänge der erzgebirgischen Knappschaft. Zeitschr. der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, 71. Bd. Weimar 1954.
Löscher, H.: Die bäuerliche Nachbesiedlung des Erzgebirges um 1500. Blätter für deutsche Landesgeschichte. 1954.
Löscher, H.: Vom Bergregal im sächsischen Erzgebirge. Freiberger Forschungshefte D 22. Berlin 1957.
Löscher, H.: Der landesherrliche Schiedsspruch vom 4. Sept. 1469 im Streik der Knappen zu Altenberg, eine rechtsgeschichtliche Untersuchung. Zeitschr. d. Bergakademie Freiberg 1954, H. 10.
Löscher, H.: Kerzenheller, Wochen- oder Büchsenpfennig der erzgebirgischen Knappschaften. Zeitschr. der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, 73. Bd. Weimar 1956.
Meiche, A.: Sagenbuch des Königreichs Sachsen. Leipzig 1903.
Sieber, F.: Sächsische Sagen. Jena 1926.
Walther, H.: Slawische Namen im Erzgebirge in ihrer Bedeutung für die Siedlungsgeschichte. Beiträge zur Namenforschung, Bd. 11. Heidelberg 1960.

2. Darstellung einzelner Orte

Bachmann, W.: Lauenstein. Mitt. d. Landesver. Sächsischer Heimatschutz, Bd. XIX, H. 3/4. Dresden 1930.
Brandner, F. A.: Lauenstein und seine Zugehörungen. Pirna 1841.
Brandner, F. A.: Lauenstein, seine Vorzeit, früheren Schicksale und jetzige Beschaffenheit. Lauenstein 1845.
Büttner, M. J.: Chronik der alten Bergstadt Lauenstein. Leipzig 1902.
Carus, V.: Das Altarwerk zu Lauenstein und die Anfänge des Barock in Sachsen. 1912.
Chronik von Liebenau und Waltersdorf, handschriftlich von Pfarrer Dr. J. Müller in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, von seinen Nachfolgern fortgesetzt (vieles von Brandner entnommen).
Goethe, J. W. v.: Ausflug nach Zinnwalde und Altenberg, 1813 (in den Schriften zur Geologie, 1820).

Knebel, K.: Chronik der Stadt Dippoldiswalde. Dippoldiswalde 1920.
Heidingsfelder, Ch. und Oesterreich, R.: Erzgebirgsdorf Georgenfeld. Manuskript (Semesterarbeit 1951) im Institut für Denkmalpflege, Dresden.
Meissner, Ch.: Umständliche Nachricht von der Churfl. Sächß. Schriftsäßigen freyen Zien-Berg-Stadt Altenberg von M. Christoph Meißnern, Altenbergensi, Collegen bei der Creutzschule in Dresden. Dresden 1747.
Meltzer: Lauenstein in meiner Jugendzeit. Über Berg und Tal. Dresden 1910/11.
Schmarsow, A.: Die Skulpturen in der Stadtkirche zu Lauenstein. Monatshefte für Kunstwissenschaft, 1910.
Trautmann, O.: Die Entstehung der Bergstadt Altenberg. Neues Sächs. Archiv für Geschichte, Bd. 49. Dresden 1928.

3. Wirtschaft und Verkehr

Agraratlas über das Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik, hrsg. von R. Matz, Gotha 1956.
l'Allemand, W.: Strukturanalyse des Erholungsgebietes Bärenburg—Altenberg im Osterzgebirge. Diplomarbeit Geogr. Inst. der Karl-Marx-Universität. Leipzig 1956.
Beckert, H.: Über alte Pochen und Wäschen im Altenberger Zinnbergbau. Zeitschrift Bergbautechnik. Berlin 1959, H. 6.
Hemleben, J.: Die Pässe des Erzgebirges. Diss. Berlin 1911.
Neef, E.: Studien zur Landwirtschaftsgeographie von Sachsen. Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Dresden. Dresden 1934/35.
Schulz, P.: Die bergmännische Wasserwirtschaft im alten erzgebirgischen Erzbergbau. Glückauf, 50. Jg. Schwarzenberg 1930.
Schumann, R.: Vom Altenberger Zinnbergbau. Mitt. Landesver. Sächs. Heimatschutz, Bd. XIX, H. 5/6. Dresden 1930.
Schurtz, H.: Die Pässe des Erzgebirges. Leipzig 1891.
Straube, O.: Die höchsten Siedelungen des Erzgebirges. Diss. Leipzig 1906.
Zühlke, D.: Städtische Siedlungen im östlichen Erzgebirge. Wiss. Veröff. des Deutschen Instituts für Länderkunde. N.F. Bd. 19/20. Leipzig 1963.

4. Wanderbücher

Hammermüller, M.: Unser kleines Wanderheft: Die Wälder um Bärenburg. Leipzig 1953. Späterer Titel: Osterzgebirge. Leipzig 1959.
Hammermüller, M.: Unser kleines Wanderheft: Lauenstein, Bärenstein, Glashütte. Leipzig 1961.
Hammermüller, M.: Unser kleines Wanderheft: Altenberg, Geising, Zinnwald. Leipzig 1962.
Wanderbuch für das östliche Erzgebirge, herausgegeben von P. Wagner. Dresden 1934.

VI. Periodica

Glückauf. Zeitschr. des Erzgebirgsvereins. Schwarzenberg. Jg. 1—60 (1881/1940).
Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz. Dresden. (Bes. Bd. XIII, H. 3—4, 1924; Bd. XVI, H. 9—12, 1927).
Rund um den Geising. Heimatbeilage zu dem „Boten vom Geising". Altenberg 1923—43.

E. Verzeichnis der Abbildungen

Abb. 1. Verteilung des Waldes, der Siedlungen und der landwirtschaftlich genutzten Flächen 2
Abb. 2. Geologische Übersicht 3
Abb. 3. Monatsmittel der Temperaturen (1881—1930) und mittlere Monatssummen der Niederschläge (1891—1920) in Rehefeld und Dresden-Neustadt 5
Abb. 4. Flurplan Bärenfels 1835ff. 14
Abb. 5. Flurplan Bärenburg 1835ff. 22
Abb. 6. Flurplan Schellerhau 1835ff. 32
Abb. 7. Grundriß und Ansicht Schellerhau Nr. 3 38
Abb. 8. Flurplan Hirschsprung 1843 44
Abb. 9. Fachwerkhaus in Lauenstein (Vorstadt), Meltzerstraße 97 . . . 58
Abb. 10. Fachwerkhaus in Lauenstein (Vorstadt), Meltzerstraße 98 . . . 59
Abb. 11. Lauenstein, Lageplan des Schlosses 61
Abb. 12. Lauenstein, Grundriß der Kirche 64
Abb. 13. Profil durch die Karbonablagerungen am Brandberge bei Rehefeld 87
Abb. 14. Moore und Gewässer um den Kahleberg-Lugstein-Rücken . . . 89
Abb. 15. Geologisches Profil von Altenberg nach der Sandermühle im Geisinggrund 103
Abb. 16. Senkrechter Schnitt durch den Altenberger Zwitterstock 103
Abb. 17. Alte Zinnwäsche IV in Altenberg, Pochwerkseinrichtung und Ansicht 106
Abb. 18. Inschrift am Deckenbalken des Hauses Bachstraße 15 in Altenberg 113
Abb. 19. Flurplan Zinnwald 1835ff. 125
Abb. 20. Zinnwalder Granitstock mit Stollen und Schächten um 1900 . . 126
Abb. 21. Geologisches Profil durch den Zinnwalder Granitstock 127
Abb. 22. Stollenmundlöcher und Schächte in Zinnwald 130
Abb. 23. Flurplan Georgenfeld 1835ff. 135
Abb. 24. Arbeiterwohnhaus in Georgenfeld um 1730 137
Abb. 25. Bauernhof in Geising, Dresdner Straße 74 142
Abb. 26. Ansicht des Saitenmacherhauses in Geising 144
Abb. 27. Flurplan Fürstenwalde 1835ff. 166
Abb. 28. Bauernhaus in Fürstenau Nr. 81 178
Abb. 29. Profilskizzen durch das Georgenfelder Hochmoor 189

Pflanzenzeichnungen befinden sich auf den Seiten 52, 53, 187, 193
Kartenzeichnungen und Profile: Bruno Baacke, Pflanzenzeichnungen: Ursula Berger

F. Verzeichnis der Bilder

Bild 1. Blick auf den zentralen Ortsteil von Schellerhau mit seiner lockeren Gehöftfolge des einreihigen Waldhufendorfes. Die Feldstreifen dahinter werden begrenzt durch das Buschwerk der Steinrücken, die gegen den Landrücken zwischen Roter Weißeritz und Pöbelbach ansteigen. (A 21)

Bild 2. Schinderbrücke über die oberste Rote Weißeritz als gutes Beispiel der alten einbogigen Steinbrücken. (A 23)

Bild 3. Altar der Stadtkirche von Lauenstein mit Blick in die Bünauische Grabkapelle hinter dem schmiedeeisernen Gitter. (C 5)

Bild 4. Burgruine und Schloß Lauenstein von Südwesten her gesehen. (C 5)

Bild 5. Blick vom jenseitigen Müglitzhang auf Lauenstein. Auf dem auslaufenden Bergsporn ist rechts im Bild das Schloß sichtbar, im Vordergrund des Bildes ziehen die übersteilen Schloß- und Pollestraße talwärts. Im Hintergrund links erhebt sich der Geisingberg über die Rumpffläche. (C 5)

Bild 6. „Abriß des Altenbergischen Zwitterstockes 1664“ von Balthasar Rössler (nach einer Kopie von 1816 im Stadt- und Bergbaumuseum Freiberg). Links in der Mitte die Stadt (Kirche, links davor am Langen Markt das Rathaus, darüber der Glockenturm, darunter am Breiten Markt die beiden Faktoreigebäude der Zwitterstocksgewerkschaft), links oben die regelmäßige „Neustadt“ und das unregelmäßige „Polen“. Die Binge wird umgeben von 3 Göpelwerken (spitze Dächer) und von Grubenkauen (Satteldächer). Im Tiefen Grund (schräg nach rechts unten) Pochmühlen, vor denen Haufen gerösteten Erzes rauchen, und im vorletzten Haus eine Schmelzhütte. (G 5b, c, f)

Bild 7. Bergstadt Altenberg mit Binge und Geisingberg. Der zentrale Teil zeigt am Platz des Bergmannes das Rathaus, das Verwaltungsgebäude des VEB Zinnerz (dahinter alter Glockenturm) und Bergmannswohnhäuser mit Schindelgiebel und Brettbeschlag des obersten Stockwerkes. (G 5)

Bild 8. Bergarbeiter des VEB Zinnerz am Füllort. Von der Abbausohle senken sich auf die Fördersohle kurze Schächte (rechts im Bild), durch die das Erz in die Hunte stürzt. (G 5)

Bild 9. Blick von der Abraumhalde des Schwarzwasserwerkes über das Schwarzwassertal zum neuen Zentralschacht (Bildmitte). Links das SVK-Sanatorium „Neues Raupennest“, rechts der Geisingberg. (G 5)

Bild 10. Blick vom Kahleberg in nördlicher Richtung. Vorn ist der Blockstrom des „Grünen Steines“ sichtbar, hinter dem Wald der Große Galgenteich und rechts davon Altenberg vor dem Geisingberg. Im Hintergrund fällt die erzgebirgische Rumpffläche gegen das Elbtal ab. (G 11)

SLUB
Wir führen Wissen.

Bild 11. Blick vom Kahleberg nach Nordwesten über die Wälder im Quellgebiet der Roten Weißeritz auf die Rodungsfläche von Schellerhau. Hinter den rechten verschneiten „Wetterfichten“ das Waldgebiet von Oberbärenburg. (G 11)

Bild 12. Teil des Aschergrabens zwischen Zinnwald und Altenberg. (G 9)

Bild 13. Reichtroster Weitung der „Vereinigt Zwitterfeld-Fundgrube in Zinnwald“, durch Feuersetzen entstanden. (G 18)

Bild 14. Blick über Altgeorgenfeld zu der Rodungsinsel der Streusiedlung Zinnwald auf dem allmählich nach Norden hin abfallenden Erzgebirgskamm. (G 18, 19)

Bild 15. Blick vom Geisingberg in südöstlicher Richtung auf die entwaldete Kammfläche zwischen Löwenhain (erstes Dorf links), Fürstenwalde (dahinter), Habartice (Ebersdorf, links hinten), Fürstenau (rechts davor) und Zinnwald (rechts). Im Vordergrund Stadt Geising mit dem bewaldeten Leitenhang und den westlichen Terrassenfluren. (B 18)

Bild 16. Georgenfelder Hochmoor mit Grenzgraben. Im Bereich des Grundwassers Wollgras mit weißen Fruchtfahnen, Riedgräser und Binsen, auf trockeneren Stellen Preisel-, Trunkels-, Moosbeere und Heidekraut sowie die Krummholzform der Moorkiefer, dahinter Kümmerformen der Fichte. (M 1)

Quellennachweis der Bilder:

1, 2, 5, 9, 11 bis 16 Deutsche Fotothek, Dresden
3, 4 Institut für Denkmalpflege, Dresden
6 Institut für Deutsche Volkskunde, Forschungsstelle Dresden, der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin
7 W. Keune, Dresden
8 Höhne-Pohl, Dresden
10 Walther Möbius †, Dresden

SLUB
Wir führen Wissen.

G. Namenverzeichnis

Agricola, Georgius 69, 100, 107
Albinus, Petrus 69, 147
Alte Dresden — Teplitzer Poststraße 11, 78
Alte Dresdner Straße 11, 40, 43
Alte Löser 134
Alte Zinnstraße 12, 39, 82, 89
Altenberg, Amt 12, 15, 16, 26, 39, 44, 45, 82, 85, 94, 95, 136, 148
Altenberg, Stadt 1, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 21, 24, 26, 27, 29, 31, 33, 35, 40, 41, 45, 47, 48, 56, 57, 77, 78, 81, 82, 88, 91f., 116, 117, 121, 124, 125, 127, 128, 130, 131, 132, 133, 138, 139, 147, 148, 149, 150, 152, 154, 160, 161, 162, 164, 169, 170, 171, 173, 181, 182, 191, 195
Alter Steinweg 19
Alter Teich 124
Angermannmühle 41, 44, 45, 46
Aschergraben 88, 97, 112, 116, 125, 140, 162

Bachmann, W. 60
Baderberg 95
Bähr, George 168
Bärenburg 1, 6, 9, 14, 19, 21f., 25, 26, 36, 45, 94
Bärenfels 6, 8, 9, 12, 13f., 19, 20, 22, 23, 25, 27, 28, 33, 45, 85, 94
Bärenfelser Mühle 13, 16, 18, 19, 21, 81
Bärenstein 4, 8, 10, 11, 14, 15, 23, 33, 42, 54, 56, 57, 65, 66, 70, 78, 92, 93, 94, 114, 115, 146, 147, 148, 156
Bärenstraße 19
Bärenwald 154
Bärsgründel 41
Baukahre 21, 26
Bauweg 26
Becherbach 83
Beck, R. 173
Becker, Willy 133
Beilstein 67, 79
Bernstein, Albrecht v. 12, 16
Bernstein, Caspar v. 23, 24, 28
Bernstein, Hans v. 14, 33, 94
Bernstein, Magnus v. 33
Bernstein, Walzig v. 45, 94
Biela, Große 40, 42, 43, 45, 46, 47
Biela, Kleine 41, 42, 44, 45, 46, 99, 112
Biersteig 154
Bierweg 187
Blutstein 154
Böhmische Straße 13, 17, 81
Böttcher, Friedrich 184
Borsdorf, W. 186
Brandberg 87
Brandner, F. A. 14, 66, 67, 68, 70, 80, 128, 149, 158, 159, 165, 169, 170, 172, 176, 180
Bredow, Margarethe v. 60
Buchwald 87
Buchwald, Erich 133
Bünau, Günther v. 60, 63, 64, 66, 165
Bünau, Rudolf v. 80, 174
Büttner, H. J. 172
Büttners Höhe 25
Buschhaus 46

Caffier (Pfarrer) 78
Carlowitz, Karl, R. v. 34
Carlowitz, V. v. 14

Dalmer, K. 104, 125, 159
Dietrich, Arno 175
Dietrich, Kurt 174, 175
Donnerberg, 86
Drude, O. 30, 52, 54

Ebertmühle 80
Eichhorn, Alfred 56
Eierkuchenberg 28, 29, 31
Eisenstraße 78
Erdbach 79, 140, 162, 176, 196
Erdmannsdorf, Dietrich v. 16

Faber, Traugott 107
Falkenbach 184
Faule Pfütze 17, 18
Fincke (Bergmeister) 96
Firbas, F. 189, 191
Fischer, Heribert 153
Fischersches Vorwerk 46
Flügelhornweg 46
Folgenweg 78
Frauenstein, Nickel 45
Freiberger Hau 12
Freiberger Wand 12, 18
Frenzel, Hedwig 191
Friedrich, A. 170
Friedrichshöhe 21
Fuchshübel 162
Fürstenau 6, 9, 56, 66, 71, 77, 78, 152, 156, 160, 161, 163, 164, 174, 175f., 196
Fürstenwalde 1, 9, 11, 56, 66, 72, 77, 165f., 172, 175, 176, 179, 183, 184
Furt 173

Gabelweg 81
Gäbert, C. 173
Galgenteich, Großer und Kleiner 19, 20, 48, 82, 87, 88, 89, 90, 97, 99, 112, 121
Gamsten 108
Geising 6, 9, 10, 31, 35, 48, 56, 57, 66, 69, 72, 90, 94, 128, 129, 131, 138f., 157, 161, 162, 163, 164, 170, 171, 181, 188,
Geisingberg 1, 4, 7, 9, 28, 31, 48f., 70, 79, 91, 92, 95, 99, 117, 138, 154, 155, 162, 173
Geisinger Bach 66, 71, 139, 140, 147, 148
Geisinggrund 71, 139, 141, 152, 154
Georgenfeld 9, 41, 66, 79, 94, 124, 129, 132, 133f., 146, 162, 188, 196
Georgenfelder Moor 8, 30, 88, 188f.
Gerlach (Architekt) 145
Gerstenberger 110
Gesprenge 155
Gießhübel 185
Goethe, Johann Wolfgang v. 107, 116, 124, 132, 182
Goldhahnweg 121, 122, 154
Gottgetreu 9, 66, 173, 174, 175
Gottleuba 5, 48, 56, 79, 184
Grafenstein 79
Graupenweg 71
Grenzbach 79, 196
Grenzgraben 190
Grenzweg 185
Gröger, H. 65
Grubenweg 108
Grüner Stein 118
Grundbach 189
Grundelbach 31
Grundig, Johann 35, 146

Haberfeld 165, 172, 175, 183, 184
Häuerbrücke 131, 163
Hagecius, Wenceslaus 65
Harthe 72, 73, 79, 165, 184
Hartmannmühle 10, 72, 139, 152
Heckengrund 84
Heerwasser 66, 79, 121, 123, 129, 131, 140, 148, 150, 162, 163
Heerweg 163

Heide 182
Heidegraben 182
Heidich 42
Heimann, Richard 91, 114
Heintz, Siegmund v. 45
Hemmhübel 83
Hemmschuh 7, 185, 186
Herrfurth 122
Herrmann, Paul 129
Herzing, Hans 91
Hirschbach 184, 188
Hirschberg, 162, 172
Hirschbergwald 67
Hirschklaue 172
Hirschkopfweg 42
Hirschsprung 9, 43f., 46, 85, 94, 105
Hirschsprunger Bach 43, 46
Hirschwiese 14, 17
Hölbe, Rudolf 62
Höllengrundmühle 172, 173
Höllmühlenscheune 172, 173
Hörnigk, Lorenz 63, 64
Hösel, Erich 14
Hofehübel 13
Hofeteich 164, 181, 182
Hofewiese 182
Hoher Busch 154
Holk, Heinrich 76, 96, 100
Holperbach 188
Hühnerleitenweg 87
Hüttenbach 70, 139, 140, 163, 164
Hüttenteich 140, 153, 154, 163
Hutberg 79, 156, 161
Huthaus Bärenstein 54
D'el Huyar, Fausto und José 131

Jagdsteig 47
Julius-Schmidt-Steig 28

Kadner, Bruno 145
Kadnerhöhe 172, 181
Kämpfemühle 71, 151
Kändler, Johann Joachim 14
Kästner, M. 193, 194, 195
Käthenstein 58
Kahleberg 1, 8, 9, 27, 28, 48, 79, 88, 115, 117f., 162, 172, 188, 195
Kalter Brunnen 79, 140, 163
Kauderbach, Emanuel 128, 149
Kesselhöhe 42, 54
Kiefernweichen 134
Klähn, Johann Daniel 59
Kleiner Kittel 161
Kleinliebenau 78, 80
Klengel, Arthur 43, 179, 196
Klengelkuppe 79, 156, 162, 172, 175, 182
Klinge 26, 42
Klingenflüssel 26
Klingenwiese 26
Knauth, Jakob 147
Knebel, K. 20,21
Knöchel 154
Knöffel, Johann Christoph 40
Köhlermühle 80
Köllners Vorwerk 46, 47
Königshaupt 79
Kötzschke, Rudolf 84
Kohlberg 42
Kohlenstraße 156
Kohlgrund 41, 43
Kohlgrundweg 43
Kohlhaukuppe 79, 138, 152, 154, 162, 163
Kratzhammer 66, 69, 81, 164
Krauss, Emil 35
Kreuzgalgenweg 83
Kreuzweg 186, 187
Krutzsch, Hermann 16
Kügler, Johannes 114
Kühne, Max Hans 22, 80, 129
Kuhnau, Johann 153
Kulmer Steig 10

Laasräume 182
Laberchberg 172
Ladenberg 42
Ladenbusch 42

Ladenholz 42
Ladenmühle 42, 44, 45
Ladenwasser 41, 42
Lagerbüschchen 182
Lagerplan 154
Landweg 28, 81
Langegassenweg 121, 122
Langer, J. 42
Langer Grund 22
Lauenstein 8, 9, 10, 11, 14, 48, 56, 58f., 71, 72, 76, 78, 79, 80, 92, 115, 123, 145, 146, 148, 149, 151, 152, 154, 156, 158, 162, 164, 165, 169, 171, 174, 179, 181, 184
Lauensteiner Bach 58, 60, 70, 71
Leibniz, Gottfried Wilhelm 101
Leichenkahre 21, 26
Leierberg 154
Leitenbusch 154
Leitenhang 139
Leitenweg 139
Lerchenbüschchen 161
Lerchenhübel 47
Leubnitz, Ambrosius 101
Liebenau 9, 11, 66, 67, 70, 72f., 78, 81, 161, 165, 170
Liebenauer Bach 78
Lindenhof 18, 25
Löscher, H. 76, 93, 179, 183
Löwenhain 6, 9, 57, 66, 67, 70, 71, 77, 139, 141, 156f., 162, 164, 170, 175, 176, 180
Löwenhainer Bach 79, 176
Lossow, William 22, 129
Lugsteine 1, 9, 27, 101, 118, 172, 188, 195
Lungkwitzsches Vorwerk 46

Männchen, Christianus 34
Maltitz, Sigismund v. 111
Mariaweg 79
Marketender 154
Masche, Friedrich 153
Mathesius, Johannes 182
Meiselmühle 80
Meissner, Christoph 26, 28, 33, 41, 42, 43, 44, 45, 70, 81, 93, 94, 95, 97, 100, 128, 148, 150
Meltzer 158
Mendemühle 45
Mendesches Gut 46
Meurer, Wolfgang 100
Milchfluß 84
Milchflußweg 84
Minckwitz, A. v. 14
Mittelweg 12
Moewus, F. 193
Moorkuppe 121
Mosch, 180
Müglitz (Fluß) 5, 7, 10, 11, 27, 40, 48, 55f., 58, 60, 69, 70, 71, 72, 78, 79, 88, 111, 132, 157, 165, 172, 173, 174, 175, 177, 179, 182, 196
Müglitz (Ort) 56, 66, 174
Mühlberg (Altenberg) 92
Mühlberg (Liebenau) 72
Mühlsteig 72
Müller, Johannes 78
Münzer, Hans 60, 65, 116, 146

Näcke 85
Napoleon 76
Nasenbach 79
Nasse Lehn 154
Natterflüßchen 42
Naumann, A. 52
Neef, Ernst 9, 176
Neidhardt, Nino 153
Nessa, Werner v. 45
Neufang 93, 101, 150, 155
Neugarten 46, 47
Neugraben 19, 27, 87, 117, 190, 191
Neu-Rehefeld 86, 184, 186, 187

Oberbärenburg 1, 20, 21f., 26, 41, 90
Oberpöbel 26, 27, 82, 94
Oberreit 20, 28, 42, 43, 56, 84, 182, 188

Oeder, Matthias 16, 20, 23, 41, 42, 43, 45, 46, 82, 83, 87, 93, 124, 128, 147
Oeder-Zimmermann 39, 46, 80, 148, 179, 184
Oelschlägelraum 172
Oelsengrund 66, 69, 70, 79
Oelsner, Oskar W. 102, 125
Opelhöhe 1, 21
Ottertellenweg 40
Otterwasser 40, 41

Paradies 117
Petzold, Helmut 174, 175
Petzoldwasser 125, 140
Petzoldweg 131
Pfarrhöhe 79, 162, 182, 196
Pfarrwasser 79, 140, 163
Pfarrwiesenbach 117
Piroch, Max 114
Pöbelbach 12, 13, 15, 20, 25, 27, 28, 29, 31, 36, 81, 82
Pöbelknochen 29, 82, 83
Popp 19
Poscharsky 29, 30
Putzmühle 28

Quergraben 121
Querwasser 140

Rabenhübel 70, 71, 79, 156, 161, 162
Radisch, Berthold Fürchtegott 34
Räumerich b. Altenberg 8, 90
Räumerich b. Bärenfels 18
Räumich b. Bärenburg 24
Räumig b. Geising 154
Ranfft, Johann Daniel 147
Raupennest 91, 92, 99, 113, 115, 162
Rauschermühle 47
Rehefeld 5, 6, 7, 28, 29, 31, 45, 83, 84f., 87, 94, 117, 118, 138, 176, 184, 186, 187
Reinhold, Walter 114
Reyer, E. 100, 108, 125, 128
Richter, E. 37, 85
Richterbusch 169
Riesengrund 43, 99
Riesengrundleite 43
Röling, Asmus 46, 47
Römer, Jobst Christoph 85
Rössler, Balthasar 91, 92, 96, 100, 114
Rosengrund 125, 136
Rote Kluft 108
Roter Stein 139
Rotes Wasser 11, 48, 54, 56, 66, 71, 72, 93, 139, 141, 155
Rotherd 41, 42
Rotwasser 25, 31
Rudolph, K. 189, 191
Rudolphsdorf 66, 170, 183
Rüstmeisterberg 40, 47
Runder Sternweg 86

Sachsenabfahrt 72
Sachsenhöhe 48, 55, 57, 70, 71, 156
Salzleckenbach 16, 18, 25
Sandermühle 72, 150
Saubach 15
Schade, A. 120
Schäfermühle 21, 25
Schafbrücke 69, 72, 78, 79, 165
Schafkuppe 48, 79, 156
Scharspitze 117, 154
Scheibe 46
Scheibenweg 46
Schauhübel 138, 141, 156, 161, 164
Schelle, Hans 33
Schelle, Johann 153
Schellerhau 1, 6, 9, 12, 13, 15, 16, 20, 25, 27, 28, 29f., 39, 57, 81, 83, 85, 94, 104, 115, 117, 129
Schellerhauer Mühle 28
Schellermühle 19, 35, 39, 120
Schenck, Peter 82
Schiffner, A. 180, 181

Schinderbrücke 20, 35, 39, 82
Schmidt (Bergamtsassessor) 116
Schmidt, Julius 17, 26, 38
Schmidt, Otto Eduard 44
Schönberg, Ewald 153
Schreiter, R. 105, 125
Schretzenmayr, M. 7, 186
Schulz, P. 88
Schumann, August 28, 85, 86, 150, 159, 170, 181
Schumann, Rudolf 88, 97, 108
Schwarzbach 175, 184
Schwarzer Teich (= Wüster Teich) 124
Schwarzer Teich (Geising) 139
Schwarzwasser 92, 111, 117, 121, 124, 139
Schwenke, David 64, 96
Schwenke, Michael 60, 62, 63, 64
Seifenbusch 19, 82
Seifenmoor 89, 188
Seifenweg 82
Sernitz 175
Seydener Wand 81
Seydlitz, Woldemar v. 41
Sichelbrücke 19, 35
Sichelweg 19
Sieber (Geheimrat) 30
Sieber, Siegfried 107
Sommerleite 150
Sorgenfrei 86
Spitzberg 13, 17, 18, 25, 37
Staude, Niclas 97
Steche, Franz Richard 178
Steglich, B. 20, 25
Stephanshöhe 28
Stockwiesen 71
Stötzner, Walter 80
Stolz, Rudolf 115
Stopp, E. F. 30, 31
Stübnerkuppe 172
Stufenweg 19
Sturzkober 156, 161, 181, 182

Talbärenburg s. Waldbärenburg
Teichweg 185, 186
Tiefenbach 71, 89, 91, 92, 94, 95, 105, 111, 112, 115, 117, 139, 141, 148
Tiefer Grund 91, 92, 112, 138, 139, 150
Totes Kind 116, 128
Traugotthöhe 196
Trautmann, O. 34, 92, 93, 94, 97
Trenckmann, Paul 12, 13, 26, 82, 85

Ullrich (Kantor) 78
Unterlöwenhain 66, 164
Urbank, Siegfried 45, 153

Vandamme 76
Vinzenzpochmühle 71
Vogelherd 72, 79
Voigts Wache 154

Wache 154
Wachsteinrücke 182
Walsmühle 12
Waldbärenburg 20, 21, 26
Walther, Christoph 96
Walther, Hans 27
Wandweg 12, 13
Warmbach (= Große Biela) 41
Warmbach, Großer 124, 185, 191, 195
Warmbach, Kleiner 87, 185, 186
Weicholdswald 45, 46, 47, 101
Weißeritz, Rote 5, 6, 11, 13, 15, 16, 18, 19f., 21, 24, 26, 27, 28, 29, 31, 35, 39, 40, 82, 83, 88, 89, 93
Weißeritz, Wilde 19, 20, 81, 82, 83, 84, 88, 124, 185, 188
Wendisch, J. C. R. 144, 146
Westfalen, Arnold v. 62
Wiesenkahre 21, 26
Wolfshügel 81
Wüster Teich 124, 185, 186

Zaunhäuser Mühle 85
Zaunhaus 13, 85, 86, 94, 184, 185, 187
Zechenweg 27, 28, 81, 82

Technische Universität Bibliothek Dresden

SLUB
Wir führen Wissen.

Zeidelweide 173, 175
Zieten, General v. 76
Zimmermann, Balthasar 12, 13, 15, 16, 20, 33, 82
Zimmernickel 172
Zinck, Paul 38
Zinnstraße 12, 13
Zinnwald 1, 4, 6, 7, 9, 11, 21, 29, 35, 50, 57, 66, 69, 79, 104, 113, 115, 116, 121, 122, 123, 124f., 133, 134, 136, 138, 146, 149, 150, 151, 152, 156, 162, 163, 174, 175, 176, 177, 181
Zinnwaldberg 116, 139
Zinnwalder Wasser 125, 140, 150, 163
Zinnwaldgrund 117
Zschörnigen 67, 69, 70
Zühlke, Dietrich 10
Zürner, A. F. 78, 82
Zumbe, Carl 100
Zwitterweg 131

H. Sachverzeichnis

Abraum 112
Ackerbau 9, 24, 29, 36, 77, 132, 140, 151, 159, 167, 172, 176, 180
Ackerwertzahl 36, 69, 77, 86, 132, 151, 159, 170
Alluvionen 84
Alte Straßen u. Wege 10, 12, 13, 19, 21, 26, 39, 40, 42, 43, 46, 47, 56, 71, 72, 73, 76, 78, 81, 82, 83, 86, 87, 121, 131, 152, 154, 156, 161, 163, 168, 173, 181, 186, 187
Antifaschisten 23, 121
Arsen 103, 105, 112, 156
Aschebrenner 117
Aufschlagwasser 129
Aulehm 73
Aussichtspunkte 1, 25, 28, 48, 70, 79, 118, 156, 162, 163, 172

Bäche s. Flüsse
Barock 62, 64, 146
Basalt 4, 7, 49, 50, 54
Baudenkmale 15, 22, 34, 60, 62, 75, 93, 95, 129, 146, 158, 168, 178
Befreiungskrieg 1813 76, 96, 149, 158, 169
Bergämter 69, 94, 151, 155
Bergbau 4, 9, 10, 12, 18, 19, 20, 25, 27, 35, 36, 37, 45, 57, 67, 69, 71, 76, 77, 92, 94, 97, 98, 99, 100, 102, 105, 109, 115, 117, 123, 124, 129, 131, 149, 150, 151, 158, 159, 169, 173, 174, 179, 181, 183, 195
Bergleute 33, 46, 81, 92, 93, 94, 95, 98, 101, 102, 108, 110, 114, 121, 129, 133, 141, 144, 148, 150, 160, 163, 175, 181
Bergmeister 93, 94, 95, 96, 101, 147, 151
Bergordnungen 94, 151
Bergregal 66, 93
Bergwerke 33, 35, 41, 55, 78, 81, 88, 91, 93, 97, 102, 116, 122, 128, 150, 163
Besiedlung 8, 9, 14, 23, 26, 27, 33, 45, 55, 58, 65, 66, 73, 76, 80, 85, 128, 133, 134, 147, 158, 167, 174, 179, 183, 186
Bevölkerung 9, 16, 24, 33, 36, 45, 68–70, 77, 80, 86, 92–101, 128, 131, 134, 148–153, 158, 169, 180, 183, 186
Bingen 57, 88, 91, 92, 96, 101, 105, 109, 111, 114, 118, 121, 159
Blockmeere 8, 25, 118, 167, 195
Blumenherstellung 98
Bodenreform 66, 69, 71, 79
Böden 1, 4, 7, 10, 11, 29, 33, 36, 42, 46, 47, 77, 87, 118, 119, 132, 156, 159, 167, 170, 183, 188, 191
Braunkohlen 156, 192
Brekzien 105
Bulten 90, 192, 194
Burgen 8, 9, 55, 58, 60, 65, 158

Denkmale 116, 160
Denkmalschutz 138

SLUB
Wir führen Wissen.

Dreißigjähriger Krieg 16, 17, 76, 81, 96, 97, 108, 129, 155, 158, 169

Ehegedinge 67
Eisenbahnen 11, 18, 48, 57, 86, 91, 115, 151, 186
Eisenerze 27, 29, 35, 69, 80, 81, 105, 122, 155
Eisstadien 152, 164
Empire 75
Erbgerichte 34, 39, 74, 89, 134, 169, 178
Erosion 4, 20, 25, 55, 79, 83, 84, 88, 123, 163, 165, 185, 195,
Erster Weltkrieg 131, 146, 151
Erzaufbereitung 71, 92, 105, 110, 111, 121, 122, 132, 139, 150, 163
Erzausbringen 108, 155, 173
Erzbildung 4
Erzwäschen 105, 107, 110, 122, 131, 138, 162, 163
Exulanten 9, 128, 134, 147, 149, 174, 175, 184

Fachwerk 13, 22, 38, 39, 44, 55, 59, 62, 74, 80, 85, 95, 96, 113, 141, 160, 167, 178
Faschismus 78
Feinmechanische Industrie 10, 70, 72, 77, 99, 132, 152, 171
Feinzinn 112
Feldgraswirtschaft 10, 36, 99, 132, 159, 180
Feuersetzen 102, 111, 124, 129
Fischzucht 20, 25, 27, 56, 66, 73, 83, 164
Flachsanbau 36, 185
Flachsaufbereitung, -verarbeitung 69, 77, 98
Flößerei 20, 26, 37, 88, 124
Flora 30, 50—54, 84, 87, 90, 119, 159, 176, 186, 193
Flüsse 4, 11, 19, 25, 27, 31, 40, 47, 55, 58, 71, 72, 73, 79, 81, 82, 83, 84, 88, 89, 117, 124, 125, 129, 139, 140, 157, 162, 163, 173, 175, 176, 177, 182, 183, 184, 185, 188, 190, 196
Flußregulierungen 56, 84
Flußspat 105
Forsthäuser 13, 15, 22, 43, 45, 85, 86
Forstorte 41, 81, 82, 115
Forstverwaltung 15, 16, 17, 43, 45, 50, 81
Forstwirtschaft 8, 12, 36, 37, 47
Fossilien 87
Freier Deutscher Gewerkschaftsbund 11, 18, 24, 26, 37, 46, 85, 86, 99, 132, 152
Fremdenverkehr 9, 11, 13, 17, 18, 24, 25, 26, 37, 39, 45, 58, 70, 80, 86, 99, 132, 138, 152, 165, 171, 181, 186
Frondienste 15, 17, 23, 24, 66, 148
Frosttrocknis 119
Frühkapitalismus 65
Fünfjahrplan 109
Fundgruben 18, 27, 28, 35, 42, 45, 55, 70, 81, 93, 97, 107, 108, 115, 117, 121, 122, 128, 129, 131, 150, 155, 181
Fundgrübner 109

Gasthöfe, -stätten 12, 17, 25, 26, 28, 55, 58, 72, 78, 80, 95, 115, 128, 159, 165, 169
Getreidebau 7, s. Ackerbau
Gewerken 122
Gewerkschaften, bergmännische 46, 95, 97, 105, 109, 122, 131, 132, 155
Gezähe 107
Glanzkohle 87
Glashütten 183
Glazialpflanzen 195
Gneis 1, 4, 9, 10, 20, 22, 27, 28, 50, 54, 55, 57, 72, 77, 79, 81, 139, 155, 156, 159, 161, 167, 168, 170, 172, 175, 176, 180, 183, 184, 196

SLUB
Wir führen Wissen.

Göpelwerke 107, 114
Gotik 178
Granit 1, 4, 12, 19, 20, 27, 28, 29, 36, 57, 83, 102, 103, 104, 116, 117, 118, 123, 125, 127, 129, 139, 150, 184
Granitporphyr 4, 40, 42, 46, 48, 50, 54, 102, 103, 104, 116, 139, 154, 155, 162, 163, 164, 175, 176, 196
Greisen 4, 57, 83, 102, 104, 117, 127, 130
Grubenwasser 122
Grünmoore 51, 73
Grundherrschaften 9, 14, 15, 17, 23, 24, 28, 33, 45, 46, 60, 65, 66, 67, 69, 76, 80, 84, 92, 93, 94, 111, 123, 128, 129, 133, 146, 147, 148, 149, 151, 158, 162, 164, 169, 172, 174, 177, 182, 184

Härtlinge 4, 57, 83, 118, 172
Halden 27, 35, 36, 57, 65, 132, 159, 161, 173, 181
Hammergüter 67, 72, 80
Hammerwerke 69, 70, 72, 78, 80, 81, 147, 148, 150, 156, 164
Handwerke, alte 69, 94, 95, 98, 134, 148, 149
Harzgewinnung 83
Hausformen 9, 13, 18, 22, 38, 55, 58, 62, 74, 80, 85, 95, 114, 136, 140, 160, 167, 174, 177
Hausgenossen 68, 148
Heimarbeit 98
Hochwasserkatastrophen 6, 21, 25, 40, 55, 56, 58, 80, 165, 167, 175, 180, 185
Holzkohlen 156
Holzschleiferei 70, 71, 151
Holzsparverordnungen 138
Holzverarbeitung 10, 15, 70, 85, 151
Hornblendeschiefer 84
Hussitenbewegung 65, 76, 158, 179
Huthäuser 35, 81, 117, 159
Hydrothermale Vorgänge 104

Imprägnationen 104, 156
Industrie 57, 71, 72, 86, 99, 132, 141, 150, 151

Jagd 15, 23, 66, 85, 162, 184

Kalkschneller 36, 182
Kalkstein 36, 185, 186
Karbon 87, 102
Kirchen 22, 34, 60, 62, 75, 93, 95, 129, 146, 158, 168, 174, 178, 182
Klima 5, 9, 10, 24, 29, 36, 48, 72, 85, 99, 113, 118, 132, 138, 157, 170, 175, 176, 180, 184, 185, 188, 189, 195
Klöppeln 37, 70, 98, 152
Köhlerei 39, 42, 65, 117
Kohlenabbau 87
Konglomerate 25, 87
Kontinentalsperre 129
Kunstgräben 27, 87, 88, 97, 112, 116, 121, 190, 191, 195
Kunstteiche s. Galgenteiche, Teiche
Kupfererz 117, 155
Kupferkies 105, 156
Kuxe 155, 156

Landabtragung 4, 29, 83, 127
Landesherren 15, 33, 45, 46, 60, 65, 68, 85, 93, 94, 97, 109, 133, 147, 148, 155, 169, 179, 183
Landwirtschaft 1, 10, 36, 45, 47, 59, 69, 70, 72, 77, 80, 86, 99, 131, 138, 140, 151, 170, 174, 175, 180, 183
Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften 9, 10, 36, 47, 69, 77, 99, 151, 160, 171, 180
Langstoßherde 107, 111
Lithionglimmer 123, 127, 131
Lohnarbeiter 10, 111

SLUB
Wir führen Wissen.

Mäander 88, 184
Märkte 68, 93, 94, 149
Manganerz 155
Manierismus 64
Meridianstein 114
Metamorphose 104, 127
Mischzinn 112
Moore 27, 88, 89, 118, 134, 175, 176, 177, 182, 183, 185, 188
Mühlen 10, 20, 25, 28, 39, 41, 42, 44, 45, 47, 56, 62, 66, 70, 71, 72, 80, 83, 84, 85, 129, 140, 159, 172, 173, 174
Mundart 37, 78, 115, 182

Naßpochwerke 107, 111
Naturräumliche Gliederung 1, 9
Naturschutz 7, 51, 80, 118, 145, 161, 187, 195
Nebenerwerb 37, 45, 46, 99, 132, 152, 181
Neubauern 66, 80
Nordischer Krieg 76, 96

Oberflächenformen 1, 6, 13, 17, 21, 22, 25, 28, 42, 46, 47, 48, 57, 58, 70, 71, 72, 79, 83, 88, 91, 117, 138, 153, 156, 162, 163, 164, 165, 172, 176, 182, 186, 188, 190
Ökologische Ansprüche 120

Pegmatitische Vorgänge 104
Phyllit 84, 87, 184, 185, 186
Pionierlager 99
Pneumatolyse 104, 127
Pochwerke 16, 20, 35, 41, 42, 45, 88, 93, 105, 107, 111, 116, 140, 150, 159, 163, 179
Pollenanalyse 191
Porphyr 28, 39, 40, 42, 43, 127, 186
Postsäulen 78, 114
Pottasche 117
Privilegien 45, 66, 68, 134, 148, 165, 169
Pyrit 105
Pyknit 104

Quarz 72, 103, 156
Quarzporphyr 1, 4, 9, 11, 17, 20, 21, 22, 25, 26, 27, 36, 42, 46, 47, 54, 83, 87, 102, 104, 115, 117, 118, 123, 125, 128, 139, 155, 162, 163, 175, 186, 189, 190, 195, 196
Quellen 19, 27, 40, 44, 70, 72, 83, 89, 117, 118, 121, 124, 162, 175, 184, 185, 189, 192, 196
Quellkuppe 49

Reinzinn 130
Renaissance 60, 62, 64, 85, 95, 96, 143, 145
Rittergüter 15, 17, 23, 43, 45, 46, 65, 66, 68, 69, 70, 79, 85, 86, 149, 162, 164, 174
Rocken 38, 182
Rodungen 8, 15, 17, 18, 24, 25, 33, 40, 41, 47, 65, 76, 154, 162, 179, 184
Rohhumus 118
Romanik 178
Rotliegendes 125
Rumpfflächen 1, 4, 10, 72, 156, 165, 175, 176, 183, 185

Sägewerke 10, 41, 44, 56, 70, 80, 129, 140, 151
Sagen 28, 67, 131, 154, 161, 162, 169, 179
Sanatorien 115, 132
Sandstein 87
Schächte 88, 92, 102, 108, 109, 110, 121, 122, 128, 129, 130
Schafzucht 70, 158
Schaubergwerke 102, 107
Schiefer (f. Hausbau) 38, 53, 74, 95, 136, 141, 160, 165, 167, 174, 177
Schiefertone 87

SLUB
Wir führen Wissen.

Schindeln (f. Hausbau) 38, 39, 44, 85, 95, 96, 105, 113, 136, 141, 143, 165, 167, 174, 177
Schlenken 90, 192
Schlösser 15, 33, 58, 60, 84, 97, 141
Schmelzhütten 10, 39, 42, 93, 105, 109, 112, 114, 150, 163, 179, 185
Schnitzerei 37, 45, 99, 153
Schotter 73, 140, 150, 185
Schubortbetrieb 110, 112
Schützengilden 68, 93, 95
Seifen 35, 56, 81, 89, 92, 128, 150, 169
Siebenjähriger Krieg 100, 158, 169
Siedlungsformen 7, 9, 13, 16, 17, 22, 31, 33, 42, 55, 69, 73, 76, 84, 91, 92, 124, 133, 157, 158, 164, 165
Silbererz 28
Soziale Kämpfe 10, 93
Soziale Verhältnisse 68, 98, 111, 131, 152, 156, 160
Spätgotik 60, 63, 75, 146, 168
Spinnen 38, 77, 98
Sprungschanzen 43, 99, 152
Spülkippen 112, 139
Stadtgerichte 68, 94, 149
Stauseen 88, 90, 112
Steinbrüche 43, 49, 139, 174, 175
Steinkreuze 145, 168, 184
Steinrücken 31, 51—54, 55, 91, 139, 154, 157, 161, 172, 176, 177, 182
Stollen 27, 35, 36, 45, 55, 70, 81, 83, 87, 107, 117, 122, 123, 129, 131, 133, 150, 154, 155, 159, 161, 173
Streusiedlungen 7, 124, 133
Strohflechterei 70, 98, 152

Täler, Talformen 4, 11, 19, 27, 40, 41, 43, 48, 55, 81, 83, 84, 138, 139, 157, 162, 176, 184
Technisches Kulturdenkmal 105
Teiche 73, 88, 97, 112, 124, 140, 159, 163, 164, 185
Tektonik 4, 50, 105, 192
Terrassen 4, 40, 70, 72, 73, 75, 140, 157, 162, 167, 176, 177, 185
Territoriale Entwicklung 8
Tertiär 49,50
Torfabbau 90, 183, 190

Umgebinde 39, 113, 137, 141

Variszische Gebirgsbildung 1, 4, 50, 102, 185
Vegetation
Bärwurz-Rotschwingelwiese 7
Bergmengwald 7, 50, 186
Borstgras-Bergheiden 91
Borstgrasrasen 8
Fichten-Bergwald 186
Fichten-Moorwald 8, 90
Flechtengesellschaften 120
Krummholzmoor 8, 192
Moosbeerengesellschaft 90
Orealer Fichtenwald 7
Rotschwingel-Straußgraswiese 7, 51, 52
Schluchtwald 186
Zahnwurz-Buchenwald 7
Zwergstrauchheide 8
Vergrusung 29, 139
Verkehr 10, 21, 26, 40, 56, 91, 99, 115, 150, 152, 171
Verlagssystem 109
Vertrag von Eger 65
Verwerfungen s. Tektonik
Verwitterung 4, 29, 57, 102, 118, 139, 156, 196
Viehzucht 7, 10, 24, 36, 69, 77, 151, 159, 171, 180, 184
Vogelstellerei 79
Volkskunst 85, 177
Vorratspflegliche Waldwirtschaft 8, 16
Vorwerke 23, 42, 45, 46, 47, 154, 161, 164

Waldarbeit 45, 80, 85, 86, 132, 171, 174, 175

SLUB
Wir führen Wissen.

Waldhufendörfer 9, 31, 33, 42, 55, 73, 76, 157, 165, 177, 179
Waldnutzung 37, 84, 86, 90, 94
Waldweide 15, 17, 18, 23, 87
Waldwirtschaft 12, 16, 17, 23
Walen 169
Wasserhaushalt 6, 71, 73, 88, 90, 190, 194, 195
Wasserkünste 88, 97
Wegzeichen 42
Weiler 9, 23, 43, 80
Wetterwarte 48
Wild 43, 85, 133
Wintersport 6, 18, 37, 72, 86, 99, 132, 138, 152
Wirtschaftliche Entwicklung 24, 35, 68, 86, 97, 150, 158, 170, 174
Wismut 103, 105, 112
Wolfram 105, 112, 122, 127, 131, 151
Wollsackformen 29
Wüstungen 33, 45, 67, 79, 80, 158, 183

Zinnerz 9, 12, 28, 29, 69, 83, 92, 103, 104, 105, 108, 110, 111, 112, 115, 117, 118, 122, 123, 127, 128, 129, 130, 139, 156, 161, 173
Zinngießerei 69, 143, 146, 150
Zinnhandel 98, 109, 144, 150
Zinnstein s. Zinnerz
Zinnwaldit 131
Zubuße 130
Zweiter Weltkrieg 96
Zwitter 4, 104, 115, 130

SLUB
Wir führen Wissen.

TAFELN

SLUB
Wir führen Wissen.

Bild 1. Blick auf den zentralen Ortsteil von Schellerhau

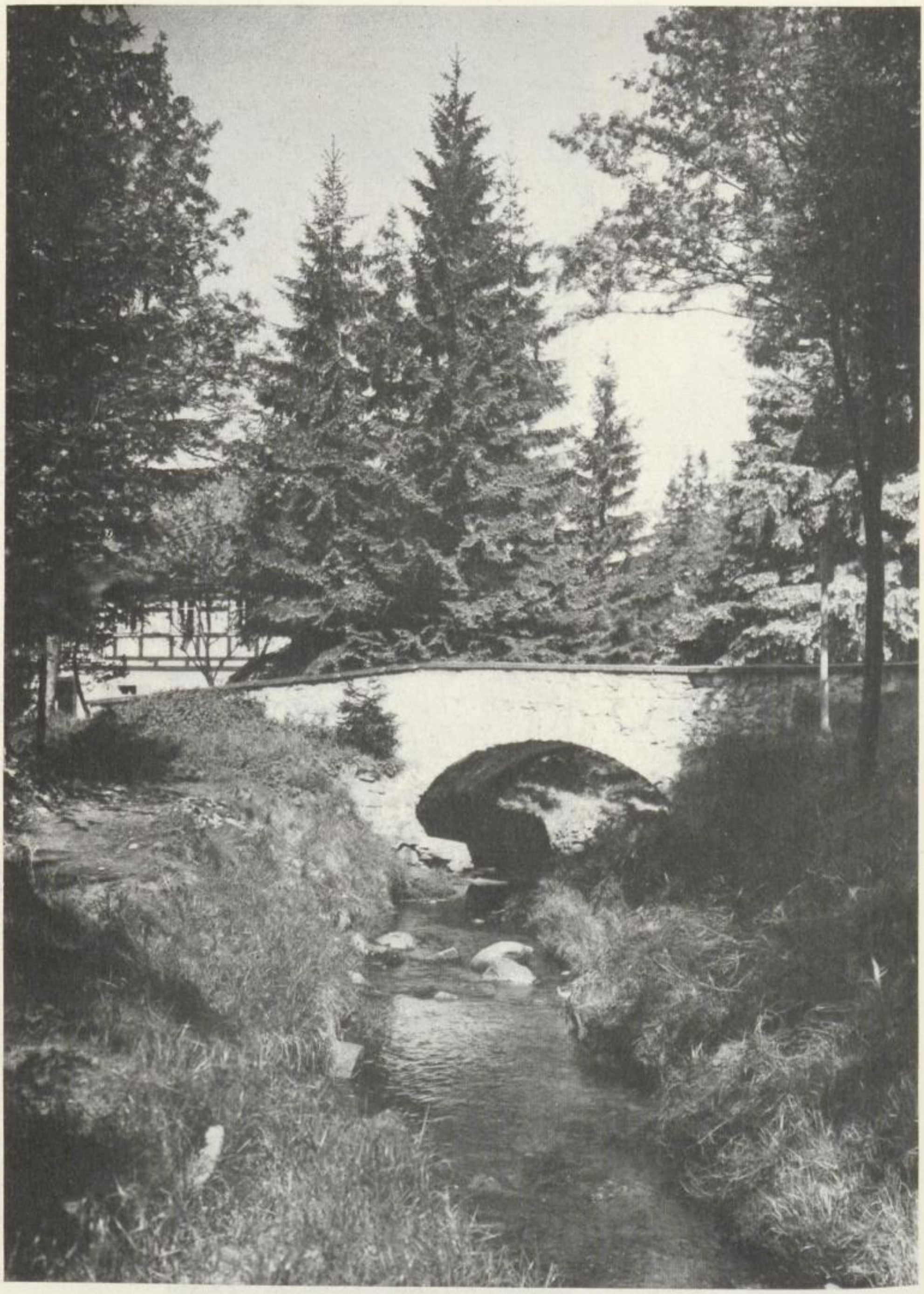


Bild 2. Schinderbrücke über die Rote Weißeritz

Bild 3. Altar der Stadtkirche von Lauenstein

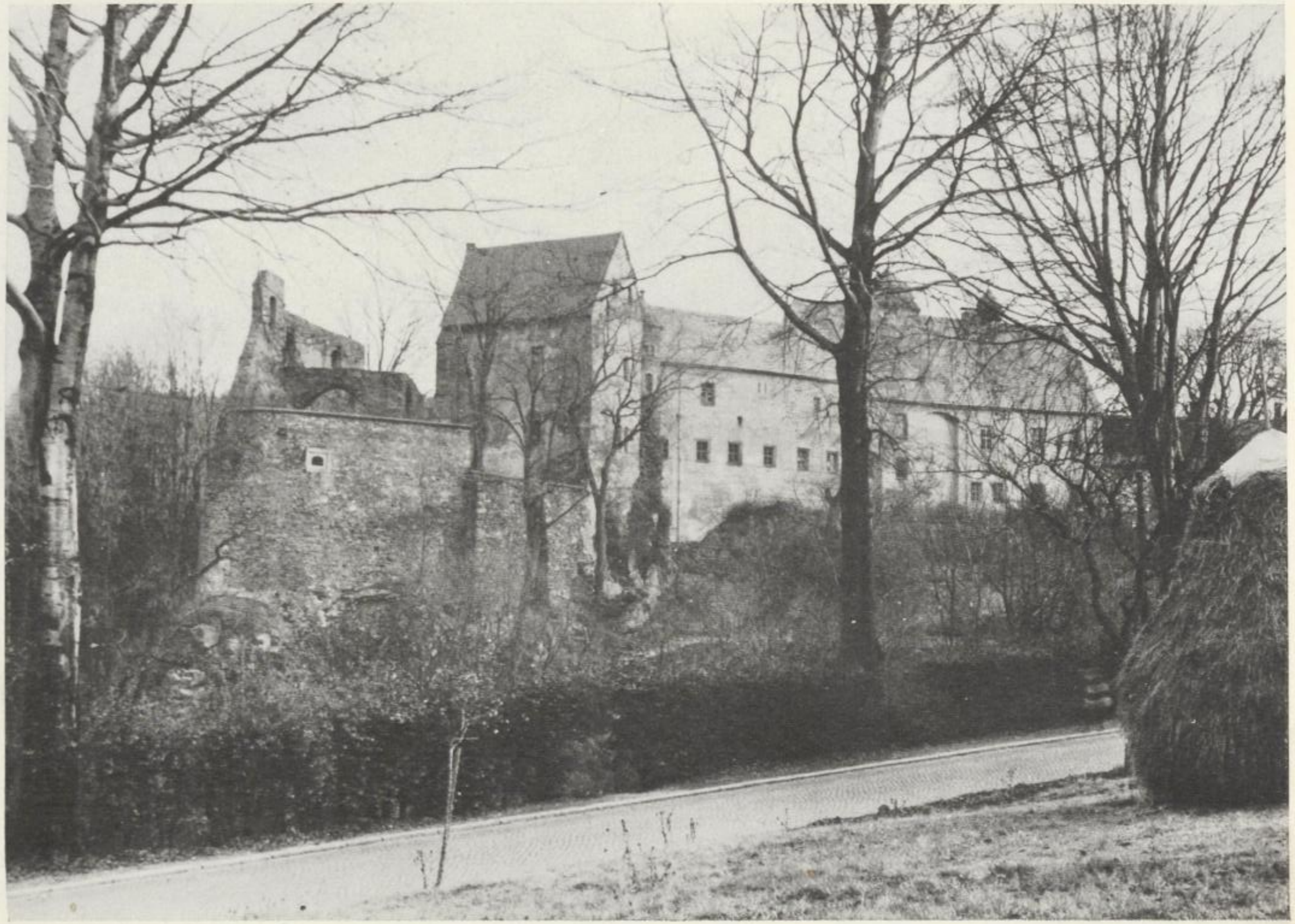


Bild 4. Burgruine und Schloß Lauenstein von Südwesten

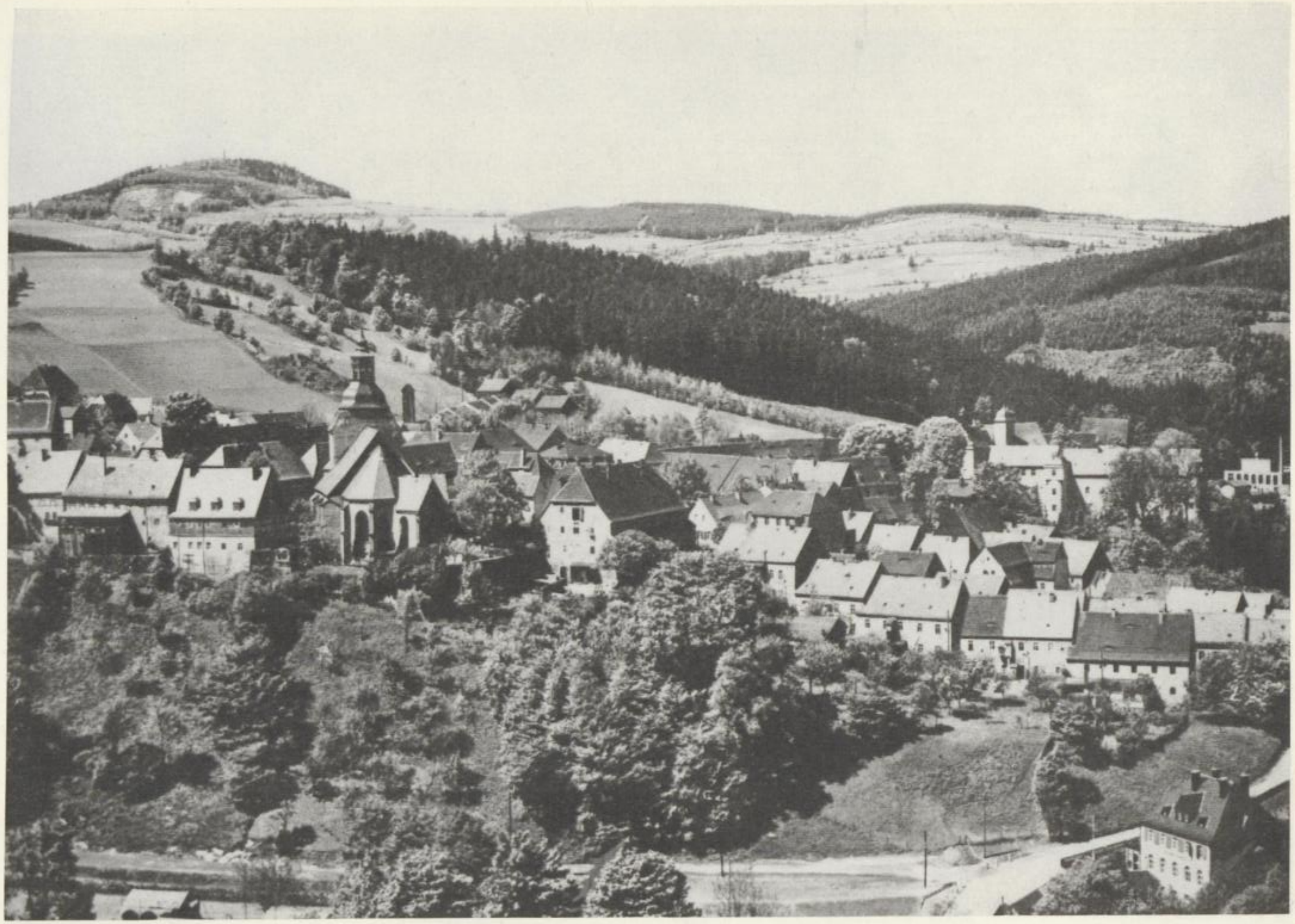


Bild 5. Blick vom jenseitigen Müglitzhang auf Lauenstein

Bild 6. Abriß des Altenbergischen Zwitterstockes 1664

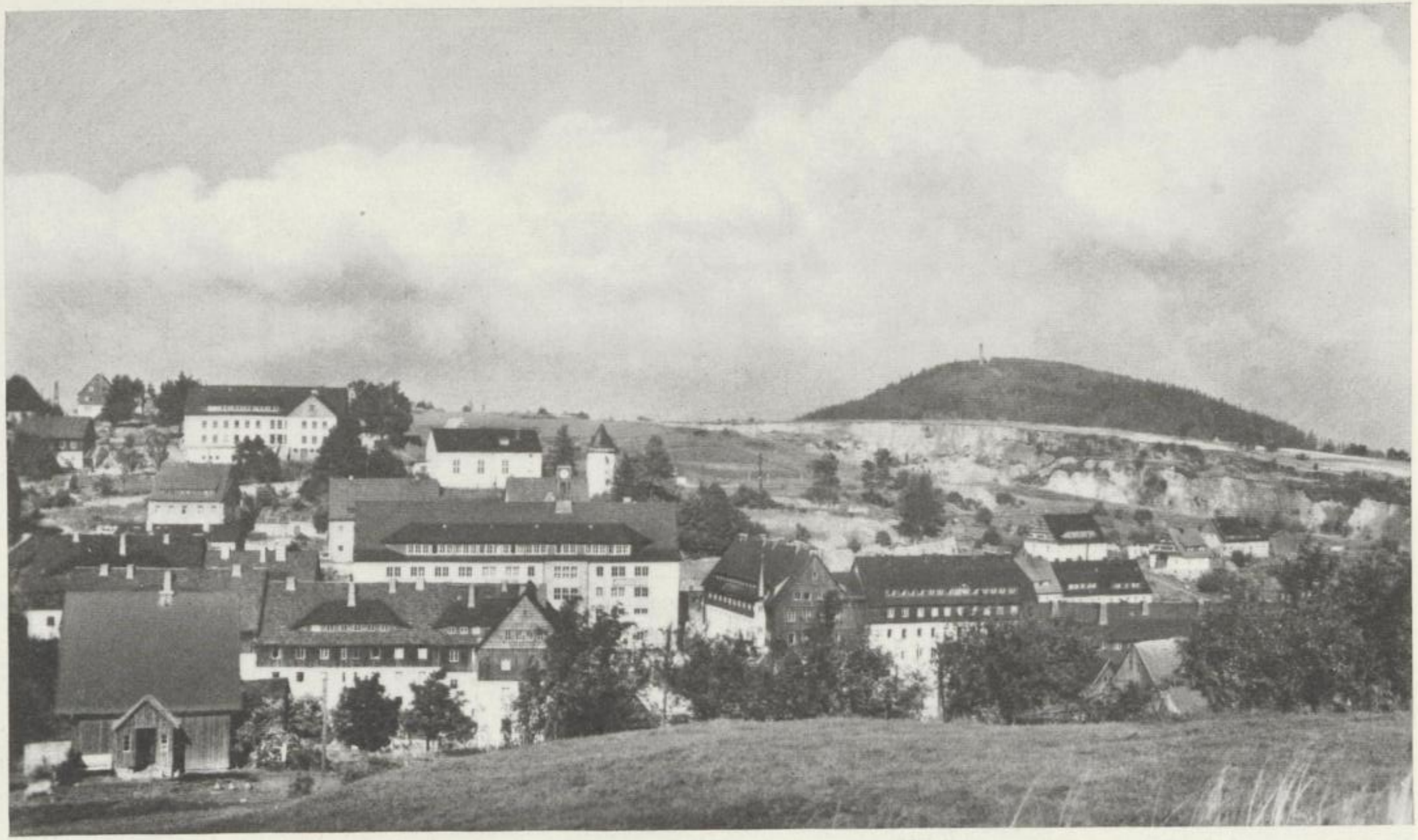


Bild 7. Altenberg mit Binge und Geisingberg

Bild 8. Bergarbeiter des VEB Zinnerz am Füllort

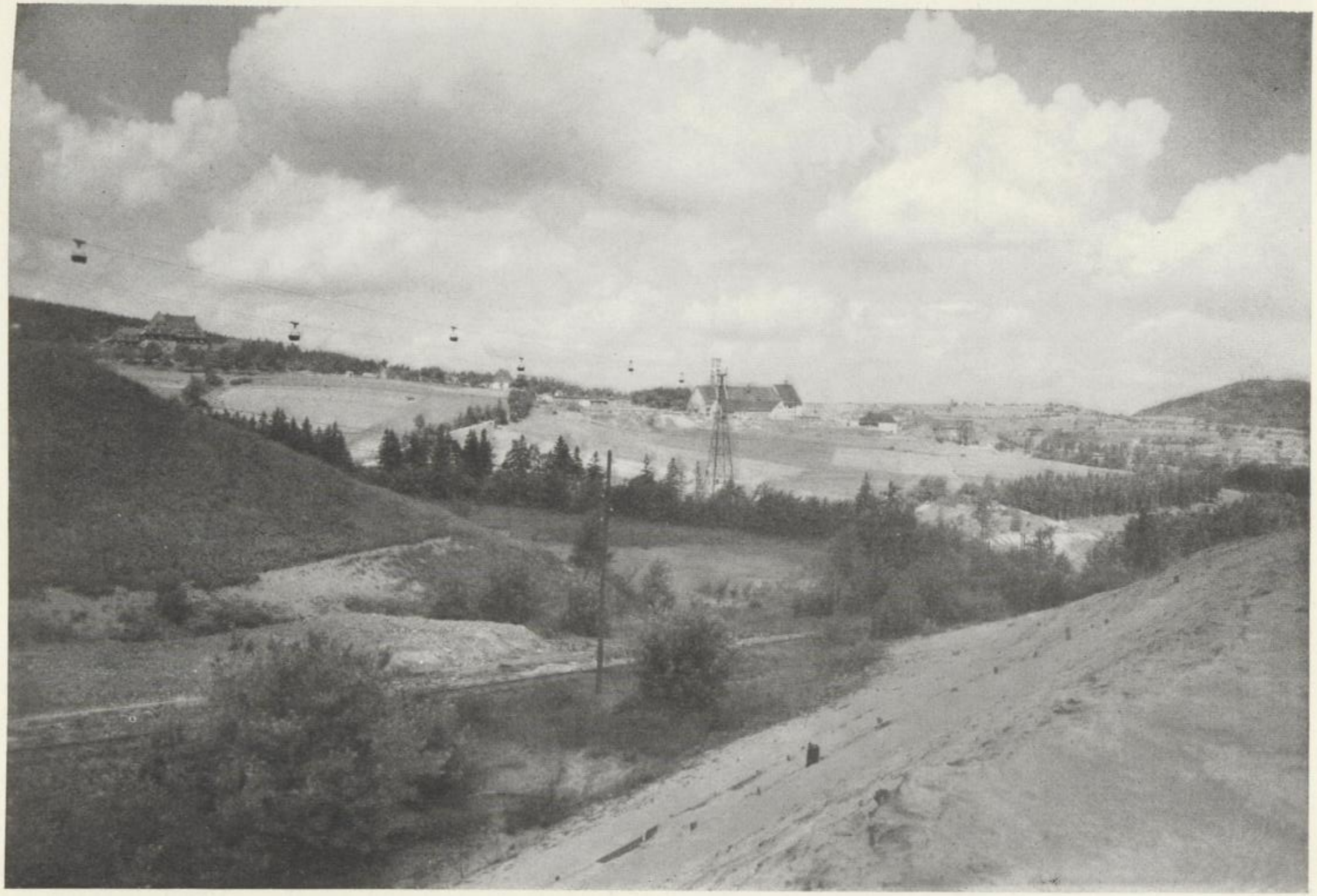


Bild 9. Blick zum Altenberger neuen Zentralschacht

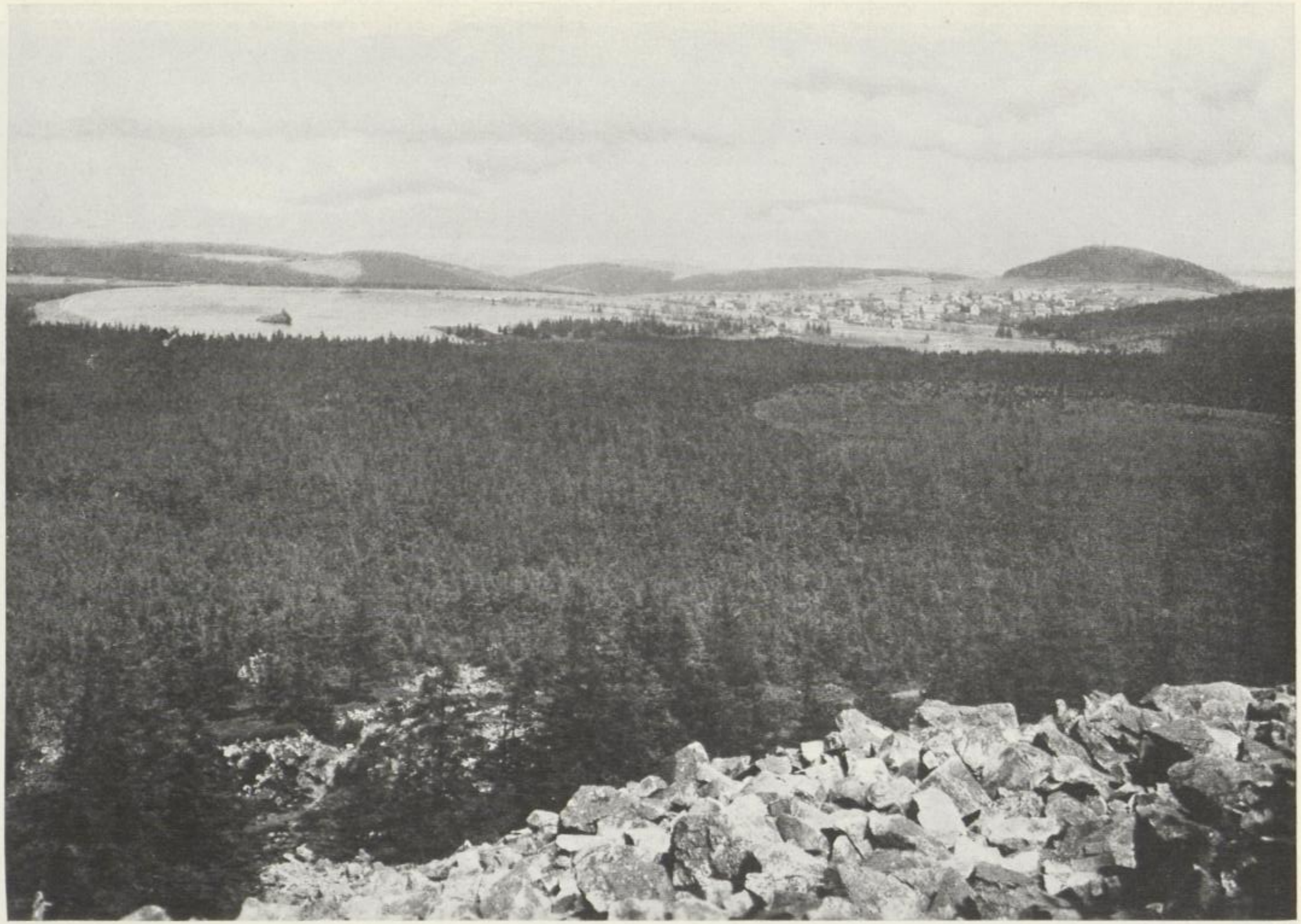


Bild 10. Blick vom Kahleberg in nördlicher Richtung

Bild 11. Blick vom Kahleberg nach Nordwesten

SLUB
Wir führen Wissen.

Bild 12. Teil des Aschergrabens

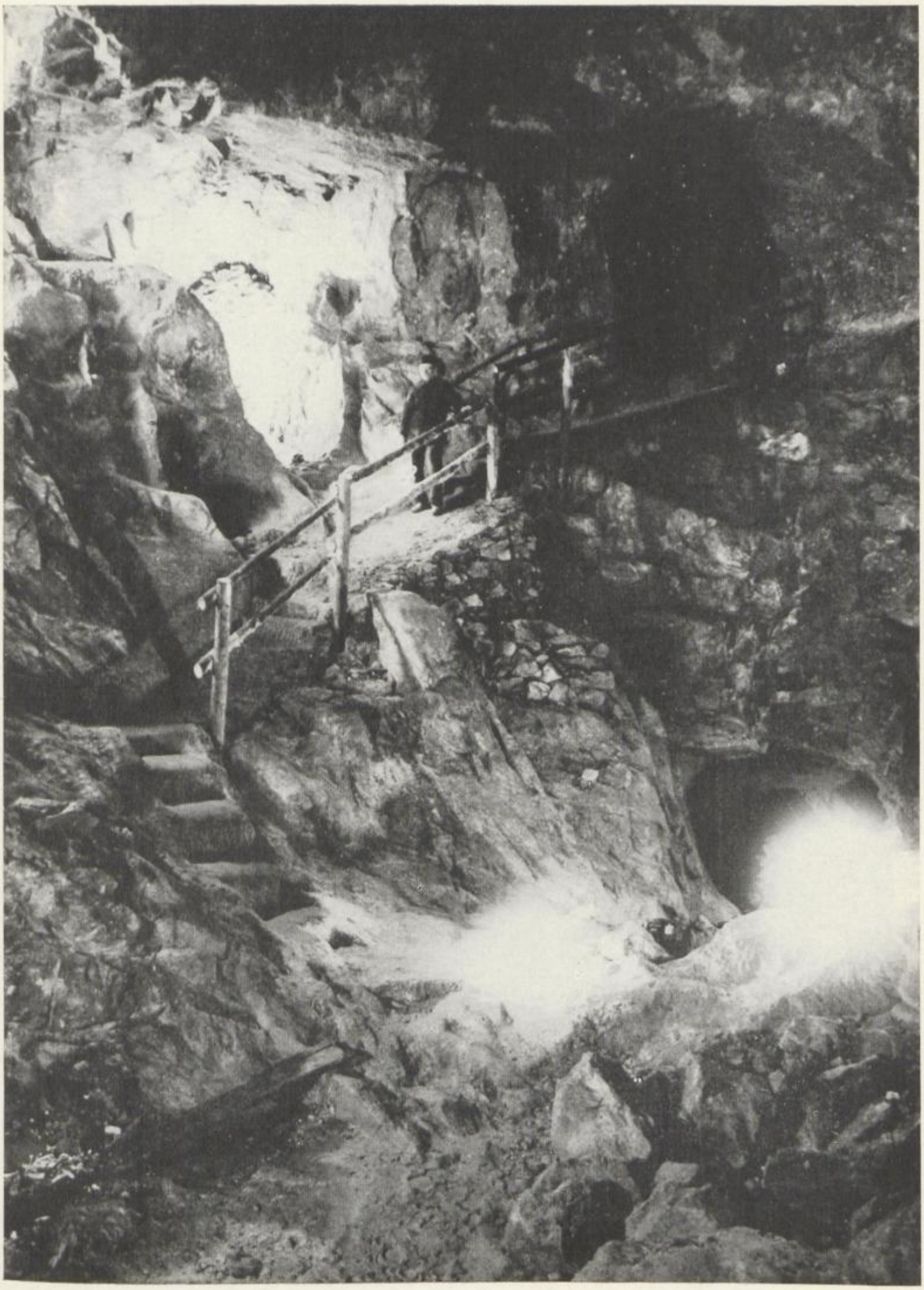


Bild 13. Reichtroster Weitung in Zinnwald

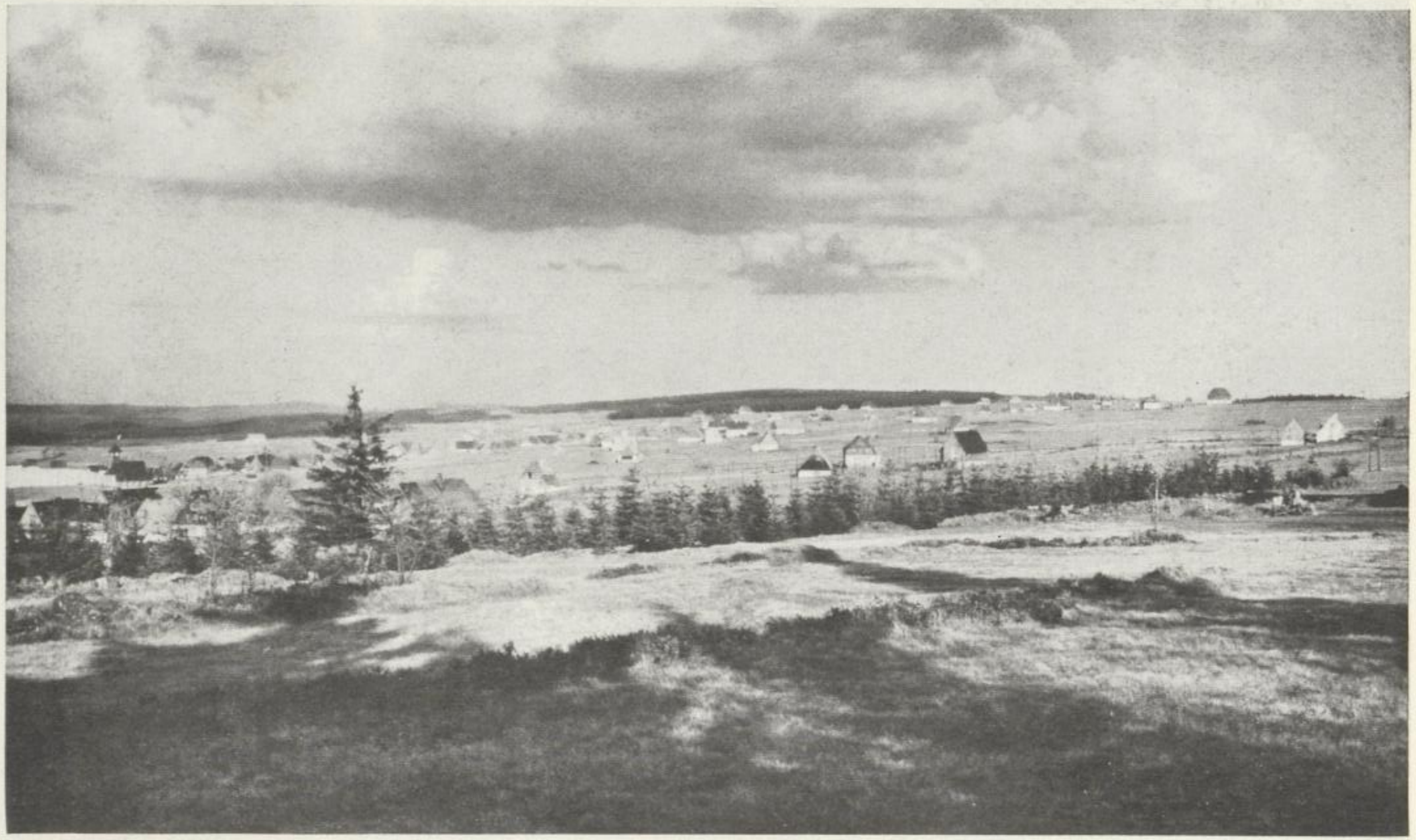


Bild 14. Blick über Altgeorgenfeld nach Zinnwald

Bild 15. Blick vom Geisingberg in südöstlicher Richtung

Bild 16. Georgenfelder Hochmoor mit Grenzgraben

Bild 10. Geologische Übersichtskarte des Erzgebirges

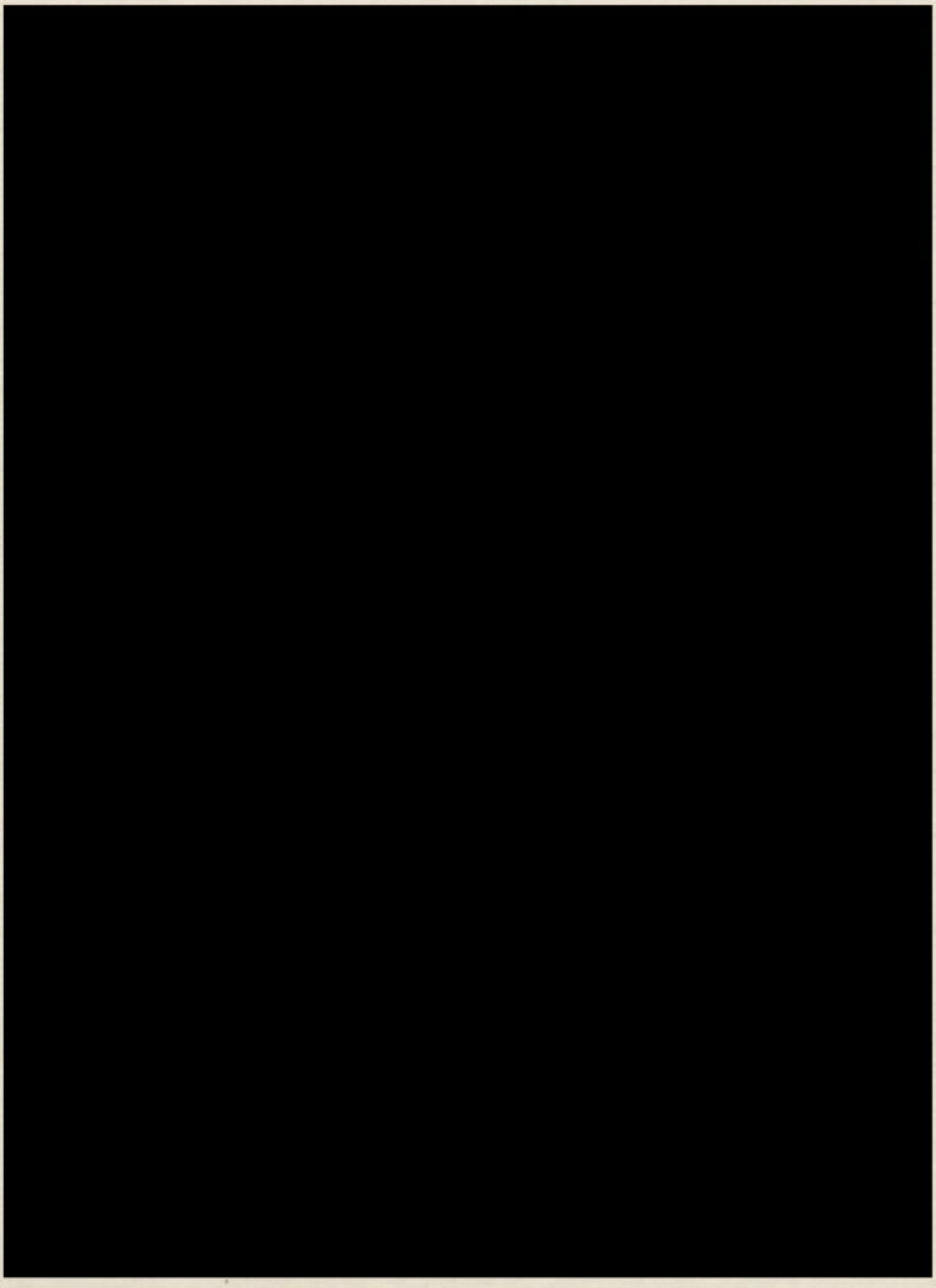
SLUB
Wir führen Wissen.

Karte zu „Um Altenberg, Geising und Lauenstein"
WERTE DER DEUTSCHEN HEIMAT, Band 7

Erschienen im Akademie-Verlag GmbH, Berlin
Lizenz-Nr. 202. MdI der DDR Nr. 973/83
Druck: Druckhaus „Maxim Gorki", Altenburg

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.



Universitätsbibliothek Dresden
1 0391442